Erlebtes

aus dem

Kriege 1870/71.

Von

J. Hartmann,

Königlich Preußischer General-Lieutenant z. D.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1885.

Erlebtes

aus dem

Kriege 1870/71.

Erlebtes

aus dem

Kriege 1870/71.

Von

J. Hartmann,

Königlich Preußischer General-Lieutenant z. D.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1885.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz), Würzburg.

Inhalt.

I.

Der Aufmarsch am Rhein.

Am 30sten Juli Nachmittags kam ein Theil des Hauptquartiers der dritten Armee in Speyer an. Ich war dazu als Artillerie-Stabsoffizier kommandirt. Unser Eisenbahnzug hatte Berlin am Abend des 28sten verlassen. Nach der Thätigkeit und Spannung der letzten Zeit gewährte die lange Fahrt eine Erholung. Man konnte nun erst die überraschenden, gewaltigen Ereignisse in Ruhe bedenken. Und ging die Reise in der unabänderlich geregelten Ordnung der großen Heeresbewegung nicht schnell von Statten, so entschädigte sie durch ungewöhnliche Eindrücke, welche das Gemüth erfrischten und das Gespräch belebten. Auf den Bahnhöfen wartete unser bei Tag und Nacht ein begeisterter, herzlicher Empfang. An vielen Orten waren Bekannte, mit denen Worte freudigen Wiedersehens, schnellen Lebewohls gewechselt wurden.

So fuhren wir, von Erinnerungen und Erwartungen gleich angeregt, durch die schönen Gaue, in welchen eine gute Ernte reifte. Bei Mannheim kamen wir über den Rhein. Noch hatten die Franzosen trotz ihrer schnellen Kriegserklärung deutschen Boden nicht betreten. Aber ihre Bewegungen deuteten sowohl an der

Saar, wie an der Grenze der bayerischen Pfalz und des Badener Landes auf Angriffspläne, welche sie in diesen Tagen mit überlegenen Kräften ausführen konnten.

Der Kronprinz war über München, Stuttgart und Karlsruhe gereist, um die Souveräne zu begrüßen, deren Feldtruppen unter seinem Oberbefehle standen, und residirte jetzt in Speyer nahe bei dem alten Kaiser-Dom. In unserer Zuversicht war er ein Erbe der deutschen Kaiserkrone.

Zu der dritten Armee gehörten das V. und XI. preußische, das I. und II. bayerische Armee-Korps, die württembergische und die badische Feld-Division und die preußische 4te Kavallerie-Division. Hiervon waren am 30sten das XI. Korps bei Germersheim, die badische Division bei Karlsruhe beinah vollzählig zusammengezogen. Es sammelten sich das V. und das bayerische II. Korps um Landau an der Straße nach Weißenburg, die Württemberger in der Gegend von Bruchsal und das bayerische I. Korps bei Speyer. Die Kavallerie-Division war noch im Anmarsch. Die nächsten Tage sollten die fehlenden Truppen und die für Operationen unentbehrlichen Trains heranbringen.

Gegen Abend ritt ich über den Rhein eine halbe Meile südöstlich nach einem Bivouak bei Lußheim. Ich fand dort bayerische Artillerie-Offiziere, welche ich kennen gelernt hatte, als ich noch hannoverscher Offizier war. Sie vermieden, von 1866 zu sprechen, und auch über die jetzt eintretende preußische Führung äußerten sie sich nicht; wohl aber drückten sie gern ihre Freude aus, mit den norddeutschen Kameraden wetteifern und an deren Seite für Deutschland eintreten zu können.

Bayern hatte sei 1866 in seiner Armee bedeutende Aender-

ungen vorgenommen, welche sich der preußischen Organisation anschlossen, indeß noch nicht in das Blut gegangen, auch nicht weit genug ausgedehnt waren. Letzteres galt besonders von der Länge der Dienstzeit. Der bayerische Infanterist wurde kaum anderthalb Jahre bei der Fahne gehalten.

Am anderen Morgen ging ich während des Hochamtes in den Dom, der in neuester Zeit von bayerischen Königen hergestellt und herrlich geschmückt war. Franzosen hatten 1689 die Kaisergräber schändlich verwüstet. Wie oft und schrecklich hauste dieses Volk in Deutschland! Heute beteten wohl alle Soldaten, welche theilnehmend und ergriffen die weiten Hallen des altehrwürdigen schönen Gotteshauses betraten, daß unsere Waffen gesegnet sein möchten, solcher Schmach für alle Zukunft ein Ende zu machen.

In den Straßen konnte man recht wahrnehmen, wie lebhaft die großen Ereignisse Jeden beschäftigten. Landleute, welche zum Sonntag in die Stadt gekommen waren, standen mit Bürgern, preußischen und bayerischen Soldaten in eifrigem Gespräch. Man sah ihnen an, daß unsere schnelle Kriegsbereitschaft schwere Sorgen erleichterte. Freilich konnte der Feind noch einmal ihre Fluren betreten, ihren Wohlstand vernichten; indeß stärkte die ununterbrochene Folge ankommender Truppenmassen mehr und mehr die Hoffnung, während die Ruhe und Ordnung, womit sich Alles vollzog, Bewunderung erregte und das Vertrauen zu der preußischen Heeresleitung befestigte.

Ein Rekognoszirungsritt sollte uns mit einer Stellung zwischen den Festungen Germersheim und Landau bekannt machen, in welcher man den Feind, falls er über die Lauter vorrückte,

erwarten wollte. Durch ein fruchtbares, fleißig angebautes Hügelland rheinaufwärts bis Germersheim, dann nach Westen auf Landau zu reitend, hatten wir die malerischen nördlichen Vogesen — die Haardt — vor uns. Die Getreideernte war schon eingeheimst, der Weinstock hing voll Trauben und versprach ein gutes Jahr. Zwischen dem Strom und dem waldigen, felsigen Gebirge, auf jedem Flügel einen festen Platz, konnten wir überlegenen Kräften widerstehen.

Am Abend an der Tafel des Kronprinzen sah und hörte man, wie zahlreich unser Hauptquartier war. Allein an Offizieren zählte es etwa sechzig. Der Dienst bei dem Oberkommando einer Armee erfordert viele Personen. Andere kamen aus diesem und jenem Grunde hinzu. Die süddeutschen Staaten hatten ihre besonderen Vertreter geschickt und von den deutschen Fürsten, welche keine aktive Dienststellung im Heere einnahmen, auf dem Schauplatze des nationalen Krieges aber nicht fehlen wollten, trafen die meisten bei dem Kronprinzen ein. Die heute anwesend waren, trugen sämmtlich preußische Uniform, mit Ausnahme des als württembergischer General gekleideten Herzogs Eugen von Württemberg, eines Sohnes des russischen Generals, dessen Leben so ruhmvoll wie merkwürdig verlief. Daß wir den Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen bei uns hatten, führte in der Voraussicht der Neugier, mit welcher die Franzosen diesen Urheber des Krieges betrachten würden, zu heiteren Bemerkungen. Die Herrschaften gaben sich auf das Liebenswürdigste, Etiquette und Ansprüche wurden eingeschränkt, à la guerre comme à la guerre.

Ueber Alle ragte unser Kronprinz hervor. Seine große,

kräftige Gestalt, seine edelen Gesichtszüge, sein einfaches, ruhig ernstes und doch hohes und freundliches Wesen flößten, wohin er kam, sofort Vertrauen ein.

Wenige Tage genügten, die fremd Zusammengekommenen in ein angenehmes Verhältniß zu bringen, Nord- und Süd-Deutsche nahe zu verbinden. Daß man sich vor vier Jahren feindlich gegenüber gestanden, war vergessen. Die französischen Friedensstörer hatten die Mainlinie weggeschafft und unsere Nation geeinigt. Die Zuversicht wuchs von Tage zu Tage. Weil der Feind nicht kam, verlangte man vorwärts, um ihn aufzusuchen.

Von den süddeutschen Truppen lernten wir jetzt nur die bayerischen kennen, welche in der Nähe standen. Die commandirenden Generäle, von der Tann des I., von Hartmann des II. Korps waren durch ihre Vergangenheit interessante Persönlichkeiten. Ich war als Lieutenant 1848 eines Nachts bei einem Kommando nördlich von Flensburg in der Lage gewesen, militärischer Unterstützung zu bedürfen, und nach der zunächst liegenden Crusau-Mühle geritten, wo ich eine Abtheilung Tann'scher Freischaaren nach gutem Nachtmahle zum augenblicklichen Dienste nicht bereit fand. Jetzt hatte ich Gelegenheit, mit dem General von der Tann von jenem Kriege, in welchem er sich zuerst bekannt machte, und von dem Korps zu sprechen, welches er damals nach und nach disciplinirte und einigemale überraschend verwandte. „Die Jugend hätte ich gern wieder," sagte er, „aber jene Zeiten nicht."

Der General von Hartmann war der älteste Soldat der Armee. In der Rheinpfalz geboren, war er französischer Offizier geworden. Als solcher hatte er gegen die Deutschen kämpfen müssen, die 1814 nach Paris marschirten.

Wie nun die Welt mit Spannung erwartete, was sich am Rhein zutragen werde, drängte Mancher herbei, um den Ereignissen nahe zu sein. Als wir an einem Mittage um die Wirthstafeln des Rheinischen Hofes versammelt waren, trat zu unserer Ueberraschung eine Dame, die einzige in der zahlreichen Gesellschaft, mit einem Herrn ein, reisemäßig mit Geschmack, der Herr englisch, gekleidet. Sie setzten sich neben mich, nannten aber ihre Namen nicht und fingen an zu essen. Sie mochten dreißig bis vierzig Jahre alt sein und sahen sich ähnlich. Dann hörte ich ein paar englische Worte; es fand sich die Gelegenheit, daß sie solche auch an mich richteten und da ich ihrem Wunsche einer Unterhaltung entgegenkam, erfuhr ich, daß sie Colonel und Miß Havelock, Kinder des aus Indien bekannten englischen Generals, waren. Sie hatten eine Vergnügungsreise hierher gerichtet, um den Krieg zu sehen und wollten uns begleiten. Meine Bemerkung, daß man ihnen dieses schwerlich gestatten werde, schreckte sie ebenso wenig ab, wie die Schwierigkeit, in der überfüllten Stadt ein passendes Obdach zu bekommen. Indeß hat ihr sonderbarer Wunsch doch keine Erfüllung gefunden.

Am 3ten August sollten wir Speyer verlassen. In diesen Tagen war viel geschehen und gewonnen. Die Gefahr, daß der Krieg mit dem Einbruch des Feindes in deutsches Land beginne, schien abgewandt zu sein. Die Erste Armee, welche sich an der Mosel, die Zweite, welche sich zwischen Nahe und Rhein versammelt hatte, rückten gegen die Saar vor, und das Gefüge der, aus Nord- und Süd-Deutschen zusammengesetzten Dritten Armee war durch die Persönlichkeit ihres Oberbefehlshabers und die vollendete Organisation gefestigt.

Das Große Hauptquartier leitete von Mainz aus, wo der allerhöchste Kriegsherr am 2ten eingetroffen war, die ersten Operationen des Heeres.

Am letzten Abend ritt ich noch einmal an dem Ufer des Rheines. Man hörte das Rauschen des Stroms, der Dom lag hoch, hinter ihm stand der junge Mond und am Abendhimmel dunkelte das Gebirge. Es war mir, als träume ich. Stille war ringsum und doch in der Nähe die krieggerüstete Schaar. Diese ruhige Kraft war erhebend. Endlich konnten die Deutschen auf Erfüllung ihres Traumes hoffen; uns mochte gewährt sein, Kaiser und Reich wieder aufzurichten. Aber wie Viele wohl hielten die Wacht am Rhein heute zum letzten Mal. —

II.

Weißenburg und Wörth.

Die Armee war in der Rheinpfalz zusammengezogen. Südlich der Linie Landau-Germersheim stand am rechten Flügel auf der Straße nach Weißenburg eine Division des II. bayerischen Korps, weiter östlich das V., dann das XI. Korps, am linken Flügel die württembergische und die badische Division. Vorposten waren bis auf eine halbe Meile von der Lauter vorgeschoben. In zweiter Linie befanden sich bei Landau die übrigen Theile des II. und an der Lauterburger Straße das I. bayerische Korps, dazwischen die 4. Kavallerie-Division.

Unsere Nachrichten ergaben, daß die Dritte Armee zunächst auf zwei bis drei französische Korps stoßen konnte: im unteren Elsaß das I. Korps unter dem Marschall Mac-Mahon, welches bei Straßburg, und das V. unter dem General Failly, welches zur Verbindung mit den Streitkräften in Lothringen bei Bitsch versammelt worden war. Dazu im oberen Elsaß das VII. unter dem General Felix Douay. Das I. war vier, das V. und VII. je drei Infanterie-Divisionen stark und jedes Korps hatte eine Kavallerie-Division.

In meinem Quartier auf einem Bauernhofe bei Landau unterhielt ich mich mit den Dorfbewohnern, die herbei kamen, um von mir zu hören, was nun wohl geschehe. Die neuesten Ereignisse hatten manche, von Eltern und Großeltern erzählte Geschichten aus den Franzosenkriegen in ihre Erinnerung gebracht, was die Freude, daß der Franzmann diesmal nicht kommen werde, noch zu vergrößern wohl geeignet war.

Am 4. August wollte der Kronprinz die Grenze überschreiten. Es war der sechzehnte Tag nach der französischen Kriegserklärung. Wir ritten auf der Weißenburger Chaussee, das Gebirge zur Rechten. Der Wunsch, uns mit den anderen Armeen zu dem großen entscheidenden Schlage in Frankreich zu vereinigen, schien unsere Pferde zu spornen. Dazwischen aber lagen die leicht zu vertheidigenden Vogesen. Wie würden wir hinüber kommen? Heute schon trafen wir im Elsässer Hügellande hoffentlich den Feind. Wie würden wir die berühmte Armee, welche nach dem Ausspruche des Kriegsministers Le Boeuf archiprêt war, finden?

Um 8½ Uhr hörten wir die ersten Schüsse. Unsere vordersten Truppen, die bayerische Division, hatten angegriffen. Vorerst waren sie auf sich allein angewiesen.

Der Kronprinz ritt auf eine Anhöhe, wo man die Stellung, aus welcher der Gegner das Feuer erwiderte, übersah: rechts am Fuß der Berge die von Gräben und Wällen umschlossene Stadt Weißenburg; jenseits des Flusses an der Straße nach Lauterburg vorstadtartige Anbauten, zwischen welchen der Bahnhof zu erkennen war. Eine Viertelmeile südlich von diesem das Schloß Geißberg auf einem schwer ersteigbaren Berge, der ebenfalls von französischen Truppen besetzt war. Artillerie beschoß

die Stadt, in der es bald brannte, Infanterie wurde gegen die Wälle vorgeführt. Aber diese starke Stellung konnte von der bayerischen Division allein nicht überwältigt werden. Der Kronprinz sandte nach dem V. und XI. Korps, welche weiter östlich die Lauter überschreiten sollten, um sie von der Lage bei Weißenburg in Kenntniß zu setzen.

Die kommandirenden Generale hatten bereits, da sie den Kanonendonner hörten, die geeigneten Anordnungen getroffen. Zwischen 10 und 11 Uhr griff das V. Korps aus nordöstlicher, das XI. Korps aus östlicher Richtung in den Kampf ein und Letzteres dehnte sich allmälig weiter links auch gegen den südlichen Theil des Geißberges aus. Jetzt ließ sich übersehen, daß wir höchstens eine Division gegen uns hatten. Die Franzosen mußten über den Anmarsch der Deutschen sehr mangelhaft unterrichtet gewesen sein; denn die Division stand vereinzelt und ihr Rückzug war gefährdet.

Sie kämpfte mit großer Tapferkeit. Die Erstürmung des Bahnhofes und der umliegenden Gebäude kostete dem V. Korps viel Blut und die Besatzung der Stadt ergab sich erst, als ein Thor eingeschossen, Infanterie eingedrungen und das Entkommen unmöglich war. Nun trat der Feind auch an anderen Stellen den Rückzug an. Aber das feste, sturmfreie und stark besetzte Schloß auf dem Geißberge hielt sich noch. Die preußische Infanterie erstieg, schutzlos im Feuer der Chassepots, den Berghang wie auf dem Exercierplatze. In wenig Minuten verloren einzelne Abtheilungen, besonders vom Königs-Grenadier-Regiment, die Mehrzahl ihrer Führer. Dennoch endigte ihr Vordringen erst an den unersteigbaren Mauern des Schlosses, unter den Münd-

ungen der französischen Gewehre. Jetzt wurde Artillerie auf den Berg gebracht und als diese gegen das Schloß zu wirken begann, kapitulirte auch hier die Besatzung. Um 2 Uhr Nachmittags fielen die letzten Schüsse.

Der Kronprinz war auf den Geißberg geritten, der General von Blumenthal ordnete sogleich die Verfolgung durch Kavallerie an. Es war aber nur ein Regiment zur Stelle; dieses ritt vorwärts.

Der Jubel über den ersten Sieg auf französischem Boden war groß. Wie mußte er im Vaterlande wiederhallen! Der Oberbefehlshaber begab sich zu allen Truppen, die gekämpft hatten und seine Ansprachen mit Freudenrufen beantworteten. Auch die verwundeten Franzosen im Schlosse besuchte der Kronprinz. Ihr Divisions-Kommandeur, der General Abel Douay, war gefallen.

Der General von Kirchbach, welcher in den Schützenlinien das Gefecht beobachtete und den Angriff am Geißberge bei seinem V. Korps selbst leitete, wurde verwundet.

Das Treffen bei Weißenburg ließ nicht allein den Drang zur Offensive, welcher die preußische Armee beherrscht, sondern auch ihre Schule und Disziplin deutlich erkennen; denn letztere bewirken, daß der Mann in Reih und Glied richtig ausführt, was er im Frieden gelernt hat, auch wenn er zum ersten Male Tod und Jammer um sich sieht.

Es war wichtig, daß wir gleich beim Ueberschreiten der Grenze einen kriegerischen Erfolg hatten und in diesem Sinne war der Sieg nicht zu theuer bezahlt. Aber das schnelle Darauflosgehen hatte unserer Infanterie herbe Verluste gebracht.

Ueberhaupt verloren wir durch Tod und Verwundung gegen anderthalbtausend Mann, darunter einundneunzig Offiziere.

Ein tapfer vertheidigtes französisches Geschütz, Gefangene in großer Zahl und eine Menge Kriegsmaterial fielen in unsere Hände. Die gefangenen Turkos mit den braunen Kabylen- oder den dunkeleren Neger-Gesichtern in der arabisch geschnittenen und verzierten Tracht erregten das Staunen unserer Soldaten. Diese wilden Gesellen wanderten nun als Zeugen der ersten Waffenthat nach Deutschland, wo sie arg gehaust haben würden, wenn der ihnen verheißene Siegeslauf gelungen wäre.

Wir wußten nicht, wohin die Franzosen geflüchtet waren und wo ihre Hauptmacht stand. Am Morgen des 5ten verließen unsere Truppen ihre Bivouaks. Die 4te Kavallerie-Division, welche die Lauter gestern nicht früh genug erreichen konnte, streifte heute voran. Das II. bayerische Korps marschirte nach Westen auf der Weißenburg-Bitscher Chaussee, das V. und XI. und auf dem linken Flügel die württembergische und die badische Division in südlicher Richtung. Das I. bayerische Korps folgte.

Die Infanterie des Letzteren ließ viele Marode hinter sich, welche uns, die wir später ausgeritten waren, unangenehm auffielen. Je kürzer die Dienstzeit ist, um so weniger Energie kann dem Manne zu eigen gemacht werden und desto leichter überlassen die schlechteren Elemente sich ihren Neigungen.

Wir kamen auf der Chaussee, welche über Sulz und Hagenau nach Straßburg führt, an dem Gefechtsfelde von Weißenburg vorbei. Todte Franzosen, auch solche in bürgerlicher Kleidung, lagen am Wege. Man sagte, hier und da hätten sich Einwohner am Kampfe gegen uns betheiligt.

Der General von Kirchbach fuhr seinem Korps nach. Er wollte die leichte Verwundung nicht weiter beachten.

Man theilte sich mit, daß am 2ten bedeutende Kräfte in Gegenwart des Kaisers Napoleon unsere kleine Abtheilung bei Saarbrücken angegriffen, die Saar jedoch nicht überschritten hatten. Wieder besprach man das Unklare, Unsichere in dem Verhalten unserer Gegner. Nirgends das Anstürmende, welches ihrem Charakter und politischen Vorgehen entsprochen haben würde; nirgends die Offensive, auf welche das uns gegenüberstehende Heer mit seinem Namen „Rheinarmee" hinwies.

Jetzt waren nicht sie aus Straßburg in Deutschland eingebrochen, wir marschirten auf die alte deutsche Stadt zu. Sie zog uns an. Aber ihr Besitz kam augenblicklich nicht in Betracht; Hauptsache war, die feindliche Armee zu schlagen.

Unter solchem Gespräch ritten wir unsere Straße. Seitwärts stand, von ein paar Infanteristen bewacht, ein Haufen Soldaten der Division Douay, die noch aufgegriffen waren. Sie starrten uns an, fragend, als sollten wir ihnen die unbegreifliche Wandlung erklären.

In den Bataillonen und Batterien, die wir einholten, wurden Bekannte vermißt. Man erkundigte sich. Der eine war todt, der andere verwundet.

Die Kavallerie hatte den Feind entdeckt. Er stand jenseits Sulz, hinter dem Sauerbache, auf den Höhen bei Wörth.

Die heutigen Marschziele lagen für das II. bayerische Korps eine Meile nördlich von Wörth, für das V. Korps eine Meile über Sulz hinaus, nahe vor Wörth. Südlich von Sulz bivouakirte

das XI. Korps, die anderen östlich und nördlich. Der Kronprinz nahm das Hauptquartier in Sulz.

Dieses Städtchen, in welchem die Straßen nach Wörth und Hagenau sich gabeln, war von Menschen, Pferden und Wagen überfüllt. Man drängte sich hindurch. Quartiersuchende irrten umher; unter ihnen mehrere von den fürstlichen Personen, welche das Hauptquartier begleiteten und fast alle die Entbehrungen des Kriegslebens mit guter Laune ertrugen. Einwohner verlangten nach unseren Aerzten für die verwundeten Franzosen, die von Weißenburg hierher gebracht waren. Mitten in der Menge redete mich ein Offizier meines Grades und Alters, den ich noch niemals gesehen hatte, auffallend gestikulirend, mit gleichgültigen Worten in lautem, erregtem Tone an. Verwundet war er nicht; der außerordentliche Zustand, in den wir so plötzlich versetzt waren, hatte den tüchtigen, sehr energischen Mann überreizt.

Ich wurde in ein Haus gewiesen, welches ebenso wenig einladend aussah, wie sein jüdischer Besitzer, der mir als Geldwechsler bezeichnet worden war, aber, als ich bei ihm fränzösische Münze gegen deutsche eintauschen wollte, ängstlich betheuerte, kein Geld zu haben.

Am Nachmittage wurde ich beordert, an einer Rekognoszirung der feindlichen Stellung bei Wörth theilzunehmen. Wir kamen durch langgestreckte Ortschaften und ein vielfach wald- und kulturbedecktes, stark hügeliges Land, welches nach der Sauer meist unbewaldet abfällt. Längs dieses Hanges reitend, hatten wir einen Ueberblick und konnten uns mit Hülfe der Karte orientiren.

In einem breiten Wiesengrunde läuft von Norden nach

Süden der wasserreiche Sauerbach, welcher den Flecken Wörth durchfließt und auf dessen östlichem Ufer 2000 Schritt südlich von Wörth das Dorf Spachbach und ebenso weit südlich von Spachbach das Dorf Gunstett liegt. Hinter dem Wiesengrunde erhebt sich steil der Höhenzug, auf welchem die Dörfer Fröschwiller und Elsaßhausen, 1000 Schritt aus einander und 2000 von Wörth, weither sichtbar sind. Hinter diesem Höhenzuge fließt der Falkensteiner Bach, in dessen Niederung die Straßburg-Bitscher Eisenbahn die Orte Reichshoffen und Niederbronn berührt.

Durch das auf dem höchsten Punkte des Höhenzuges, 300 Fuß über dem Wiesengrunde, fleckenartig erbaute Fröschwiller geht die Straße nach der, von Wörth eine Meile entfernten Stadt Reichshoffen. Nördlich von Fröschwiller beginnt der ausgedehnte „Hoch-Wald."

Zwischen Fröschwiller und Elsaßhausen sind die Hänge mit Hopfen und Wein bepflanzt, mit Hecken, Wällen und Gräben vielfach durchzogen. Von Elsaßhausen bis nach dem 3000 Schritt südlicher, in einer Mulde liegenden Dorfe Eberbach bedeckt der „Nieder-Wald" den Höhenzug. Von hier an ist das Gelände offener.

Die Stellung ist ungemein stark und kann gegen eine große numerische Uebermacht behauptet werden.

Auf der Höhe sahen wir Truppenlager. Aus Wörth und den Gebüschen längs der Sauer wurde auf uns geschossen. Wie zahlreich der Feind war, konnte nicht beurtheilt werden, weil Terrain-Erhebungen und Bedeckungen die Einsicht verhinderten. Der Marschall Mac-Mahon konnte außer seinem I. Korps auch Theile des V. und VII. herangezogen haben. Unser Oberkom-

mando hatte auf Grund der eingelaufenen Meldungen bereits angeordnet, daß die Armee sich am kommenden Tage näher zusammenziehen, übrigens aber ruhen solle.

Als ich am 6. August früh Briefe in die Heimath schrieb, klangen um 7 Uhr von Westen her Kanonenschüsse. Sie schwiegen, begannen wieder und folgten sich nach und nach schneller zum rollenden Getöse. Ich ließ satteln und ging nach Erkundigungen aus.

Die Einwohner blickten mehr ängstlich als feindlich; im Allgemeinen schienen sie den Deutschen, deren Sprache die ihrige war, gewogen. Gestern freilich, als unsere erste Kavallerie durch das Städtchen ritt, war aus den Häusern geschossen. Das mochten einzelne Franzosen oder von solchen aufgehetzte Leute gethan haben.

Ordonnanzoffiziere ritten weg und kamen an. Man erfuhr, daß Vorpostengefechte, die zum Theil nicht vermieden werden konnten, weitere Truppen des V. und XI. Korps nach Wörth und Gunstett gezogen, auch den General von Hartmann veranlaßt hatten, die bayerische Division, welche zur Hand war, durch den Hoch-Wald gegen Fröschwiller vorzuschicken. Der Befehl, das Gefecht nicht fortzusetzen, war auch an ihn gelangt und er hatte seine Division dem schon ausgedehnten und im Walde vorgeschrittenen Kampfe entzogen und zurück marschiren lassen. Bei dem V. und XI. Korps dagegen hatte die Begierde, den Feind zu schlagen, den Kameraden beizustehen, alle Truppen, welche den Kanonendonner hörten, in das Treffen geführt, während auch der Franzosen immer wachsende Mengen kräftig auftraten, so daß ein Zurückgehen nicht mehr ausführbar erschien, ohne

schwere Verluste unnütz erlitten und dem Gegner den Glauben an seinen Sieg gelassen zu haben.

Der Kronprinz nahm, auf die Ausführung seiner Befehle rechnend, die Sache anfangs nicht ernst. Jetzt wollte er sich nach dem Gefechtsfelde begeben. Wir ritten sehr schnell Es war ein heißer Sonnentag. Unterwegs erhielt er Meldungen. Sie klangen nicht günstig. Er überblickte die Lage genau, behielt seinen Gleichmuth, sah ruhig, ja heiter aus und schickte kurz und bestimmt seine Befehle an die entfernten Theile der Armee, welche — die letzten freilich erst in Stunden — herankommen konnten. Um 1 Uhr stieg er auf der Höhe vor Wörth vom Pferde, setzte sich auf einen Grabenrand, der General von Blumenthal neben ihn, und so beobachteten sie, schweigend oder leise unter sich sprechend, die an und jenseits der Sauer wogende Schlacht. Etwas zurück die Offiziere des Stabes, der Befehle gewärtig, welche der Kronprinz einige Male persönlich und, wenn es ihm zweckmäßig schien, auch scharf aussprach. In größerer Entfernung das zahlreiche Gefolge. Jeder betrachtete gespannt das wichtige Ereigniß, welches sich auf einem taktisch interessanten, landschaftlich schönen Boden in der Breite einer halben Meile vor unseren Augen vollzog. Der Eine betrachtete es mit ernstem Nachdenken, ein Anderer mit natürlicher Zuversicht, ein Dritter auch wohl zaghaft und beklommen; denn man sah, wie unsere Braven rangen, um sich zu behaupten.

Im Centrum war nach erfolgreichem Wirken der Artillerie, welche in einer langen Linie an der Höhe östlich des Wiesengrundes stand, von dem General von Kirchbach nach 10 Uhr, als die Spitzen der Infanterie des XI. Korps bei Gunstett in

Thätigkeit traten, der Angriff auf die feindliche Stellung befohlen worden. Die Infanterie der Avantgarde des V. Korps hatte Wörth besetzt, die Sauer auf flüchtig hergestellten Uebergängen oder durch das bis an die Brust reichende Wasser überschritten und die Höhen erstiegen, aber zurückweichen müssen. Auch die eintreffenden Verstärkungen hatten trotz wiederholter, verlustreicher Angriffe gegen den durch Stellung und Zahl überlegenen Gegner nichts vermocht; kaum daß sie Wörth und das rechte Sauerufer festhielten. Aehnlich war es der Avantgarde des XI. Korps ergangen, welche mit gleichen Schwierigkeiten und Verlusten bei Spachbach und Gunstett über den Bach und weiter bis in den Nieder-Wald gedrungen, aber zurückgeworfen war.

Der Kronprinz hatte befohlen, daß das II. bayerische Korps wieder vorgehen und den linken Flügel der Franzosen, ihre Rückzugslinien bedrohend, umfassen, das I. bayerische Korps zwischen dem II. und dem V. Korps in die Schlachtlinie einrücken solle. Eine Division des I. Korps, von ihrem Kommandeur dem Geschützfeuer entgegen geführt, war schon nahe. Das XI. Korps sollte über Elsaßhausen auf Fröschwiller vorstoßen, und die Württemberger, die in einigen Stunden heran sein konnten, dieser Bewegung folgen.

Inzwischen hatte der General von Kirchbach neue, verstärkte Infanterie-Angriffe auf die Höhe vor Fröschwiller unternommen. Das Ringen wogte auf und ab. Nur durch blutige Vorstöße wurde hier und da etwas von dem Boden gewonnen, welchen die, auf natürliche und künstliche Deckungen gestützten Franzosen geschickt und hartnäckig vertheidigten.

Noch stand die lange Artillerielinie des V. Korps, neben

welcher soeben Batterien des I. bayerischen auffuhren, östlich des Wiesengrundes weit ab und ohne Einwirkung auf den Nahkampf jenseits der Sauer. Ich wurde dahin geschickt, um zu erfahren, welche Aufgabe sie erfüllen solle. Als ich hinkam, setzten sich schon mehrere Batterien in Bewegung, um auf Befehl des Generals von Kirchbach durch Wörth nach dem anderen Ufer zu marschiren. Ich ritt nach den bayerischen Batterien, welche gegen die sich darbietenden Ziele ihr Feuer eröffnet hatten und mit guter Beobachtung zweckmäßig unterhielten. Dann folgte ich der preußischen Artillerie nach Wörth.

Auf dem Wege, der von feindlichen Geschossen oft erreicht wurde, stand ein kleiner Mann, sorglos und aufmerksam die kriegerische Handlung betrachtend. Er fiel mir auf, ich sah mich nach ihm um und erkannte den Schlachtenmaler Bleibtreu aus Berlin, welchem gestattet war, unser Hauptquartier zu begleiten, wo ich ihn noch nicht gesehen hatte. Er warf mir einen vergnügten Gruß zu. Später hat er mir erzählt, daß er in einem thüringischen Dorfe, wo er sich zur Sommerfrische niedergelassen, den Friedensbruch erst spät erfahren, dann aber sofort an das Kriegsministerium einen Brief mit der Bitte um Trophäen abgeschickt hatte. 1866 in Böhmen wäre er zu bescheiden gewesen und hätte für sein Atelier kein Musterstück bekommen.

Gleich darauf, im Eingange von Wörth, traf ich noch einen Mann, der für seinen bürgerlichen Beruf Notizen in der Schlacht, freilich von höherem Standpunkte, sammeln wollte. Unsere Soldaten hatten ihn von dem Kirchthurm herunter geholt. Er war Berichterstatter einer Pariser Zeitung, Gaulois oder Figaro, und in diesem Augenblicke, als er in die niedrigen, von mancherlei

Projectilen gefährdeten Regionen hinabgestiegen war, recht bescheiden. Am anderen Tage, nach guter Behandlung, als der Kronprinz ihn vorführen ließ, hatte er seine Dreistigkeit wieder gewonnen und renommirte in Pariser Art.

In den Straßen von Wörth wüthete der Schrecken des Krieges. Häuser brannten, Trümmer stürzten. Verwundete und Todte lagen umher. Kanonendonner hallte wieder, Gewehrsalven rollten, Geschosse schlugen auf Dächer und Mauern, zitternde, bleiche Einwohner schrieen. Unsere Pioniere hatten die von den Franzosen zerstörten Brücken flüchtig hergestellt und verstärkten sie jetzt durch Auflegen von Hausthüren, Bettstellen oder was sonst zu gebrauchen war, damit unsere Batterien hinüber marschiren könnten. An diesen vorbei drängte sich die letzte Infanterie des V. Korps, die nothwendige Verstärkung der gelichteten vorderen Reihen. Außerhalb des Ortes hielt kaltblütig inmitten seiner zähen Truppen der General von Kirchbach zu Pferde. Da kam auch der Herzog Eugen von Württemberg geritten, der hier nichts zu thun, den sein Kriegsmuth hergeführt hatte. Sein Pferd war verwundet. Es konnte auch ein preußischer Soldat auf ihn geschossen haben, denn seine Uniform glich der französischen einigermaßen.

Als unsere Batterien die Hindernisse im Orte überwunden und die Möglichkeit gewonnen hatten, die größeren außerhalb zu bekämpfen, kehrte ich nach dem Beobachtungspunkte des Kronprinzen zurück. Hier konnte man die günstige Wendung unserer Lage wahrnehmen. Auf dem rechten Flügel waren die Bataillone des II. bayerischen Korps, nachdem sie sich geordnet und ihre Munition ergänzt hatten, den weiten Weg wieder vormarschirt und

von Neuem im Waldgefecht nördlich von Fröschwiller; neben ihnen die vordersten Truppen des I. bayerischen Korps. Hauptsächlich aber sahen wir links vor uns das XI. Korps bereits im Angriff auf Elsaßhausen. Es hatte von Spachbach über Gunstett weiter südlich hinaus die Sauer mit allen Truppen überschritten und war aus der westlichen Richtung des Angriffs in die nördliche übergegangen. Ein von dort zurückkehrender Offizier berichtete, daß manch' energischer Gegenangriff des Feindes abgeschlagen, eine französische Kürassier-Brigade, welche sich bei Eberbach todesmuthig unserer Infanterie entgegenwarf, vernichtet, dann im fortgesetzten verlustvollen Kampfe der Nieder-Wald genommen war. Der kommandirende General, von Bose, hatte gleich anfangs eine Verwundung erlitten, das Schlachtfeld jedoch nicht verlassen.

Wie wird aber nun die Entscheidung verlaufen? Die erschöpften Truppen sind durch einander gekommen, Reserven kaum noch vorhanden. Bei Elsaßhausen steht der Feind in ansehnlicher Stärke, seine Artillerie beherrscht den freien Raum vor dem Dorfe. Mit höchster Spannung erwarten wir, was sich dort bereitet, alle Ferngläser sind dahin gerichtet. —

Unsere Batterien entwickeln sich trabend und galloppirend nördlich des Waldes. Pulverwolken in langen Reihen hüben und drüben. Elsaßhausen brennt, das feindliche Geschützfeuer wird schwächer. Jetzt bricht unsere Infanterie vor, die Offiziere voran, Generale dazwischen. Vom linken Flügel des V. Korps schließen Theile sich an. Sie stürmen vorwärts. Wir sehen die Feinde weichen. Elsaßhausen ist genommen. Schon eilt preußische Artillerie weiter, während Schützenschwärme nach Fröschwiller

zu drängen. Wir erkennen die Unsrigen zwischen französischen Kanonen. —

Da rückt wohlgeordnet, offenbar noch ungeschwächt, eine französische Infanteriemasse vor, der unsere ermüdeten, aufgelösten Haufen nicht Stand halten können. Und doch! Die Artillerie beschießt den neuen Feind aus nächster Nähe und schnell gesammelte Trupps werfen sich ihm entgegen. Aber gleich ein anderer gewaltig erscheinender Angriff: vier Kürassier-Regimenter stürzen sich auf die Schützenlinien, auf die Batterien. Wir sehen unser unausgesetzt schnelles Geschütz- und Gewehrfeuer. Die tapferen Reiter fallen, kehren um oder rennen in wilder Flucht zerstreut davon.

So wie hier die Kämpfer vom V. und XI. Korps ringen nur fest geschulte Truppen, von erfahrenen, heldenmüthigen Offizieren geführt, um den Sieg.

Die an den Kronprinzen gelangenden Meldungen ergänzen das Beobachtete. Die Württemberger sind eingetroffen, ihre Infanterie und Artillerie rückt in die Lücken der im Kampf gemischten preußischen Waffenbrüder, ihre Kavallerie reitet gegen die Rückzugslinie der Franzosen, gegen die Straße nach Reichshoffen.

Nun erkennen wir, daß es endlich den Bayern an den Fröschwiller Waldhöhen gelungen ist, den Gegner, der seine Verhaue und anderen Deckungen zähe festhielt, zu verdrängen, und jetzt sammeln das V. und XI. Korps ihre letzten Kräfte zur Erstürmung von Fröschwiller. Dahin ist von Süden, Osten und Norden der Feind zusammengedrängt, und wenn er nicht zuletzt noch unsere matten Schaaren wirft oder eilig sich Bahn bricht

nach Westen, so kann er der vollständigen Niederlage nicht entgehen. Seine Tapferkeit reizt die Deutschen zu größerem Wetteifer; Preußen, Bayern, Württemberger wollen die Ersten sein, den verzweifelten Widerstand zu brechen. —

In diesem aufregenden Durcheinander, in Staub, Pulverdampf und dem Rauch der brennenden Häuser, hinter Mauern und Hecken, mag die Verschiedenheit der deutschen Uniformirung auch traurige Irrthümer veranlaßt haben.

Aber unser Sieg ist gewiß. Der Kronprinz ertheilt die letzten Befehle für die Verfolgung und begibt sich im schnellen Ritt nach dem Kampfplatze. Es ist 5 Uhr.

Vorbei an Todten und Sterbenden, an Haufen gefangener Franzosen. Einige Offiziere darunter wenden den Blick traurig ab; andere dagegen sind begierig, ihren hohen Besieger zu sehen und grüßen respektvoll. Des Kronprinzen hehre Gestalt auf edelem Pferde wird ihnen unvergeßlich sein. Siegesfreude und wehmüthiger Ernst lagen auf seinem Gesicht, unermüdliche Hohenzollernkraft und Pflichttreue in seiner Erscheinung. Er suchte alle deutschen Truppentheile auf; sie rufen ihm frohlockend zu, er beglückwünscht sie, dankt ihnen, fragt nach ihren Thaten, nach ihren Verlusten. Der General von Bose hat seine Braven zum letzten Angriff in vorderster Linie geführt und ist wieder und dieses Mal schwer verwundet. Und viele bekannte Offiziere sind gefallen. —

Da stehen französische Geschütze, wie man sieht, auf der Stelle, wo sie erobert wurden; denn um sie herum liegen ihre Vertheidiger. Dort Soldaten verschiedener Regimenter und Korps, wie der Kampf in den letzten Stunden sie durch einander gebracht

hat, stolz um den Adler oder die Turko-Fahne, die sie genommen. Hier eine Artillerie-Abtheilung, welche dem schwankenden Gefechte entschlossen die günstige Wendung gegeben. Der Kronprinz erfreut sie durch sein Lob. Hier ein stark gelichtetes Bataillon, welches ihn mit Hochs! empfängt. Verwundete Franzosen daneben auf der blutigen Erde ahmen, von der Scene ergriffen, den Ruf in schwachen Tönen nach und versuchen, mit ihren Käppis zu winken. Zuaven und Turkos in der malerischen Kleidung werden von deutschen Soldaten mit neugieriger Scheu bewacht. Brennende Gebäude flammen aufwärts und darüber schimmert der blasse Mond.

In Fröschwiller, worin die letzten Häuserkämpfe kaum beendigt sind, besucht der Kronprinz einen verwundeten französischen General.

Der Feind ist in voller Auflösung gewichen. Die preußische und württembergische Kavallerie und Artillerie, die von Süden her gegen seine Rückzugslinie geschickt sind, und die Bayern, die seine linke Flanke umgangen haben, werfen die Fliehenden über Reichshoffen und Niederbronn hinaus.

Der Sieg ist vollständig, Mac-Mahons Armee zertrümmert.

Der Kronprinz hat diese Nachricht in die Heimath telegraphirt. Welchen Eindruck muß sie dort, muß sie in Frankreich machen!

III.

Ueber die Vogesen.

Die Verwirrung einer Schlacht dauert nach und erstreckt sich weithin. In den Bivouaks auf dem blutgetränkten Boden sammeln und ordnen sich die Sieger. Truppentheile, welche der Kampf aus ihrem Verbande gerissen, suchen ihre Korps, einzelne Soldaten ihre Fahne. Herrenlose Pferde jagen umher. Die Feuersbrunst in den Ortschaften ist nicht bald erstickt und leuchtet in die einbrechende Nacht. Krankenträger forschen noch nach Verwundeten, den Klagetönen lauschend. Mancher wird nicht gefunden und Andere brauchten nicht mehr weggetragen zu werden.

Die Straße nach Sulz ist überfüllt von Munitionskolonnen, welche eilen, das Verbrauchte zu ersetzen, von Wagen mit Leicht-Verwundeten, von den Zügen der Kriegsgefangenen.

In Sulz wird es die ganze Nacht nicht still. Jeder verwendbare Raum wird zu einem Lazareth. Aus spätem Schlummer wurde ich nach der Mairie zu einem verwundeten Offizier gerufen. Ich fand ihn mit Vielen in einem Saale gebettet. Während er mir seine Wünsche auseinandersetzte, riefen und winkten

Andere mich zu gleichem Zwecke herbei. Die hier lagen, konnten noch an ihre Angehörigen denken.

Die einlaufenden Meldungen ergaben, daß wir durch Tod und Wunden mehr als 10,000 Mann verloren. Das V. Korps hatte fast 6000, das XI. über 3000 Dienstfähige weniger, als vor der Schlacht, und mehr als 100 deutsche Offiziere hatten in ihr den Tod gefunden.

Bei der großen Zahl der Verwundeten — der Deutschen allein waren sieben- bis acht Tausend — genügten die vorsorglich getroffenen Anstalten nicht. Trotz des schnellen Verlaufs der Ereignisse waren reichliche Hülfsmittel jeder Art nahe hinter dem Heere vorhanden; Aerzte, freiwillige Krankenpfleger und Diakonissinnen drängten herbei. Aber bevor sie die Orte der Noth erreichen konnten, war für Manchen die Zeit der Rettung dahin. Die Aerzte der Armee vermochten nur einen Theil der ungeheueren Arbeit, welche mit einem Schlage entstand, zu bewältigen und mußten dringende Hülfe der dringendsten nachstellen. Als leuchtende Beispiele allen voran waren die unserem Hauptquartiere angehörigen General-Aerzte Wilms und Böger in der anstrengendsten Weise auf dem Schlachtfelde Tag und Nacht unausgesetzt thätig, so daß sie sich kaum noch aufrecht hielten.

Doch unser Erfolg war der Opfer werth. Wir hatten 45,000 Mann der besten Truppen, welche unter dem namhaftesten französischen Marschall eine schwer bezwingbare Stellung mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigten und in der Feuerwirkung uns durch die große Schußweite ihrer Chassepot-Gewehre überlegen waren, in die Flucht geschlagen. 9000 Kriegsgefangene und Massen von Kriegsmaterial waren in unsere Hände gefallen.

Unter den Geschützen auch fünf Mitrailleusen. Von dieser Erfindung hofften die Franzosen Außerordentliches. Sie bewährte sich nicht, was man in Deutschland vorausgesagt hatte.

Auf den zähen Widerstand und die kühnen Angriffe unserer Gegner folgte die ihrer Nation eigene Haltlosigkeit, welche der Disziplin zuletzt ein schnelles Ende und aus dem Rückzuge ein zügelloses Wegeilen machte. Nicht minder charakteristisch war die Art, wie ihre Reitermassen verfuhren. Von dem Augenblicke fortgerissen, opferten sie sich, die Bodenhemmnisse vor ihren Pferden nicht beachtend, ebenso todesmuthig, wie unüberlegt.

Unter den Kriegsgefangenen machten die Offiziere im Allgemeinen einen günstigen Eindruck. Man hörte von ihnen kein Wort der Klage, sie gaben ihren letzten Sou und was man ihnen zu eigener Erquickung reichte, den mitgefangenen Soldaten. Diese waren meistens kleine Leute mit nichtssagenden Gesichtern. Nur die ausgesuchten Gestalten der Kürassiere in der Uniform der altnapoleonischen Zeit und die theils schönen, theils abscheulichen Köpfe der Afrikaner zogen die Aufmerksamkeit auf sich.

Ich kam nach dem Bahnhofe von Sulz, als ein Eisenbahnzug mit leichtverwundeten Kriegsgefangenen zur Abfahrt nach Deutschland bereit stand. Aus einem Koupé, worin Offiziere saßen, redete ein Oberst mich französisch an und bat um Trinkwasser. Als ich es ihm verschafft hatte, ging ich weiter, nahe an den Wagen entlang. Da rief er, ich kehrte um. „Gehen Sie nicht so nahe an die Turkos, mein Kamerad,“ sagte er. „Der eine und andere hat sein Messer verborgen und gewiß Lust, Sie zu erstechen.“ Ich bedankte mich für die Warnung. Wohl in dem Bedürfniß, die französische Niederlage zu erklären, fuhr er fort:

„Ihre Infanterie gehört zu den bravsten, ohne der französischen überlegen zu sein; aber Ihre Artillerie ist zu fürchterlich.“ — „Das ist es!“ sagte der Offizier ihm gegenüber und die Anderen machten zustimmende Zeichen des Schreckens.

Am 7ten ruhten unsere Truppen, mit Ausnahme der zur weiteren Verfolgung entsandten Abtheilungen. Die Todten wurden beerdigt und in den Bivouaks sah man verkleidete Soldaten lustig mit grimmigen Mienen die Feinde darstellen, deren Turbane und Burnusse sie aufgesammelt hatten.

Die Kavallerie hatte bei der Verfolgung die deutlichsten Spuren der Auflösung unseres Gegners gefunden und da nun die Nachricht eingelaufen war, daß auch an der Saar, auf den Spicherer Höhen, ebenfalls am 6ten, ein glänzender Sieg über die Franzosen errungen war, so durften wir auf das Gelingen unseres Marsches durch die Vogesen rechnen.

Immerhin mochte dieser schwer genug werden. Unsere Armee mußte sich auf zum Theil schlechten Wegen, in getrennten Kolonnen, die einander nicht die Hand zu reichen vermochten, durch das Gebirge ziehen, welches von wenig Truppen wirksam vertheidigt werden konnte und dessen Pässe von Festungswerken beherrscht wurden. Die Bevölkerung sollte uns feindlich gesinnt und bewaffnet sein; die Dörfer waren leer gefunden, die Einwohner in die Wälder entflohen. Mein Quartierwirth in Sulz freilich schien jetzt schon die Sache für uns günstig anzusehen; wenigstens entäußerte er sich gern des französischen Geldes, welches er nunmehr in reichlicher Menge zum Wechseln anbot.

Am 8ten setzte die dritte Armee, mit Ausnahme der badischen Division, welche zur Beobachtung Straßburgs und des süd-

licheren Elsasses zurückblieb, den Marsch nach Frankreich fort, zunächst noch in dem hügeligen Vorlande der Vogesen, dessen fruchtbare Felder und schönen Wälder von starken Regengüssen erfrischt waren und in dessen reiche Ortschaften die entflohenen Einwohner bereits ermuthigt zurückkehrten. Sie empfingen uns sogar freundlich, thaten was sie zu unserer Erquickung vermochten und Mancher unter ihnen äußerte die Hoffnung, daß wir das Land behalten würden. Ihr Elsässer Deutsch war uns schwer verständlich, Französisch hörten wir fast gar nicht, die Inschriften an Häusern und Grabkreuzen waren überwiegend deutsch. Der Bauer, bei dem ich am 9ten in Zutzendorf, am Fuße des Gebirges, einquartiert wurde, verstand kein Französisch. Er schalt auf die Regierung in Paris, war Protestant und erzählte, daß die katholischen Geistlichen die Leute mit den schrecklichsten Behauptungen vor uns gewarnt hätten. Die Preußen nähmen alle Kinder weg und stellten sie in der Schlacht vor sich hin; und ähnliche Greuel mehr.

In diesem Dorfe hörten wir eine Kanonade und erfuhren, daß in Lichtenberg, einem Vogesenfort, Feuer ausgebrochen sei. Auf der nächsten Höhe sahen wir den kuppenreichen Gebirgszug eine Meile vor uns und durch die Ferngläser deutlich die Veste, deren innere Gebäude brannten. Dahin waren heute Württemberger marschirt. Sie hatten die Besatzung, welche sich bis zum Abend brav vertheidigte, dann aber kapitulirte, energisch angegriffen.

Auf einer Straße südlich von jener, worauf die Württemberger marschirt waren, ritten wir am folgenden Tage in das schöne Gebirge, welches den Einen und Anderen an den Thüringer

Wald erinnerte, so reich an herrlichem Baumwuchs, an lieblichen Thälern und grünen Wiesen. Die Spannung, mit der wir den auf unserer Seite steilen Hang erstiegen, ließ schnell nach; denn nirgends waren unsere vorgeschobenen Abtheilungen auf Widerstand gestoßen, sie hatten sogar die kleine Festung Lützelstein, von den Franzosen La Petite Pierre genannt, welche unseren Marsch aufhalten konnte, offen und ohne Besatzung gefunden.

Um die Truppen vor uns zu lassen, mußten wir langsam reiten, was wir in dieser Landschaft gern thaten. Lage und Gesellschaft machten Jeden zur Mittheilung bereit; wechselnd mit Verschiedenen im Gespräch, hörte man Interessantes.

Der bekannte Berichterstatter der Times, Mr. Russell, der auf keinem Kriegstheater fehlte und welchem diesmal der Aufenthalt bei uns gestattet worden, war angelangt. Er hatte seine Landsleute gegen die Russen in der Krimm, gegen die Sipoys in Indien, die Nordamerikaner gegen einander und die Oesterreicher gegen die Preußen kämpfen sehen und sprach im Tone des Erstaunens und der Bewunderung, daß seine merkwürdigsten Erinnerungen verschwänden vor der Großartigkeit der deutschen Kraftäußerung, vor unserer schnellen Kriegsbereitschaft und dieser rapiden Geschichtsentwickelung.

Während des Ruhehaltes, als wir neben der Straße vom Pferde gestiegen waren und in Gruppen auf der grünen Fläche standen oder unter den Bäumen saßen, kam ein Künstler und Schriftsteller aus Berlin, der sich der Armee als freiwilliger Krankenpfleger anschließen wollte, des Weges und da er uns sah, zu einer unserer Gruppen. Er zeigte Briefe, die aus dem Nachlasse gefallener französischer Offiziere stammten und las Stellen

daraus vor, deren Frivolität auffiel. Als der Kronprinz, welcher sich mit einigen Herren seitwärts niedergelassen hatte, dies hörte, stand er auf, trat auf den Berliner zu und machte dem Vorlesen ein Ende, indem er seinen Willen dahin aussprach, daß die persönlichen Schriftstücke wo möglich an die Absender zurückgelangen sollten.

Nun kamen wir an die offene Veste Lützelstein. Sie wurde genau durchsucht und der Kronprinz ritt hinein. Die Besatzung hatte sie kopflos verlassen. Ihre sechs Geschütze hätten genügt, uns in dem Passe ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Wir fanden die von einem goldenen Adler gekrönte Fahne des Forts und in den Magazinen vortrefflichen Zwieback de Marseille. Die Pulvervorräthe lagen offen, ebenso in dem bureau du génie die Pläne und das Archiv. Auch unvollendete Briefe. Einer an einen Kameraden in Straßburg handelte von den Belagerungstrains, welche der französischen Armee nach Deutschland folgen sollten. Alles hier zeigte, daß man unseren Besuch so früh nicht erwartet hatte; die Armirungsarbeiten waren unvollendet, mit theuersten Materialien begonnen, aber unzweckmäßig. Die Franzosen schienen das Studium der deutschen Fortschritte für unnöthig gehalten zu haben.

Unangefochten gelangten wir nach dem westlichen, flacheren Abhange des Gebirges. Die einzige Feindseligkeit, welche wir in diesen Tagen empfanden, war die wiederholte Zerstörung der Telegraphenleitung in unserem Rücken.

Das Hauptquartier kam am 10ten in zwei Nachbardörfer, Petersbach und Lohr; der Kronprinz begab sich mit seiner nächsten Umgebung nach ersterem.

Meine Belehrung daheim, daß der Vogesenkamm die Sprachgrenze bilde, traf hier nicht zu. Wie die Ortsnamen waren die Bewohner deutsch und sie sprachen dies reiner, als die am östlichen Fuße der Vogesen.

In dem sauberen Lohr wiesen die Leute uns gefällig nach unseren Häusern; die Wirthe thaten mehr, als wir verlangten und ihre Küche leistete überraschend Gutes. Die äußere Veranlassung des Krieges war ihnen bekannt und sie meinten, als sie den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern gesehen und gesprochen hatten, daß diesen liebenswürdigen Fürsten kein Vorwurf treffen könne.

Nach den glücklichen Erfolgen fehlte zu unserer Zufriedenheit augenblicklich nichts, als die sehnlich erwartete Post mit guten Nachrichten von Haus. Die Ueberfüllung der Verbindungslinien hielt sie auf. So kamen wir uns wie abgeschnitten von der Heimath vor.

Dagegen war jetzt unser räumlicher Zusammenhang mit der Zweiten und Ersten Armee, die von der Saar gegen die Mosel vorrückten, gewonnen.

Auch unser allerhöchster Kriegsherr hatte den französischen Boden betreten. Am 11ten wurde das Große Hauptquartier nach St. Avold, halbwegs zwischen Saarbrücken und Metz verlegt.

Während an diesem Tage die Dritte Armee ihre Bewegung fortsetzte, blieb unser Hauptquartier in den vorhin genannten Ortschaften. Am Mittage erhielt ich den Befehl, die anderthalb Meilen südlich entfernte Festung Pfalzburg zu rekognoszieren. Sie war von der Feldartillerie des vorbei marschirenden XI. Korps vergeblich beschossen worden, der Kommandant hatte die Auf-

forderung zur Kapitulation kurz abgewiesen. Sie sperrte wichtige Straßen und bedrohte die eine halbe Meile südlich von ihr vorbeiführende Eisenbahn. Sie mußte deshalb bezwungen werden und zwar ohne Heranschaffung schwerer Belagerungsgeschütze, an die jetzt nicht zu denken war, oder beständig eingeschlossen bleiben. Unsere Nachrichten sagten, daß sie vollkommen sturmfrei, wohl kasemattirt und ausgerüstet sei. In der Stadt lebten 3000 Einwohner. Die Besatzung sollte 1500 Mann betragen.

Der Herzog Eugen von Württemberg, dessen gerades, muthiges Wesen Alle verehrten, sah mich wegreiten. „Wo wollen Sie hin?" fragte er. — „Ich will Pfalzburg besehen," antwortete ich scherzend. — „Ich reite mit, ich lasse satteln," rief er lebhaft, worauf ich bedauernd erwiderte, daß ich nicht warten dürfe, weil für meinen Auftrag die Zeit bis zur Dunkelheit kurz sei. „So komme ich nach."

Ich ritt schnell, bis der hinter Bäumen versteckte Platz vor mir lag; dann bog ich seitwärts in das Terrain. Da bemerkte ich einen Wagen, der, von preußischen Soldaten gefahren und begleitet, den Weg nach der Festung nahm. Es war nicht unmöglich, daß er aus Unkunde seiner Führer dem Feinde in die Hände fiel. Ich ritt deshalb hin und sah nun, daß auf ihm der Kamerad lag, der in Sulz so heftig geredet und gestikulirt hatte. Sein Gesicht war roth, er stierte mich an, ohne mich zu erkennen, und rief mehr phantasirend als bewußt: „Die Franzosen sollen mich nicht haben." — Fast hätten sie ihn bekommen. Ich wies den Soldaten den Weg, auf welchem sie ihn zurückbringen sollten. In der Schlacht bei Wörth hatte er sein Regiment dem Feinde ruhmvoll entgegen geführt. Dann hatte der Typhus ihn

überwältigt. Er ist genesen und hat die Belagerung von Paris mitgemacht.

Ein paar Flintenschüsse aus den Gebäuden und Gebüschen vor den Festungswerken blieben bei diesem Ritte die einzige und unschädliche Feindseligkeit, welche mir zu Theil wurde, während man in Lohr, wohin ich spät zurückkam, um mich freundlich besorgt gewesen war. In größerer Gefahr hatte sich der Herzog Eugen befunden. Die Chaussee verfolgend, war er durch die Glacisbewachsung geritten, ohne die Festung so nahe zu vermuthen, und hatte sich plötzlich vor einem Graben befunden, hinter welchem Mauerwerk und ein Wall sich erhob, über den französische Schildwachen sahen. So wie diese ihn, hatte er sie angeblickt; wahrscheinlich hielten sie ihn für einen französischen General und er bestärkte sie hierin durch seine Ruhe. Nachdem er sich eine Weile umgeschaut, wendete er gemächlich sein Pferd und ritt im Schritt weg. Der Reitknecht hatte das Abenteuer nicht verschweigen können. Als ich nun declamirte: „Prinz Eugen, der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Pfalzburg," fand ich Beifall. Wie man nach der Vereinigung der Nation an den deutschen Kaiser glaubte, verlangte man nach den Kriegsthaten den Wiedergewinn alten deutschen Landes.

Die Dritte Armee war durch das VI. Armee-Korps und die 2te Kavallerie-Division, welche länger in Deutschland zurückgehalten worden, verstärkt. Der größte Theil des VI. Korps marschirte in der Richtung auf Pfalzburg, Truppen desselben hatten am 12ten mit diesem Platze Schüsse gewechselt und den Kommandanten, abermals vergeblich, zur Uebergabe aufgefordert.

Die Nähe einer zahlreichen Artillerie gab dem Ober-Kommando Anlaß, zu versuchen, ob nicht ein kräftigeres Bombardement aus Feld-Geschützen uns in den Besitz der Festung bringen würde. Das Gelingen dieser Unternehmung, welche um so bedenklicher erschien, als sich unter den von ihr bedrohten Stadt-Bewohnern auch Deutschgesinnte befinden mochten, war unwahrscheinlich. Brannten auch die Häuser auf, die Kasematten boten Schutz und die Wälle blieben sturmfrei. Die Wichtigkeit, die Heerstraßen womöglich zu öffnen, verlangte jedoch den Versuch. Auch war das, freilich viel kleinere, Lichtenberg auf gleiche Art überwunden.

Der kommandirende General des VI. Korps, von Tümpling, erhielt den Auftrag, für welchen ich unter seinen Befehl gestellt wurde. Am 13ten mit Tagesanbruch ritt ich wieder gen Pfalzburg.

In der folgenden Nacht, die still und mondhell war, gruben unsere Soldaten auf einem beherrschenden Höhenzuge, drei- bis vier tausend Schritt nördlich von den feindlichen Wällen, zum Schutz gegen die schweren Festungs-Kanonen, Erdeinschnitte für sechszig Feld-Geschütze. Während dieser Arbeit erfolgten anscheinend Signale zwischen dem Platze und heimlichen Feinden hinter uns. Die Ortschaften, insbesondere die Thürme waren bewacht; aber hier und da auf einzelnen, entfernten Höhen brannten kurz und hell Lichter, die aus der Stadt beantwortet wurden. Indeß verlief, einzelne Gewehrschüsse bei den Vorposten abgerechnet, Alles ruhig. Ungestört gelangten unsere Batterien in ihre Aufstellungen.

Am 14ten früh 4 Uhr ließ der General von Tümpling den

Kommandanten unter Hinweis auf die militärische Lage, welche für die Festung keinen Entsatz hoffen lasse, und unter Androhung eines heftigen Bombardements zur Uebergabe des Platzes auffordern. Der Kommandant, Major Taillant, antwortete, daß er keine Veranlassung zu kapituliren habe.

So mußten wir denn schießen. Als die Nebel aus den vorliegenden Gründen aufgestiegen und die Linien der Stadt zu erkennen waren, um 7 Uhr 40 Minuten, fiel der erste Schuß. Der brave Kommandant erwiderte ihn sofort, seine Artilleristen zielten gut, setzten uns aber doch nur wenige Leute außer Gefecht. Wir schossen gar nicht auf die feindlichen Geschütze, deren auf der schmalen Front uns gegenüber nur zehn in Thätigkeit traten, sondern auf die unglückliche Stadt, in der es kaum eine halbe Stunde später an mehreren Stellen brannte. Nun hofften wir, eine weiße Fahne wehen oder einen Parlamentär aus der Festung kommen zu sehen, aber vergebens.

Das Schießen wurde fortgesetzt. Wir bestrichen die Stadt ihrer Länge nach. Immer heftiger loderten die Flammen zehn Stunden lang. Die Aussicht schwand, daß die geängstigten Einwohner die tüchtige Besatzung zur Nachgiebigkeit zwängen.

Um 6 Uhr Abends schickte der General von Tümpling abermals einen Parlamentär in die Stadt. Dieser hatte den Kommandanten zwar erschüttert, doch fest gefunden, hielt es aber für möglich, daß derselbe uns die Thore öffne, wenn wir die ehrenvollsten Bedingungen anböten. Insbesondere schien der Major Taillant den 15ten als den Napoleonstag in seiner Festung mit der Garnison feiern zu wollen.

Jetzt entsandte der General zwei Parlamentäre, welche zu

den günstigsten Anerbietungen ermächtigt wurden, auch den Einwohnern unsere Hülfe anbieten sollten.

Während der Verhandlungen schwieg das Feuer. Wir blickten, die Einen erwartungsvoll, die Anderen bewegt, von der Höhe auf die in der einbrechenden Nacht mit rothen Gluthen schaurig leuchtende Stadt. Um uns war es still, nur das Krachen zusammenbrechender Häuser und einzelne Explosionen schallten von dort herüber.

Die beiden Parlamentäre kamen wieder. Der Major Taillant hatte gesagt, er habe zwar keine Stadt mehr, wohl aber seine tiefen Gräben, hohen Mauern und starken Wälle. Wir möchten thun, was wir wollten. Pfalzburg könne nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden.

So war die Sache für uns vorbei. Der General von Tümpling setzte, tief verstimmt, den Marsch nach Westen fort. Nur die zur Einschließung von Pfalzburg erforderlichen Truppen blieben zurück.

Auch spätere Unternehmungen gegen diese Festung sind an der Willensstärke ihres Kommandanten gescheitert. Erst im Dezember hat er, von Krankheiten in der Stadt und Mangel an Lebensmitteln gezwungen, die Waffen gestreckt.

Von dem Felde einer unbefriedigenden Thätigkeit ritt ich in der Nacht bis Sarrebourg und nach einigen Ruhestunden am folgenden Tage unserem Hauptquartiere zu, welches sich jetzt in Lunéville befand.

Auch dieser Ritt war unangenehm, weil er mir zeigte, wie es hinter einer großen Armee aussieht, die so rasch, wie es der unserigen beschieden war, in Feindes Land eindringt. Nichts

darf die militärischen Operationen verzögern, auf sie muß alles Denken und Handeln in erster Linie gerichtet sein. Was für die Verwaltung des besetzten, von Tage zu Tage sich verbreiternden Landes geschehen soll, ist noch im Werden und kann nicht sogleich wirksam sein. Die alten Gewalten sind verschwunden, die neuen unbekannt und nicht an Ort und Stelle. Da ist der Boden für Marodörs. Welche wüste Gesellen habe ich gesehen! Mancher trug mit Unrecht das rothe Kreuz im weißen Felde. Wie oft riefen die Einwohner, hier sämmtlich Franzosen, mich an, um ihre Noth zu klagen. Und wenn ich gründlich fragte, so waren es berechtigte Klagen. Diese Wahrnehmungen habe ich bei dem Ober-Kommando mit gutem Erfolge ausgesprochen.

IV.

An die obere Maas.

Lünéville, die erste französische Stadt, welche ich kennen lernte, gefiel mir gar wohl. Wie schon auf dem Wege dahin der Reichthum des Landes bemerkbar wurde, wie mir die ansehnlichen öffentlichen Einrichtungen auch in kleinen Ortschaften, die ausgezeichneten Chausseen, der über Straßen, Flüsse, ja Berge hinweg geführte Marne-Rhein-Kanal auffielen, so fand ich im Verhältniß zu Lünévilles Bedeutung seine städtischen Anlagen großartig und die Privathäuser viel eleganter und üppiger eingerichtet, als wir es in Deutschland gewohnt waren. Mein Quartierwirth, ein bejahrter Rentier, empfing mich mit würdigem Anstand, seine Ehefrau mit gutmüthigem Geschwätz, und das große, vortrefflich ausgestattete französische Bett erquickte mich, nachdem ich drei Tage nicht aus den Stiefeln gekommen war, ungemein.

Hier verstand man kein Deutsch mehr. Hier fing die Verwunderung der Franzosen an, daß alle unsere Offiziere — mehr oder weniger gut — französisch sprachen. Zum ersten Male gebrauchten meine Diener die kleinen Wörterbücher, womit ich

sie versehen hatte. Doch ging es ohne komische Verwechselungen nicht ab. Hier sah ich zum ersten Male die bei Ausbruch des Krieges in Frankreich gedruckten und eifrig gekauften Landkarten von Deutschland, auf welchen die nach Berlin führenden Wege durch hervortretenden Druck recht augenfällig nachgewiesen waren.

Nun hörten wir von neuen Erfolgen, welche die deutschen Waffen in einer Schlacht unter den Kanonen der östlichen Forts von Metz den im Rückzuge begriffenen Franzosen abgerungen hatten. Wiederum wie bei Wörth und Spicheren waren preußische Generale von ihrem entschlossenen und kameradschaftlichen Geiste zu einem Angriffe getrieben worden, welchen man in den höheren Kommandostellen nicht beabsichtigte.

In anderthalb Wochen hatten wir den Feind, der uns die Siege wahrlich schwer und theuer machte, viermal geschlagen. Die Dritte Armee hatte ihm in zehn Tagen zwei Niederlagen beigebracht und auf zwanzig Meilen Breite sein Land besetzt. Die Zuversicht, mit welcher er den Krieg begonnen, mußte arg erschüttert sein. Wir glaubten, der Kaiser Napoleon würde die Armee von Metz nach Châlons führen, wo man die Trümmer von Wörth und andere Truppen sammelte. Dort würde die große Entscheidungsschlacht stattfinden, der wir mit vollem Vertrauen entgegensahen.

Die Dritte Armee stand jetzt mit der Zweiten und Ersten an Meurthe und Mosel auf gleicher Höhe. Am 17ten wurde unser Hauptquartier von Lünéville nach Nancy verlegt.

Der Ritt dahin war sehr angenehm. Man verglich das Land umher mit der Karte und besprach lebhaft die letzten Nachrichten. Persönliche Erlebnisse und Wahrnehmungen wurden gern

mitgetheilt und gehört. Ein Diplomat im Gefolge des Kronprinzen erzählte Einzelnheiten aus Paris, wo die Enttäuschung eine bedenkliche Aufregung bewirkte. Und andere, mit der französischen Hauptstadt Bekannte lieferten ebenfalls Anhaltspunkte zu der Beurtheilung dortiger Zustände, welches Alles wohl geeignet war, unsere Ueberzeugung, daß die französische Nation der deutschen nicht mehr gewachsen sei, zu verstärken.

Als wir um die Mittagsstunde in das schöne Nancy einzogen, bekamen wir die Nachricht, daß jenseits der Mosel, westlich von Metz eine blutige Schlacht gestern bis in die Nacht hinein geschlagen worden und vielleicht noch nicht entschieden sei. Am liebsten wären wir gleich weiter, dahin geritten — ein ebenso unausführbarer, wie natürlicher Gedanke. Auch ein gewisser Neid, der in unsere Herzen schleichen wollte, war zu entschuldigen; hatte die Dritte Armee doch seit zehn Tagen keine Schlacht gehabt!

In unruhiger Erwartung besahen wir die, an Monumenten und herrlichen Bauten reiche, alte Hauptstadt Lothringens. Das II. bayerische Korps hatte einen Ruhetag in und um Nancy. Seine Kanonen und Wagen füllten mehrere der weiten Plätze. Die Straßen wimmelten von bayerischen Soldaten, die verblüfft auf die Pracht blickten, welche sie umgab.

Immer wieder und immer vergeblich fragten wir in den Büreaus unseres Generalstabes, ob Näheres bekannt geworden über die Schlacht. Die Telegraphenleitung war abermals unterbrochen.

Endlich am Abend hatte der Kronprinz eine kurze Nachricht bekommen. Der Sieg war unser.

Ein bayerisches Musikkorps konzertirte vor dem Hôtel de France, wo der Oberbefehlshaber abgestiegen war. Er ging

zwischen der Menge vor dem Hause auf und ab. Ich beglückwünschte ihn zu diesem neuesten, ohne Frage außerordentlich wichtigen Erfolge unserer Waffen. Die Freude prägte sich in seinen Zügen aus; doch mehr noch das Verlangen, bald Ausführliches zu erfahren.

Inzwischen hatten sich die anderen fürstlichen Personen und mit ihnen Diejenigen, welche des Tages Arbeit vollendet, vor einem Café an dem bewunderungswerthen Platze Stanislaus niedergelassen, wo ebenfalls deutsche Musik ertönte. Welch' ein Leben, welch' ein Gewoge! Einen solchen Anblick hatte noch Keiner gehabt. Jubelnde Deutsche, überraschte, staunende französische Gesichter. Auf alle schaute das große Standbild des Königs von Polen herab. Die Nacht war warm, die Luft rein. Wir bemerkten, daß die Sterne heller flimmerten, als bei uns zu Hause. Ob unsere Lieben jetzt auch wohl zu ihnen aufblicken? Und als gegen Mitternacht der Mond den feenhaften Ort beleuchtete, da war uns, als träumten wir einen wundervollen Traum.

Der folgende Morgen sollte uns trüber stimmen. Ein Offizier, der von dem Schlachtfelde bei Metz kam, erzählte, welche Opfer der Tag von Vionville—Mars la Tour verlangte. Mit unübertrefflichem Muthe hatten unser III. und X. Korps, die ihnen zugetheilten Kavallerie-Divisionen zuerst, die französische Armee, welche nach Verdun abziehen wollte, angefallen; ihr mit der hartnäckigsten Ausdauer den kürzesten Weg dahin verlegt. Vom VIII. und IX. Korps waren die vordersten Abtheilungen zu Hülfe geeilt. Erst die Dunkelheit hatte dem Ringen ein Ende gemacht, der Feind erst in der Nacht den streitigen Boden geräumt. Jene Korps hatten ungewöhnlich gelitten. Genaues war noch nicht

zu erfahren. Mehrere Namen wurden genannt. Annähernde Verlustzahlen einiger Regimenter hörte man. Von den 1ten Garde-Dragonern waren neun Offiziere zum Tode getroffen. Ein Bruder des Erbprinzen von Hohenzollern, Rittmeister, war der älteste von denen, welche gesund aus dem Kampfe kamen, und führte jetzt das Regiment.

Jeder aus unserem Kreise drängte mit Fragen herbei. Einige erhielten die traurigste Antwort, Anderen blieb Sorge und Hoffnung.

Erschreckend schätzte man, was uns die ersten Wochen des Krieges gekostet. Gewiß, wir würden den Gegner niederwerfen; aber wie viel Trauer mochte zu der schon vorhandenen noch gefügt werden! Die Hauptmacht des Feindes war bei Metz festgehalten; wahrscheinlich stand dort eine größere Entscheidung nahe bevor, bei welcher die Tapferkeit der Franzosen ebenfalls einen äußerst blutigen Verlauf erwarten ließ.

Der Kronprinz war bewegt und ernst. Keiner von uns konnte den zweiten Tag in dem schönen Nancy heiter genießen.

Eine verdrießliche Nachricht kam hinzu. Infanterie-Theile des IV. Armeekorps hatten am 16ten die Festung Toul nach kurzer Beschießung aus Feldgeschützen erstürmen wollen und bei dem vergeblichen Wagniß ein paar hundert Mann eingebüßt.

Thatendrang und Siegeszuversicht rissen zu den dreistesten Unternehmungen fort. Allerdings war der Besitz von Toul für das deutsche Heer von der größten Wichtigkeit. Drei Meilen westlich von Nancy sperrte es die Eisenbahn, deren wir bei unserem weiteren Vormarsch für das gesammte Ersatzwesen dringend bedurften. Aber das bisherige Verhalten unserer Feinde

berechtigte nicht zu der Annahme einer schwächlichen Vertheidigung des sturmfreien Platzes.

Am 18ten streifte die Kavallerie der Dritten Armee schon jenseits der Maas nach der Marne; die Spitzen der Armee-Korps waren über Toul hinaus vorgeschoben, welches zu rekognoszîren ich beauftragt wurde.

Als ich am 19ten früh mit meinen Dienern und Pferden auf der großen Pariser Straße die Höhe hinan ritt, welche sich vor dem westlichen Ausgange von Nancy erhebt, lag dichter Nebel über dem Meurthe-Thal. Bald aber wurde oben in der schnell zunehmenden Sonnenwärme der Schatten des Waldes angenehm. Die Straße war leer, weil Toul sie versperrte. Lange begegnete uns kein Mensch. Wir hörten nichts als den Hufschlag unserer Pferde. Weiterhin kamen einige bayerische Kavalleristen, die nach Nancy ritten. Es war bekannt, daß Franctireurs organisirt werden sollten. Bewohner des Landes hatten auf Deutsche geschossen. Daran hatte ich bei meinen einsamen Ritten an dem Vogesenhange, wo ich nur deutsch sprechen hörte, nicht gedacht. Hier sah ich mich in der Vermuthung einer Gefahr scharf um und beobachtete bei den nächsten Häusern die Gesichter genau. Meine Grüße wurden höflich erwidert, meine Fragen bereitwillig, auch richtig beantwortet. Dann kam ich an das große Dorf Gondreville, bei welchem die Eisenbahn über die Mosel führt, und jenseits desselben in den wenige tausend Schritte breiten Bogen, welchen der Fluß hier nach Westen macht. Noch eine halbe Meile und hinter Bäumen versteckt lag Toul vor mir. Keine Menschen, am wenigsten französische Soldaten waren zu sehen. Ich ritt auf die Höhe südlich der Chaussee und konnte

mit Hülfe der Karte die allgemeine Lage ungestört überblicken. Zwischen Mosel und Rhein-Marne-Kanal eingebettet die Festungswerke dicht um die Stadt, aus welcher die Kathedrale hervorragte und die für ihre 9000 Einwohner nicht groß erschien. Längs des nördlichen Kanalufers die Eisenbahn und unmittelbar hinter dieser steil sich erhebend der kegelförmige Mont St. Michel.

Dieser Berg war am 16ten unbesetzt gefunden und versprach eine bessere Einsicht in die Festungswerke. Um dahin zu gelangen, ritt ich nach Gondreville zurück. Bayerische Truppen, welche die Ortschaften südlich und westlich von Toul besetzt hielten, fouragirten in dem Dorfe, wo ich deshalb getrost meinen Leuten und Pferden einige Ruhe geben konnte. Ich stieg vor einer Wirthschaft ab und redete die umher stehenden Landleute an. Sie gingen auf das Gespräch ein, drückten sich gewandt aus und zeigten viel Selbstgefühl. Ich fing vom Wetter an. Sie klagten über die Dürre dieses Sommers, die ihre Felder verbrannt habe. Man sehe es an dem Laub der Bäume, welches schon gelb werde und abfalle; nur der Wein, auch anderes Obst gedeihe. Dann brachte ich die Rede auf den Krieg. Ein eigenes Urtheil darüber schien ihre Fähigkeiten zu übersteigen. „Ach, das ist ein Unglück!" rief Einer, Andere sprachen es nach und allgemeine Klagen folgten, jedoch nicht in einem gegen die Deutschen gehässigen Tone.

Nun erkundigte ich mich nach den Zuständen in Toul. Da wurden sie zurückhaltend; doch gewann ich durch Hin- und Herfragen die Bestätigung anderer Nachrichten. Die Besatzung von etwa 2000 Mann bestand nicht allein aus Mobilgarden, sondern auch aus Linie. Der Kommandant ließ sie tüchtig exerziren,

beschränkte aber die Bewachung lediglich auf den Platz selbst, der mit großen Vorräthen versehen war.

Einen Diener mit zwei Pferden bei dem Wirthe lassend, ritt ich mit dem anderen auf den Eisenbahnbrücken über die Mosel und den Rhein-Marne-Kanal. Es war sehr heiß; ich benutzte wieder das Mittel, welches der Kronprinz uns gelehrt hatte, zum Schutz des Kopfes gegen den Sonnenbrand ein paar Wallnußblätter in die Mütze zu legen. Das Land war ganz offen, der Boden fest und beinah eben. Ich sah, daß man hier eine provisorische Eisenbahn ohne Schwierigkeiten, streckenweise sogar auf vorhandenen Straßen, nördlich um den Mont St. Michel herum legen und dadurch die Festung umgehen könnte.

An dem Berge stieg ich vom Pferde und ging durch Weingärten aufwärts. Eine merkwürdige Stille umgab mich. Aus Toul drang kein Laut zu mir herauf, als lägen dort Alle im Mittagsschlafe. Aus solcher Ruhe mußte man folgern, daß die Vertheidigungsarbeiten beendigt waren.

Dann wagte ich mich unten in die nördliche Vorstadt St. Mansuy hinein. Auch hier Straßen und Häuser wie ausgestorben, letztere verschlossen. Das Gefecht am 16ten oder ein Befehl des Kommandanten mochte die Einwohner vertrieben haben. An der Kanalbrücke hatte ich die Festungswerke vor mir und staunte über den Unternehmungsgeist der Truppen des IV. Armee-Korps, die fast Unmögliches ausführen wollten. Die wohlverschlossene Festung machte in ihrer Regungslosigkeit den Eindruck, als warte sie eine förmliche Belagerung ruhig ab. Einer solchen vermochte ihre veraltete Bauart nicht lange zu widerstehen; sie konnte aber auch in ihrer eingeengten Lage mit geringen Kräften eingeschlossen

werden. Das Letztere und die Umgehung mittelst einer provisorischen Eisenbahn schienen mir die kürzesten Mittel, sie unschädlich zu machen.

Der anstrengende Ritt forderte eine längere Ruhe in Gondreville. Gegen Abend wandte ich mich südlich, um in Crepey das Ober-Kommando zu erreichen. Es waren noch drei Meilen schwierigen Weges. Ich mußte eine Brücke über die Mosel suchen und während eines gewaltigen Gewitters über Höhen und durch Thäler reiten. Zur Nachtzeit kam ich in dem genannten Dorfe an. Das Hauptquartier war nicht da, es war noch in Nancy geblieben; doch fand ich schnell ein gutes Unterkommen für Mann und Pferd.

Am 20ten marschirten die vorderen Korps der Dritten Armee schon westlich der Maas in das Flußgebiet der Marne. Das Ober-Kommando begab sich nach Vaucouleurs an der Maas. Dahin ritt ich, nicht wie gestern auf einsamen Wegen, sondern auf Straßen, die von den Trains der Armee gefüllt waren. In Vaucouleurs richtete sich soeben das Hauptquartier ein. Aus dem Durcheinander, welches unmittelbar nach der Ankunft in einem neuen Wohnorte stattfindet, traten die Kameraden zum Willkommen an mich heran, mehrere fragten: „Wissen Sie es schon?" Und dann erzählten sie, daß am 18ten unsere Erste und Zweite Armee unter der Leitung des Königs so kühn wie möglich mit umgekehrter Front, den Rücken nach Frankreich, eine große Schlacht geschlagen und die Franzosen nach Metz hineingetrieben hatten, wo sie nun gefangen waren. Der Marschall Bazaine befehligte sie. Der Kaiser Napoleon war schon vor der Schlacht am 16ten abgereist.

Und gleich hierauf brachte man mir eine andere Nachricht, die mich persönlich betraf. Straßburg sollte wieder in deutschen Besitz gebracht werden. Ein Belagerungs-Korps war in der Bildung begriffen. Diese ehrenvolle und im Vaterlande freudig begrüßte Unternehmung war dem General von Werder übertragen worden, zu dessem Stabe unser Ober-Kommando einen Generalstabsoffizier und mich abgeben sollte.

Die letzte Bestimmung war mir sehr unlieb. Ich verließ die Dritte Armee und unser Hauptquartier, mit denen ich so Großes erlebt, höchst ungern. Unseren „Fritz", wie ein neues Soldatenlied den Kronprinzen nannte, verehrte ich, seitdem mir die Gelegenheit zu Theil wurde, seine ruhige Kraft und unermüdliche Pflichttreue, seine Entschiedenheit, wo solche sich zeigen mußte, zu beobachten. Mehrere Personen unseres Kreises hatte ich schätzen gelernt, einigen mich näher angeschlossen.

Mit widerstreitenden Gefühlen, Freude über unsere Erfolge vor Metz, Unzufriedenheit mit meinem eigenen Loose, suchte ich das für mich bestimmte Quartier auf. Ich wollte zunächst meinen Bericht über Toul schreiben, dann mich abmelden und Allen Lebewohl sagen. Am anderen Morgen gedachte ich denselben Ritt, den ich soeben beendet, in entgegengesetzter Richtung zu beginnen.

Zwei behagliche Menschen, ein Kaufmann und seine Frau, erwarteten mich in ihrem geräumigen, nicht elegant, aber bequem eingerichteten Hause und luden mich zu ihrem Diner ein. Zu diesem kamen auch die Tochter und der Schwiegersohn, junge Ehegatten in den Flitterwochen, welche sich allein so sehr genug waren, daß sie wenig sagten, aber oft sich ansahen. Von der jungen Frau habe ich nichts gehört, als ein lang gezogenes,

scharf gelispeltes merci, jedesmal wenn ich ihr etwas reichte. Am gesprächigsten war die Mutter, auch der Vater ließ die Konversation nicht stocken, welche mir außer der Sprachübung nichts Belehrendes bot. „Sie sind im Lande der Jeanne d'Arc, mein Herr," fing die Hausfrau an. Ich entgegnete, daß ich mich gefreut habe, dieses schöne Land zu sehen. „Ah, Sie kennen es!" fiel ihr Gemahl ein. „Ihr Monsieur Schillär hat es beschrieben." — „Auch ein berühmter französischer Schriftsteller hat über die pucelle geschrieben," sagte ich. Das war ihnen unbekannt. Dagegen sprachen sie von Erinnerungen an das Mädchen von Domremy in der Kirche von Vaucouleurs, die zu besehen ich nicht versäumen dürfe. Um Angehörige hatten diese guten Bürgersleute keine Sorge, auch nicht merklich um ihr Vaterland. Sie beklagten den Krieg hauptsächlich, weil er die Vollendung einer Eisenbahn verzögerte, welche Vaucouleurs dem fertigen Bahnnetze anschließen würde.

Als ich mich abmelden wollte, befahl der General von Blumenthal, daß ich noch einen Tag bleibe. Dieser verging schnell in dem mir lieb gewordenen Kreise, welcher augenblicklich von den neuesten Begebenheiten lebhaft ergriffen war. Die Nachrichten häuften sich. Der Prinz Friedrich Karl hatte den Oberbefehl über die Einschließungsarmee von Metz erhalten. Drei Armee-Korps und zwei Kavallerie-Divisionen, welche dort abgegeben wurden, bildeten eine neue Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen, die neben der Dritten den Marsch auf Paris fortsetzen sollte.

Auch die großen Verluste wurden bekannt. Sie betrübten uns, indem sie zugleich unseren Stolz auf das Heer, unsere Be-

wunderung der Waffenbrüder erregten. Ein so kühnes Zugreifen wie am 16ten, eine so entscheidende Schlachtfront wie am 18ten, wird man nur mit Truppen wagen, deren Disziplin unerschütterlich ist und deren Offiziere in gleich hohem Grade erfahren, wie heldenmüthig sind.

Die Schlachten am 16ten und 18ten hatten den Deutschen 35 000 Mann, darunter 1600 Offiziere, gekostet. Bei St. Privat hatte das Garde-Korps allein 300 Offiziere verloren. Mehrere von uns waren in persönliche Trauer versetzt. —

Die einzige, nur durch Toul abgesperrte Eisenbahn, auf welche das deutsche Heer bei seinem weiteren Marsche vorläufig rechnen konnte, wurde von Tage zu Tage wichtiger. Die Ansicht, daß auch hier der Versuch, die Festung durch ein Bombardement aus Feldgeschützen zu bezwingen, gemacht werden müsse, gewann die Oberhand und abermals bot der Anmarsch des VI. Korps die Gelegenheit. Ich erhielt den Befehl, mich auf meiner Reise nach dem Elsaß dem Korps zu jenem Zwecke wieder zur Verfügung zu stellen.

Mit diesem Auftrage mußte ich scheiden. Der Kronprinz entließ mich in gewohnter, gnädiger Weise. Auf seinem nachdenklichen Gesichte glaubte ich die Wehmuth über den Tod so vieler Offiziere zu lesen, die ihm nahe bekannt gewesen waren.

Von den fürstlichen Personen, zu welchen das Kriegsleben mich in erfreuliche und mannigfach lehrreiche Beziehungen gebracht hatte, so wie von Allen in dem Hauptquartiere, mit denen Neigung oder Dienst mich zusammengeführt, mußte ich mich nun trennen. Gegenseitig wünschten wir uns Glück für die großen Tage, welche der Eine hier, der Andere dort zu erleben hoffte.

V.

Nach Mundolsheim.

Im Dorfe Gondreville fand ich den General-Lieutenant von Gordon, welcher die Unternehmung gegen Toul leiten sollte. Bei dem Wirthe, den ich vor drei Tagen kennen gelernt hatte, quartierte ich mich ein. Am Nachmittage ritt ich mit dem Kommandeur der für die Beschießung bestimmten Artillerie auf die mir bekannte Höhe südlich der Chaussee, wo wir die geeigneten Plätze für seine sechsunddreißig Kanonen fanden und bei eintretender Dunkelheit Deckungen aufwerfen ließen. Der Feind störte weder die Erdarbeit, noch den schwierigen Anmarsch der Batterien. Gegenüber am Mont St. Michel sollten die Bayern, welche Toul auf jener Seite eingeschlossen hielten, zwölf Geschütze aufstellen. Nach Beendigung dieses Geschäftes mußten wir, um das Quartier zu erreichen, unter schwer bewölktem Himmel in finsterer Nacht bergab, bergauf, uns durch die Weinfelder winden, wobei mein kluges Pferd jeden Schritt zwischen den Rebstöcken mit großer Sicherheit wählte und hier und da Blätter oder Trauben pour sa bonne bouche abriß.

Am 23ten früh schickte der General von Gordon einen Par-

lamentär nach Toul, welcher dem Kommandanten die Kapitulations-Vorschläge überbringen, die Beschießung ankündigen sollte. Erst an dem äußeren, dann an einem inneren Thore hatte er lange warten müssen und war endlich doch nicht zu dem Kommandanten, der keinen Parlamentär annehme, gelangt, sondern im Auftrage des Vertheidigungsrathes abschläglich beschieden. Gegen neun Uhr kehrte er zurück und nun begann im strömenden Regen die Kanonade hüben und drüben. Aus dem Hauptquartier der Dritten Armee kam ein Generalstabs-Offizier, später noch ein Ordonnanz-Offizier, um der Beschießung beizuwohnen. Die preußischen Batterien schossen auf die südlichen, die Bayern auf die nördlichen Wälle und Häuser; dem ihnen ertheilten Befehle gemäß verschonten sie den Stadttheil, in welchem die Kathedrale liegt. Die französischen Geschütze antworteten, ohne uns viel Schaden zu thun. An zwei Stellen in Toul brach Feuer aus, welches größer wurde, als der Wind sich erhob und der Regen aufhörte.

Um Mittag schickte der General mich als Parlamentär an den Kommandanten. Unser Feuer schwieg, darauf auch das feindliche. Jener Ordonnanz-Offizier begleitete mich. Auch ein Gutsbesitzer und der Pfarrer aus Dommartin, welches Dorf unmittelbar vor Toul liegend von dem Kampfe bedroht war, erbaten und erhielten die Genehmigung, mitgehen zu dürfen. Ein Trompeter ritt voran.

An der Mosel auf der Chaussee von Nancy hielten wir vor der aufgezogenen Zugbrücke. Der Trompeter blies. Von dem Walle stierten Soldaten auf uns hinab. Oft mußte der Trompeter blasen, bis ein Offizier mit einer Patrouille kam. Die Brücke wurde niedergelassen und als wir hinüber waren, wieder

aufgezogen. Der Offizier sagte, unsere Ankunft sei dem Kommandanten gemeldet.

Abermals dauerte es lange. Dann kam auf dem südlichen Glacisweg ein Kürassier-Offizier in voller Rüstung angesprengt, ein langer Mensch, der sich elegant zeigen wollte, etwas eitel zu Pferde aussah und in gezwungen förmlichem Tone sprach: „Ich soll dem Kommandanten Ihr Anliegen rapportiren.“ Ich entgegnete, daß ich meinen Auftrag nur persönlich dem Kommandanten überbringen würde, worauf er antwortete, ich könne mitkommen, auch die französischen Herren; die deutsche Begleitung müsse zurückbleiben.

Er ritt den südlichen Weg um die halbe Festung herum und ich konnte hinter ihm die breiten, wassergefüllten Gräben, gut erhaltenen Mauern und Wälle des altmodischen Platzes ungehindert betrachten. Wir kamen an das Ravelin, welches das westliche Thor deckt. Ein paar Soldaten erwarteten uns. Er stieg vom Pferde und bat mich, dies auch zu thun. Darauf verband er mir ganz unnützer Weise die Augen, führte mich in das Ravelin und, „damit wir ausruhen könnten,“ an eine Bank. Nach einer Weile hörte ich das Festungsthor öffnen und die Anweisung, mir die Binde von den Augen zu nehmen. Mehrere Offiziere standen vor mir, voran ein Major, ein schöner, traurig blickender, noch jugendlicher Mann. Das Festungsthor war gefüllt mit französischen Soldaten in verschiedenen Uniformen. Diese theatralisch arrangirte Scene, welche mir imponiren sollte, fiel meinem deutschen Sinne unangenehm auf, weil sie mit dem Ernst der Lage in einem fast komischen Widerspruch stand.

Der Major bezeichnete sich als den Kommandanten des

Platzes, nannte sich Hück und erklärte, daß er ohne seinen Vertheidigungsrath keine Uebergabe verhandeln dürfe. Er stellte mir den Artillerie-, Genie-Offizier und Adjutanten des Platzes, die er mitgebracht hatte, vor und bat mich, die Anträge, welche ich zu machen habe und ihre Begründung aufzuschreiben. Dieses that ich, indeß der Gutsbesitzer und Pfarrer auf das Lebhafteste für die Uebergabe plaidirten. Als der Kommandant meine Schrift gelesen, sprach er, daß wir begreifen würden, in welch' schrecklicher Lage er sich zwischen seiner Ehre, dem ihm auferlegten Gesetze und der Menschlichkeit befinde. Er wolle den Vertheidigungsrath berufen, wozu auch einige bürgerliche Personen gehörten, und mir die Antwort schicken.

Nun konnte zwar mittlerweile die Feuersbrunst in der Stadt gelöscht, sie konnte aber bei ablehnender Antwort sehr bald durch unsere Kanonen wieder erzeugt werden. Jedenfalls war die Aussicht, daß die Uebergabe erfolge, größer wenn ich wartete, als wenn ich die Verhandlung gleich abbrach. Deshalb antwortete ich, daß man mich schon lange und wohl absichtlich aufgehalten habe, daß es jedoch gleichgültig sei, ob unser Schießen etwas früher oder später wieder beginne. Ich verlangte, daß der Offizier meiner Begleitung geholt werde, was geschah.

Der Kommandant und die mit ihm gekommen, zogen sich zurück, hinter ihnen schloß sich das Thor. Demnächst wurde es wieder geöffnet. Andere Offiziere erschienen und führten sich mit der Bemerkung ein, daß sie uns Gesellschaft leisten sollten. Hierzu hatte der Kommandant keine Troupiers ausgesucht, sondern recht gebildete Männer, deren Gespräch discret und angenehm war. Auch Erfrischungen wurden gebracht.

Man wollte mich hinhalten oder der Vertheidigungsrath gelangte nicht zum Schluß, weil die Meinungen getheilt waren. Als ich nun Antwort verlangte, wurden die französischen Offiziere in die Stadt beordert und darauf ließ der Kommandant mir sagen, daß er die Vertheidigung fortsetzen werde.

Der Kürassier-Offizier führte uns zurück. Die Kanonade begann wieder. Am Abend ertheilte der General von Gordon den Befehl zum Abmarsch, ohne etwas erreicht zu haben.

Toul blieb von wenig Truppen eingeschlossen. Später hat man diese Stadt noch mehrere Male, sogar aus erbeuteten französischen Festungsgeschützen, vergeblich bombardirt. Erst als ein preußischer Belagerungstrain herangezogen und in gehörige Wirkung gesetzt war, am 23sten September, hat der Kommandant den Platz mit seiner reichen Ausrüstung übergeben.

Der General von Blumenthal hatte mir für den Fall, daß der heutige Versuch mißlinge, befohlen, in Nancy einen preußischen Ministerialbeamten, welcher die Herstellung gestörter Eisenbahnverbindungen leitete, aufzusuchen und demselben von meinen Wahrnehmungen hinsichtlich einer, Toul umgehenden Feldeisenbahn vorläufig Kenntniß zu geben.

Am folgenden Morgen ritt ich nach Nancy. Dort, bis wohin die Eisenbahnverbindung mit Deutschland hergestellt war, befand sich jetzt die General-Etappen-Inspektion der Dritten Armee. Der mir bezeichnete Beamte war nicht anwesend, wurde auch nicht bald erwartet; wohl aber in einigen Stunden sein Stellvertreter, den ich am frühesten in einem auf dem Bahnhofe eingerichteten Bureau treffen würde.

Die Zeit benutzend, wanderte ich durch die Straßen, um

von den vielen Sehenswürdigkeiten mehr kennen zu lernen. Der Verkehr zeigte nichts Auffallendes, die Geschäfte waren geöffnet, die Leute gingen ihren Angelegenheiten nach. Und doch erschien mir, abgesehen davon, daß weniger deutsche Soldaten da waren, der Gesammteindruck anders, als bei meinem ersten Aufenthalte. Ich trat in einige Läden; man behandelte mich höflich, aber kalt, obwohl man sich theuer bezahlen ließ. Bürger, die ich auf der Straße anredete, gaben den erbetenen Bescheid unfreundlich kurz. Eine feindlichere Stimmung hatte Platz gegriffen, die mir erklärlicher wurde, als ich die Richtung nach dem Bahnhofe einschlug. Dahin bewegten sich lange Wagenzüge mit deutschen Verwundeten von den Schlachtfeldern bei Metz, die auf der Eisenbahn weiter gebracht werden sollten. Alle in Nancy eingerichteten Kriegs-Lazarethe waren gefüllt. Diese Beweise und die Nachrichten unserer außerordentlichen Verluste in Verbindung mit der Thatsache, daß Bazaine fast die Hälfte des deutschen Heeres vor Metz festhielt, ermuthigten die Franzosen. Als wir vor einer Woche hier einrückten, waren sie, die sich den ersten Eindrücken leicht hingeben, von der plötzlichen Machtentwickelung, dem bunten Bilde, besonders auch des kronprinzlichen Haupt-Quartiers, gewissermaßen berauscht. Jetzt überwog der Glaube, daß unsere Waffenthaten weniger Siege, als Niederlagen für uns gewesen wären, auf welche der Rückzug folgen müsse.

Auf den Plätzen in der Nähe des Bahnhofes fuhren Kolonnen beladener Wagen ab, andere wurden beladen, während übergroße Massen von Lebensmitteln, die auf der Eisenbahn angekommen waren, für spätere Transporte zur Armee in Haufen umherlagen.

Man sah, daß unsere schnellen Erfolge manche wohlbedachte Maßregel überflügelt hatten.

Der Bahnhof selbst war überfüllt. Zur Abfahrt bereite Züge warteten auf die Benachrichtigung, daß die Eisenbahn sicher sei. Besonders die Vogesen-Tunnels, welche von den zurückweichenden französischen Truppen gesperrt worden waren, erheischten nach ihrer Aufräumung unausgesetzte Vorsicht.

In den Bahnhofs-Gebäuden waren Etappen-Büreaus eingerichtet, in denen es beständig ein- und ausging. Der Eisenbahn-Beamte, welchen ich sprechen mußte, war noch nicht da; meine Hoffnung, heute weiter reisen zu können, schwand nun ganz. Indeß langweilte ich mich nicht, denn es war viel zu sehen. Die Sorge, welche die freiwilligen Krankenpfleger, von denen ich an anderen Orten überflüssige und von zweifelhaftem Werthe gefunden hatte, hier den Verwundeten und Kranken widmeten, war erfreulich zu beobachten. Unter ihnen traf ich ein paar Männer, mit denen ich ehemals vertraulich gelebt hatte, bis die Ereignisse des Jahres 1866 uns, nicht allein äußerlich, trennten. Wie war so Vieles anders und besser geworden! Die Einigung der Nation hatte manches grollende, doch edele Gemüth versöhnt. Jene, welche den Veränderungen in Deutschland so lange widerstrebten, wünschten jetzt dem gemeinsamen Vaterlande zu dienen. Herzlich begrüßten mich die Wiedergefundenen, gern wären wir länger beisammen geblieben; aber die Pflicht, welche sie übernommen hatten, rief sie ab. Auch bekannte Offiziere, gesunde, die in Nancy kommandirt waren, verwundete von den Schlachtfeldern, sprach ich. Alle waren eilig, die Gesunden in ihrem Dienst, die Kranken in ihren Wünschen.

Der erwartete Beamte kam und wurde von mehreren Seiten mit Fragen und Forderungen bestürmt; doch konnten wir uns bald in einen stilleren Raum zurückziehen. Ich bezeichnete ihm auf der Karte den Weg, auf dem nach meinem Erachten die Umgehungsbahn schnell gelegt werden konnte. Er sagte, daß auch unter den günstigsten Verhältnissen mit den bereiten Kräften und Mitteln, die zur Zeit vielfach in Anspruch genommen wären, die Bahn vor vier Wochen nicht in Betrieb sein könnte. Damit war denn freilich ihr Nutzen ganz und gar in Frage gestellt.

Verdrießlich über die verlorene Zeit ging ich nach meinem Wirthshause, legte mich auf das Bett und schlief. Der Hunger weckte mich. Es war neun Uhr am Abend. Ich ging in den Speisesaal. Nur drei Herren waren darin, die französisch mit einander sprachen und offenbar den oberen Ständen angehörten. „Wer sind die Herren?" fragte ich den Kellner. „Von Nancy," antwortete er. Ich setzte mich, sie grüßend, ihnen gegenüber. Sie mochten in meinem Lebensalter sein, das Haar des einen ergraute. Er und noch einer hatten glatt rasirte Gesichter, ihre dunkelen Augen blickten langweilig gutmüthig. Der Dritte, schwarzhaarig und mit einem Zwickelbart, sah wilder aus. Sie schwiegen, doch nicht lange; dann redeten sie unter einander gleichgültige Dinge mit guter Manier. Und nun wandte Einer sich an mich: „Alle deutschen Herren sprechen französisch. Mein Sohn soll deutsch lernen."

„Wird auf Ihren Schulen kein Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt?" fragte ich.

„Ah ja," sagte der mit ergrauendem Haar.

„Nicht genug," meinte Jener.

„Vielleicht sprechen die Deutschen mehr fremde Sprachen, weil sie mehr reisen," bemerkte ich.

„Das ist es," erklärte der Zweite. Der mit dem Zwickelbart aber rief, bitter lachend: „Sie kommen zu uns!"

Der Erste unterbrach ihn: „Wir reisen auch. Ich war in Frankfurt, als es noch österreichisch war. Da spricht man französisch."

„Sie haben schreckliche Verluste gehabt," fiel der Zwickelbärtige wieder ein.

„Schlachten sind blutig," erwiderte ich.

„Bazaine hat wenig verloren," fuhr er fort. „Er hat merkwürdig gut manövrirt. Das ist ein großer General."

„Man hat mir gesagt, er wäre in Metz eingeschlossen," warf ich hin.

„Eingeschlossen in der stärksten Festung der Welt!" rief er spottend. „Eingeschlossen, so lange er will! Das ist es. Dies ist nur der Anfang des Krieges, wir werden sehen." Energisch brach er ab, als wäre es unnöthig, mehr zu sagen.

„Sie haben eine zweite Armee," sprach ich gleichgültig.

„Gewiß!" versetzte der Ergrauende. „Wir sind viel stärker als Sie."

Nachdem ich die Herren auf diese Weise kennen gelernt und mein Abendbrod verzehrt hatte, zog ich mich zurück.

Am folgenden Morgen zu der festgesetzten Zeit waren meine Leute und Pferde in dem für sie bestimmten Eisenbahnwagen gut untergebracht und mit allem Erforderlichen ausgestattet. Auf dem Perron traf ich zwei Berliner, die von der Armee kamen und in dienstlichen Angelegenheiten nach Deutschland reisten. Der Zug,

welcher außer uns nur Verwundete beförderte, fuhr erst um die Mittagsstunde ab und gelangte am Abend nach Sarrebourg, wo er übernachten mußte, weil der lange Vogesentunnel nur bei Tage durchfahren werden sollte. Die meisten Verwundeten wurden in Quartiere geführt oder getragen, die in den Wagen Bleibenden hier verpflegt, wobei wir Gesunden halfen. Meine Leute hatten in ihrem Wagen eine Laterne angezündet und sich zwischen den Pferden ein Lager bereitet. Einige Nachtstunden ruhte ich in dem mir angewiesenen Quartier. Am Morgen setzte sich der Zug wieder in Bewegung, fuhr durch den langen Tunnel, worin man in vollständige Dunkelheit kommt, und hielt bei Lützelburg auf der Station südlich von Pfalzburg. Hier stürzte der eine meiner Diener blaß, mit blutigem Kopfe auf mich zu: „Der Ivan ist aus dem Wagen gefallen!“

Ivan war ein vierjähriges Pferd, welches ich bei der Mobilmachung in Berlin gekauft hatte, ein schöner Fuchs aus einem russischen Gestüt. In Lunéville hatte einer der Prinzen in unserem Hauptquartier dieses Pferd zu besitzen gewünscht. Ich glaubte, dasselbe nicht entbehren zu können. Nun war es verunglückt.

Nicht ohne meine Schuld, insofern ich versäumt hatte, meine Leute auf den dunkelen Tunnel aufmerksam zu machen. Sie hatten keine Laterne angezündet, auch die Thüren nicht fest verschlossen. Als nun zur Unzeit Finsterniß eintrat, waren die Pferde unruhig, Ivan wild geworden. Meine Leute hatten ihn am Kopfe gehalten, aber nicht bändigen können; er hatte, hin und her tobend, eine Wagenthür aufgeschoben und war in den Tunnel hinunter gestürzt.

Ich lief nach dem Etappen-Kommandanten. Er schickte

Mannschaften und Geräthe ab, um den Körper aus dem Tunnel zu entfernen.

Inzwischen hatten die Umstehenden und Mitreisenden den Hergang näher untersucht. Mein verwundeter Mann war verbunden, der andere und die drei Pferde gesund, mein Gepäck und Sattelzeug zertreten und zerrissen. Der eine Berliner hatte außen an dem Zuge Spuren entdeckt. Das Trittbrett des folgenden Wagens war nach rückwärts verbogen, an seinem Rande hafteten rothe Pferdehaare. Der Körper war also von der eisernen Platte noch erfaßt worden.

Ich fragte nach dem, nur eine halbe Meile entfernten Pfalzburg, dessen Besatzung sich nach wie vor kräftig behauptete, und erfuhr, da hierbei das Gespräch auf die Beschießung kam, daß Straßburg bombardirt werde und in Flammen stehe.

Diese Nachricht berührte mich unangenehm. Ich kannte die dortigen Verhältnisse zwar nicht, war aber nach den Erfahrungen vor den kleinen Plätzen überzeugt, daß von derartigen Unternehmungen hier noch weniger Erfolg zu erwarten sei. Und dazu war es eine alte, berühmte deutsche Stadt, die wir wieder haben wollten und in Brand steckten.

Sehr verdrießlich setzte ich mich in das Coupé; aber die Landschaft, durch welche wir fuhren, war so schön, daß sie die Gedanken ablenkte. In Vendenheim, wo sich die Bahn nach Weißenburg abzweigt, verließ ich den Zug und sagte den Reisegefährten mit Grüßen an Berlin Lebewohl.

Hier, fünf Viertelmeilen nördlich von Straßburg, bildete man den Artilleriepark für die Belagerung. Während ein Fuhrwerk für mein Gepäck herbei geschafft wurde, ging ich mit dem

Artillerie-Offizier, welcher die Arbeiten leitete, umher. Der Park sollte auf fast dreihundert Belagerungsgeschütze gebracht werden. Kanonen, Mörser, Munition und was Alles dazu gehört, waren schon in beträchtlicher Menge ausgeladen und wurden geordnet, während lange, mit gleichem Material noch beladene Eisenbahnzüge auf den Geleisen standen. Die Organisation des Parkdienstes war erst im Werden.

Uebrigens war das Belagerungs-Korps versammelt. Die Feldtruppen desselben: die badische Division, die Garde-Landwehr- und die 1te Reserve-Division hielten Straßburg bis nahe an die Festungswerke umschlossen. Ihre Feldartillerie und auch schon Batterien von Belagerungsgeschützen bombardirten die Stadt seit drei Tagen. Der Artillerie-Offizier klagte, daß er den großen Aufwand an Munition kaum rechtzeitig ersetzen könne.

Mit den Eindrücken, die ich hier erhalten, beschäftigt, vollendete ich meine Reise zu Pferde. Augenblicklich schwieg das Feuer. Bald wurde der Thurm des Münsters sichtbar über den Rauchwolken der Stadt, deren Häuser und Wälle von Terrain-Erhebungen verdeckt blieben. Und nun kam ich nach dem Dorfe Mundolsheim, drei Viertelmeilen nördlich von Straßburg, dem Hauptquartier des Generals von Werder.

VI.

Die Lage vor Straßburg.

Bei dem großen Gehöfte am südlichen Ausgange des Dorfes stieg ich vom Pferde. Hier wohnte der Oberbefehlshaber. Ich ging in das ansehnliche Bauernhaus, man wies mich eine Treppe hinauf, oben fand ich Ordonnanzen. Eine derselben brachte den Bescheid, daß ich eintreten solle. Um den Oberbefehlshaber standen an einem Tische, auf dem ein Plan von Straßburg lag, der Kommandeur der Belagerungs-Artillerie, General-Lieutenant von Decker, der Chef-Ingenieur, General-Major von Mertens, und der Generalstabs-Chef des Belagerungskorps, Oberst-Lieutenant von Leszczynski. Die letzteren Drei verdeckten die kleinere Gestalt des Generals von Werder, der, auf beide Arme gestützt, sich über den Plan beugte und erst, als die Thüre hinter mir geschlossen wurde, schnell gerade aufgerichtet ein paar Schritte machte. Er sah unzufrieden aus. Meine Meldung nahm er freundlich entgegen und als ich mich zurückziehen wollte, sagte er: „Bleiben Sie nur gleich hier," und stellte sich mit einer raschen Wendung wieder an den Tisch.

Er hatte das Bombardement an diesem Morgen einstellen und den Gouverneur von Straßburg, den General Uhrich, aber-

mals zur Uebergabe auffordern lassen. Die Antwort war noch nicht eingetroffen. Man erwartete, daß sie ebenso entschieden ablehnend lauten werde, wie in allen früheren Fällen, und berieth die weiteren Maßregeln. Die Meinungen waren getheilt, ja unsicher. Man hatte das Bombardement in der Hoffnung begonnen, durch dasselbe schneller als durch den förmlichen Angriff die 40 000 Mann deutscher Truppen, welche Straßburg festhielt, für andere Aufgaben frei zu machen; und man fühlte sich zu diesem Verfahren um so mehr berechtigt, als die französische Artillerie das offene Kehl bombardirte.

Man war aber nicht rücksichtslos an's Werk gegangen. Da man das Innere der belagerten Stadt hinreichend kannte, so hatte man den Batterien die Gebäude bezeichnen können, welche verschont, und diejenigen, welche der Vertheidigung dienten, wie Kasernen, Magazine, Mühlen, und deshalb hauptsächlich beschossen werden sollten. Daß trotzdem viele andere Häuser getroffen wurden, war unvermeidlich, und in der letzten Nacht war das Dach des Münsters in Flammen aufgegangen. Dieses Mißgeschick verdroß den General von Werder, dessen Gemüth überhaupt einem Verfahren widerstrebte, welches um so grausamer erschien, je länger es währte. So wenig er eine blutige Feldschlacht scheute, dieses nichts entscheidende Vernichten war ihm peinlich.

Dagegen konnte man freilich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß ein Wochen beanspruchender förmlicher Angriff viel mehr Opfer verlangen werde, als eine Beschießung von wenigen Tagen. Unsere Truppen mußten größere Verluste erleiden, die reichen Ortschaften auf dem Angriffsfelde durch die französischen Geschütze

ärger zerstört werden und, da die Festungswälle nahe um die dicht bevölkerte Stadt herum lagen, auch deren Trümmer sich häufen, weil jeder nur wenig zu hohe Schuß ein Gebäude traf.

Die französische Regierung hatte Alles versäumt, was den wichtigen Grenzplatz gegen die neuen Angriffsmittel schützen konnte. Freilich waren die von einem Speckle und Vauban erbauten Festungswerke mit Waffengewalt noch niemals genommen; aber die Schußweite wie die Zerstörungskraft der Artillerie, am meisten der deutschen, war eine ganz andere geworden.

Dazu kam, daß die Garnison nach außen sich kraftlos gezeigt hatte. Die badische Division allein hatte das Vorland bis nahe an die Festung besetzt und behauptet. Um so mehr war es deshalb noch immer denkbar, daß der General Uhrich die Macht verliere, eine Stadtbevölkerung von 80 000 Menschen im Zaume zu halten, wenn die Verzweifelung sie zum Aufruhr triebe.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte plötzlich der General von Werder mich, worauf ich antwortete, daß die Feuersbrünste, die uns in Pfalzburg und Toul nicht zum Ziele führten, es hier, wo sie sich auf eine große Fläche vertheilten, nach meiner Ueberzeugung noch weniger vermöchten.

Nicht Jeder theilte diese Meinung und es freute mich sehr, daß der Oberbefehlshaber entschied, der förmliche Angriff solle so bald wie möglich beginnen. Um jedoch die Vertheidigungsarbeiten des Gegners zu stören, mußte die Beschießung der militärischen Anlagen fortgesetzt werden, was mit Rücksicht auf unsere Munitionsvorräthe langsam geschehen sollte.

Mundolsheim war voll. Außer Allem, was zu der Person des Oberbefehlshabers gehörte, waren auch die Stäbe des Kom-

mandeurs der Belagerungsartillerie und des Chef-Ingenieurs darin untergebracht. Ich erhielt in einem Bauernhause eine Stube mit einem Bett, welches sehr hart war. Mein Wirth und seine Frau waren freundlich aussehende Menschen, deren Französisch mir dialektfreier und deshalb verständlicher als ihr Deutsch klang. Zu der Wohlhabenheit, welche der Hof anzeigte, paßte die dürftige Einrichtung des Hauses nicht. Sie hatten ihre besten Sachen nach Straßburg gebracht. Das war von den Einwohnern rundum geschehen, ja ganze Familien mit kleinen Kindern waren den Versprengten von Wörth in die vermeintliche Sicherheit der Festung gefolgt. Den Gouverneur trifft der Vorwurf, daß dieser Zuzug gestattet wurde, durch welchen die Vertheidigungsfähigkeit seines Platzes litt und die hinein Flüchtenden in Gefahr kamen.

Mein Bauer erzählte, daß man ihnen die „Preußen", wozu er auch die Badenser machte, als Missethäter schwerster Art geschildert hätte. Er fügte zwar hinzu: „Ich glaubte es nicht;" doch deutet jene Handlungsweise auf das Gegentheil. Uebrigens sahen meine Wirthsleute das Flammenmeer über Straßburg, worin wahrscheinlich auch ihre Habseligkeiten untergingen, mit auffallendem Gleichmuth an. Sie mochten auf reichliche Entschädigung rechnen. Gewiß aber zeigten sie kein Mitgefühl für die Städter.

Der förmliche Angriff auf die in wasserreicher Niederung liegende Festung, die ein Dreieck mit der Spitze am Rhein darstellte, mußte sich gegen deren West-Front, der von Ueberschwemmungen und Wasserläufen am wenigsten geschützten Seite, richten. An der Südecke dieser Front führte das National-Thor, in der Mitte das Zaberner- und an der Nord-Ecke das Stein-Thor in das Land, wo an den Straßen auf Gewehr-Schußweite von den

Werken die Vororte: südlich Königshoffen, in der Mitte Kronenburg, nördlich Schiltigheim begannen. Diese Ortschaften waren bereits in unserem Besitz.

Die lange Süd-Front der Festung, welche sich von dem National-Thor über den Ill-Fluß bis an die Verzweigungen des Rheinstromes erstreckt, war durch eine Ueberschwemmung sehr geschützt. Die badische Division überwachte hier die Zugänge und auch das Elsasser Land südlich von Straßburg, in welchem sich der Anfang einer Volksbewaffnung zeigte und feindliche Haufen zerstreut werden mußten.

Links an die Badenser schloß sich die Garde-Landwehr und links von dieser hielt die 1te Reserve-Division Schiltigheim und den Raum östlich bis an den Rhein besetzt. Auch das letztere Gelände ist von vielen Wasserläufen durchzogen, welche Inseln bilden und die Annäherung an Straßburgs Nord-Front in hohem Grade erschweren. Von Schiltigheim nach Osten gehend, kommt man zunächst über den Rhein-Marne-Kanal, dann über die untere Ill, dann in die gartenartig kultivirte Ruprechts-Au, die nach Osten wieder von Rheinverzweigungen, nach Süden von dem Rhein-Ill-Kanal begrenzt wird, der hier das Land abschloß, welches wir bis jetzt eingenommen hatten.

Oestlich endet die Straßburger Befestigung an dem ersten Rheinarm, dem kleinen Rhein, mit der Citadelle, einer in der allgemeinen Umwallung liegenden, für sich geschlossenen Festung. Gegen sie hatten die bei Kehl erbauten badischen Bombardements-Batterien ihre Schüsse gerichtet.

Um über die dortigen Verhältnisse das Urtheil eines Augen-

zeugen zu bekommen, schickte der General mich am Tage nach meiner Ankunft dahin.

Früh Morgens ritt ich, die Karte in der Hand, ein paar Tausend Schritt ostwärts nach dem Dorfe Suffelweyersheim, bei welchem in einem Ingenieur-Depot die Vorarbeiten zu dem förmlichen Angriffe kräftig gefördert wurden. Dann südlich die Anhöhe hinauf, wo nach wenig Schritten der Münsterthurm sichtbar wird, der wie ein Riese über Alles hinweg zu sehen scheint. Ihn hat der Angreifer immer zu beachten, um sich vor den Beobachtern zu verbergen, welche dort oben gewiß die Gegend durchforschen. Nun wird der Münster selbst sichtbar und jetzt tief unter ihm auch die Stadt. Sie ist nicht mehr wie gestern in dichten Qualm gehüllt; nur ein Rauchschleier breitet sich über die Häuser.

Vor diesen lag, auch mit dem besten Fernrohr nicht zu entziffern, das Gewirr von Walllinien, die alte Befestigungsart, welche ein Werk nahe vor das andere legte. In dem Geschützfeuer war augenblicklich eine Pause eingetreten; nur dann und wann hörte man einen Schuß aus der Citadelle.

Weiter führte mein Weg südlich über das, dem Hopfenbau dienende Land und durch die mit preußischen Truppen eng belegten Dörfer Hönheim und Bischheim bis an den Anfang von Schiltigheim. Diese drei reichen Ortschaften ziehen sich längs der Chaussee im unmittelbaren Anschluß an einander auf eine kleine Wegstunde hin. Nun gelangte ich in die Flußniederung hinab, auf einer Pontonbrücke über die Ill und, Dank den zahlreichen Wegweisern, welche unsere Pioniere aufgerichtet hatten, durch das Labyrinth der engen Straßen zwischen den Gärtnereien und

Landsitzen der fruchtbaren Ruprechts-Au an den Rhein. Eine Fähre brachte mich und mein Pferd in das badener Land. Unwillkührlich wurden meine, mit der Belagerung beschäftigten Gedanken von dem wohlthuenden Gefühl unterbrochen, wieder auf deutschem Boden zu sein. Noch eine halbe Meile stromaufwärts und ich war in Kehl.

Vom Bahnhofe, an den ich zuerst kam, bis zu der Stadtkirche waren Häuser niedergeschossen und ausgebrannt. Der Gouverneur von Straßburg hatte den Vorwurf, welchen der General von Werder ihm hierüber gemacht, mit der Entgegnung abgewiesen, daß Kehl, wenn auch keine Festung, doch mit Befestigungs-Anlagen versehen und daß von daher geschossen sei, weßhalb der Ort nicht verschont bleiben könne.

Den General von Werder bekümmerte die Zerstörung der deutschen Stadt. Sie war bei einem Kriege mit Frankreich, der nicht von Anfang an unglücklich für uns verlief, zu erwarten, so lange der Feind Straßburg besaß. Gott sei Dank, daß sie die einzige geblieben!

Der General hätte gern weiterem Uebel durch den Befehl, die Batterien bei Kehl schweigen zu lassen, vorgebeugt. Indeß war es fraglich, ob das etwas genutzt hätte. Auch konnte von keiner anderen Seite Straßburg's Citadelle mit so geringem Aufwand an Kraft und Menschenleben überwältigt werden. Hier war das Bombardement vollständig gerechtfertigt, weil die Citadelle nur militärische Bauten enthielt und, wenn übrigens der Platz gefallen war, die Vertheidigung fortsetzen konnte, so lange ihre Räume und Kriegsmittel bestanden. Der Garnison diesen Rückhalt gleich anfangs zu nehmen, war durchaus sachgemäß.

Beschloß man aber die Beschießung vom rechten Ufer des Rheins, so konnte man die Nachbarschaft von Kehl der Terrainverhältnisse wegen nicht vermeiden.

Auch hier waren Letztere nicht günstig. Die Bäume auf der, im Strome liegenden, Sporen-Insel und vor Straßburg verdeckten das Ziel und nur auf dem Kirchthurm der Stadt sah man die Dächer der Citadelle.

Doch nicht allein feindliche Zerstörungen, sondern merkwürdigere von Deutschen bewirkt, sollte ich an dieser Stelle des Rheins erblicken. Aus dem Wasser ragten die großen Eisenmassen hervor, die von der Brücke hinabgestürzt waren, als diese bald nach der Kriegserklärung gesprengt wurde. Deutlicher konnte die badische Regierung die Haltung, welche sie einnahm, den Franzosen nicht vor Augen legen, als durch eine solche Handlung. Die badischen Offiziere und Beamten, welche mich dahin führten, äußerten denselben Eifer für Deutschlands Sieg, den ihr Großherzog besaß. Was hier vernichtet wurde, galt ihnen wenig gegen unseren Erfolg. Doch leichter wohl als diese Brücke konnte die Stadt Kehl wieder aufgebaut werden. Allein die Hinwegräumung der Eisenmassen aus den Fluthen mußte ein schwieriges Werk sein.

Der Großherzog von Baden wollte auf dem Kriegsschauplatze, welcher sein Land so nahe berührte, dort wo die Entscheidung erkämpft werden mußte, nicht fehlen und begnügte sich in dem Dorfe Lampertheim, zwischen Vendenheim und Mundolsheim, mit einer feldmäßig beengten Residenz.

Der Bruder des Großherzogs, Prinz Wilhelm von Baden, war in Mundolsheim. Er hatte früher in der preußischen Garde-

Artillerie gedient und 1866 zu seinem Kummer die badischen Truppen gegen Preußen führen müssen. Nun wollte er, ohne ein Kommando zu haben, die Kriegsgefahren seiner Landsleute an der Seite der Preußen theilen.

Der General von Werder nahm die Mahlzeiten, die aus den gelieferten Portionen bereitet, mit dem Wein des Landes genossen und zuweilen durch Geschenke aus der nahen Heimath bereichert wurden, mit den Offizieren seiner Umgebung gemeinschaftlich ein. Dazu wurde ein schuppen- oder saalartiger Bau benutzt, der nicht weit von der Wohnung des Generals vorhanden war und für unsere Gesellschaft von etwa zwanzig Personen Raum bot. Auf der Grasfläche vor demselben spielte bei passenden Gelegenheiten ein Musik-Korps. Gewöhnlich standen die Thüren offen und der Kanonendonner von Straßburg hallte ungehemmt hinein. Letztere Musik war bald zu bekannt, als daß man nach ihr gehört oder von ihr gesprochen hätte.

An der Tafel saßen neben dem General in der Regel der Prinz Wilhelm von Baden und der Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg. Dieser war Delegirter der freiwilligen Krankenpflege. Er nahm durch das Menschenfreundliche seines Ausdrucks sogleich für sich ein. Die Annexion Schleswig-Holsteins hatte seiner Schwester die Aussicht auf den Herzogthron genommen. Aber dieses Familien-Interesse trat in seinem deutschen Herzen gegen das Wohl des Vaterlandes zurück.

Die anderen Mitglieder unserer Gesellschaft waren nicht minder beflissen, durch kameradschaftliche Hingabe dem Kriegsleben die freundlichste Seite abzugewinnen. Und diesem Kreise von Preußen und Badensern, von Berufs- und Landwehr-Offi-

zieren fügte sich noch ein Herr, der Bruder des Generals von Werder, der seine Pflichten als Johanniter-Ritter hier erfüllen wollte, auf das Liebenswürdigste ein.

Der Belagerungs-Entwurf der Generäle von Decker und von Mertens war von dem Ober-Befehlshaber im Allgemeinen genehmigt worden. Die Vorarbeiten mannigfachster Art, welche der förmliche Angriff einer großen Festung erfordert, nahten sich der Vollendung. Sie wurden auch aus dem Grunde beschleunigt, um für die Eröffnung der 1sten Parallele die Nächte benutzen zu können, welche noch nicht mondhell waren. In den Parks und Depots herrschte rastlose Thätigkeit. Massen von Material wurden gesammelt, gefertigt, geordnet; Kolonnen von Fuhrwerken, militärischen und dem Lande entnommenen, organisirt. Die Aerzte, von den Delegirten der freiwilligen Krankenpflege eifrig unterstützt, sorgten für die Lazarethe, die nun sich mehr füllen mußten.

Unsere Infanterie beschäftigte die Aufmerksamkeit des Gegners. Dieser unternahm einige, nicht kräftige Ausfälle, welche zurückgeworfen wurden. Unsere Schützen gingen so nahe wie möglich an das Glacis hinan und gruben sich ein.

Der General von Werder, welcher alle diese Vorgänge mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte und zu der Prüfung der eingehenden Meldungen nicht einmal der Karte bedurfte, so genau kannte er schon das Terrain, wollte die Lage der zu erbauenden Parallele und Batterien noch einmal an Ort und Stelle beurtheilen. Wenige Offiziere sollten ihn begleiten. Wir ritten am Osthange der Hausberge, des von Nord nach Süd streichen-

den Höhenzuges, an dessen Anfang Mundolsheim liegt, entlang durch die Dörfer Nieder=, Mittel= und Ober=Hausbergen. Sie waren von Truppen voll und der General unterließ nicht, an deren Offiziere gelegentliche und immer erhebliche Bemerkungen zu richten. Er war nicht recht heiterer Laune. Die unvermeidliche Langsamkeit eines förmlichen Angriffs sagte ihm nicht zu, die technischen Schwierigkeiten machten ihn ungeduldig. Um so schneller ritt er, wenn er nicht plötzlich anhielt, um besser zu hören oder zu sehen. Die Kanonade war nicht lebhaft, Gewehr=Feuer häufiger. Auf der Süd=Front war es still, auf der West=Front schossen die Festungs=Kanonen öfter als die Belagerungs=Geschütze, Letztere in vorgeschriebener Weise langsam gegen die Wälle. Hinter diesen brannten mehrere Häuser, vor deren Rauch sich die Pulverwolken heller abhoben. Unsere Schüsse unterschied man an dem regelmäßigen Doppelknall der Kanone und der am Ziele zerspringenden Granate.

Südlich von Ober=Hausbergen wurde die Pariser Chaussee erreicht, auf der wir, von einigen Geschossen begrüßt, bis in die Nähe von Königshoffen jagten. Hier stiegen wir vom Pferde und schlichen durch die zur nachhaltigen Vertheidigung eingerichtete Vorstadt, über Gehöfte, die von den französischen Geschützen eingeäschert waren, nach dem Kirchhofe St. Gallen, der schon mehrere Male Gegenstand von Kämpfen mit den aus dem National=Thore ausfallenden Franzosen gewesen war. Wir hatten das nächste Festungswerk auf Gewehrschußweite vor uns. Nun kam der General, welcher seinen ersten Feldzug 1842/43 im Kaukasus gemacht hatte, in die Gewohnheit des kleinen Krieges. Die Mütze in der Hand, gebückt, spähend, ging er immer vorwärts

und wir freuten uns, daß in der nächsten Richtung die Ueberschwemmung seinem Drange Halt gebot.

Dann jagten wir weiter, der General in froherer Stimmung, nach Kronenburg, und als er hier den äußeren Bahnhof und das nahe Festungswerk, welches diesen bestrich, in ähnlicher Weise rekognoszirt hatte, nach Schiltigheim. Quer hindurch gingen wir an die Aar, einen Arm der Ill, der mit einem Bogen an die Mitte des langen Dorfes heran tritt und, indem er alsbald den Hauptfluß wieder erreicht, die Insel Wacken bildet, welche in unserem Besitze war. Die 1te Parallele sollte ihren linken Flügel an diesen Wasserzug lehnen und an dem Südrande Schiltigheims vorbei nach Kronenburg geführt werden.

Wir verfolgten diese Richtung an allerlei Barrikaden und Trümmern vorbei, die uns den Blicken des Gegners entzogen, bis an den Kirchhof St. Helena, der vor dem Südende des Dorfes an den Straßen nach dem Stein-Thor, mit der äußersten Spitze nur wenige hundert Schritt von der Festung liegt. Seine Bäume, welche niederzulegen der Feind, als unsere Infanterie Schiltigheim schon besetzt hielt, ohne Erfolg versucht hatte, luden den General zum Nähertreten ein. Er betrachtete die Lünetten, Nr. 52 und 53 genannt, welche für den Angriff bedeutend werden konnten, gewissermaßen ärgerlich über das sie umgebende Wasser.

Unseren Rückzug begleiteten französische Granaten, die prasselnd in die Häuser schlugen. Dazu spielte ein Lieutenant auf dem Pianino, welches sein Quartier zur Zeit noch verschönte. Als er den Ober-Befehlshaber vorbeigehen sah, fing er das Lied an: „Zu Straßburg auf der Schanz."

Ich war zufrieden, als wir unbeschädigt das Nordende von

Schiltigheim erreichten, wo wir bei dem Gasthofe die Pferde zum Ritt nach Mundolsheim wieder bestiegen.

Um diese Zeit überraschte mich eine Nachricht, die ich nimmer erwartet hatte, auf das Angenehmste: Ivan, das Pferd, welches wir für todt gehalten, war gesund. Bei Lützelburg im Felde hatte man es aufgegriffen. Mein Diener, der es früher gepflegt und den es so übel behandelt hatte, weinte beinahe vor Freude. Ich schickte ihn nach Lützelburg, wo man das Thier nur mit Zwang in den Eisenbahnwagen zu bringen vermochte, eine Scheu, die ihm vorher nicht eigen war, aber seitdem geblieben ist. Ein Kanal, der neben dem Geleise den Tunnel durchfließt, war seine Rettung gewesen; da hinein war es gestürzt. Nun gewann es bald seine frühere Kraft und Schönheit wieder und wurde ein Gegenstand allgemeinen Interesses. Ein Engländer, der als Zeitungs-Korrespondent nach Mundolsheim gekommen war, wollte darüber sogar einen Artikel in den Manchester Guardian schreiben, was ich dankend ablehnte, obgleich der Herr meinte, daß nach der Veröffentlichung der Eine und Andere seiner Landsleute herreisen würde, um das merkwürdige Pferd zu kaufen.

VII.

Die ersten Parallelen.

In der Nacht zum 30sten August sollte der förmliche Angriff mit dem Bau der 1sten Parallele eröffnet werden, ein wichtiger Anfang, dessen Gelingen eine Gewähr weiterer Fortschritte ist. Der längs der Angriffsfront nahe an der Festung ausgehobene Laufgraben, mit tüchtigen Schützen besetzt, von Infanterie-Abtheilungen bewacht, schränkt den Gegner ein und sichert die Batterien, welche dahinter erbaut werden, um die Artillerie auf den Wällen zum Schweigen zu bringen. Hat der Belagerte die Aushebung der 1sten Parallele, bei welcher Tausende von Menschen auf offenem Felde unter seinen Kanonen stehen, rechtzeitig entdeckt, so wird er sie vielleicht unmöglich, jedenfalls verlustreich machen. Die Sicherheit hängt deshalb von der Geheimhaltung vor und der größten Stille während der Arbeit ab. Kann nun über die Angriffsfront im Allgemeinen kein Zweifel sein und sind die Ausfälle aus der Festung auf einen nahen und starken Widerstand gestoßen, so hat der Vertheidiger das Unternehmen hier um so wahrscheinlicher zu erwarten, der Angreifer eine Störung desselben um so mehr zu befürchten.

Als es dunkel wurde, fuhr der Oberbefehlshaber nach Schiltigheim. Er hatte mich zu seiner Begleitung befohlen. Wir kamen an den Mannschaften der Belagerungs-Artillerie vorbei, die bei den Fuhrwerken, welche ihr Baumaterial transportiren sollten, batterieweise geordnet standen. Dann trafen wir die Kolonnen von Infanteristen, die unter der Führung von Ingenieur-Offizieren und nach der Anleitung von Pionieren die Grabenarbeit ausführen sollten; sie waren mit dem Schanzzeug versehen und erwarteten den Befehl zum Abmarsch.

An anderen Orten fanden wir zur Deckung des Unternehmens bestimmte Truppen; voran Schützen, die über die Linie der Parallele hinaus gehen und sich dort niederlegen sollten, dahinter die Reserven, welche den zu erwartenden Ausfällen entgegenzutreten bestimmt waren.

Der General von Werder wollte in der Nähe sein, so lange der Ausgang ungewiß war. Er hatte den Gasthof in Schiltigheim als den Ort bezeichnen lassen, wo er zu finden sein würde. Die anderen Generäle kamen, die ersten Meldungen waren günstig. Doch bald wurde er ungeduldig. Mehrere Male fragte er nach der Uhr. Ich ging vor das Dorf, um zu horchen; da hörte man nichts. Die Nacht war sternklar und still. Kein Schuß fiel, keine Leuchtkugel wurde aus der Festung geworfen. Endlich durfte man annehmen, daß der Feind vollständig überrascht worden sei und Alles gut verlaufen werde.

Nun ging der General über das freie Feld, ich neben ihm. Oft blieb er stehen und horchte. Endlich kam ein schwach klingendes und scharrendes Geräusch an unser Ohr und gleich darauf waren wir an einer Batteriebaustelle, wo die Kanoniere gruben,

ihre Vorgesetzten die nothwendigen Befehle flüsterten, die dicke Brustwehr schon anwuchs.

Wir schritten weiter, noch ein paar hundert Schritte, dann belehrte uns ein ähnliches, kaum hörbares Geräusch, daß wir uns an der 1sten Parallele befanden. Der Ingenieur-Offizier antwortete auf die Frage des Generals, daß wir 700 Schritt von dem Glacis der Festung entfernt wären. Nichts hatte die Arbeit gestört. Ebenso emsig, wie leise huben die Leute die Erde aus und warfen sie vor sich. Wußte doch Jeder, daß seine Sicherheit zunahm, je tiefer der Graben, je dicker die Brustwehr wurde.

Der General ging weiter, der Festung zu. Da lagen die vorgeschobenen Posten lautlos auf der Erde, das Gewehr schußfertig. Ich bückte mich zu Einem hinunter und fragte ganz leise, ob er etwas vom Feinde gehört habe. Seine Antwort bestand in einem Zeichen, einer Mahnung zur Vorsicht, einer Andeutung, daß es vor uns nicht geheuer sei.

Als ich mich aufrichtete, war mein General nicht mehr zu sehen. Dies brachte mich in große Angst. Ich fragte den nächsten Posten, er hatte den Oberbefehlshaber erkannt und wies nach vorwärts. Ich eilte, meinen Säbel so gut wie möglich am Klappern hindernd, der Richtung nach und hatte das Glück, den Gesuchten zu finden. „Da kommen wir an die Festung,“ flüsterte ich. Er wandte sich, das eine Bein, wie er in solchen Momenten zu thun pflegte, herum werfend. Schweigend gingen wir bis an die Parallele, wo ich nun die Bemerkung mir erlaubte: „Excellenz bringen uns in Gefahr, Sie zu verlieren.“ Er antwortete mit der schwenkenden Bewegung seines Arms, die ich auch schon kannte und welche gewöhnlich den Ausruf begleitete: „Da kehre ich mich gar nicht

dran!" Aber hier durfte er nicht rufen. Und jetzt, wer weiß durch welchen Umstand veranlaßt, fielen die ersten Schüsse von den Wällen; nur einige Gewehrschüsse, dann war es wieder still.

Um 3 Uhr Morgens war die 3600 Schritt lange Parallele zu der vorläufig erforderlichen Breite und Tiefe ausgehoben. Und als es am 30sten Tag geworden, beantworteten 88 Belagerungsgeschütze das Feuer des überraschten Feindes. Die bessere Beschaffenheit unseres Artilleriematerials und der richtige Gebrauch desselben zeigten sich schnell. Wir brachten die Kanonen auf den Wällen zum Schweigen und erlitten selbst wenig Verlust.

Doch zeigte der Feind sich brav und gewandt. Schon am Nachmittage hatte er auf geeigneten und am wenigsten gefährdeten Punkten der langen Angriffsfront die Geschützaufstellung ergänzt oder verstärkt und eröffnete wieder ein lebhaftes Feuer gegen unsere Batterien, welches von diesen freilich abermals nach einigen Stunden gedämpft war. Da es nun in Straßburg ebenso wenig an Geschützen wie an Wallinien fehlte, so wiederholte sich der Wechsel zwischen stundenlangem Schweigen und plötzlich erneuerter Thätigkeit der französischen Kanonen und erhielt unsere Batterien in steter Bereitschaft. Gleichmäßiger konnte der Gegner seine versteckt aufgestellten Mörser benutzen. Ihre Bomben, gewöhnlich zwei auf einmal, durchflogen ohne lange Pausen die Luft, in der Nacht ihren hohen Flug durch den Feuerstreifen des Zünders bezeichnend. An alle diese Gefahren war unsere Mannschaft binnen Kurzem gewöhnt. Die Beobachtungsposten kannten die Stellen, woher auf ihr Revier geschossen wurde. Wenn sie „Schuß!" oder „Bombe!" riefen, trat man einen Augenblick der Deckung näher, um gleich darauf den unterbrochenen Dienst fortzusetzen.

Freilich konnte diese Anordnung die Verluste nicht ganz verhindern und auch die kleinen Geschosse forderten Leben und Gesundheit; doch blieb die Zahl der Getroffenen im Vergleich zu den auf uns geschleuderten Massen von Eisen und Blei gering.

Inzwischen ruhten die Arbeiten nicht. Die Angriffsbauten wurden verstärkt und mit allen erforderlichen Einrichtungen versehen, in den folgenden Nächten große Strecken von Laufgräben ausgehoben, welche die Parallele und Batterien mit einander und dem Terrain rückwärts in sichernde Verbindung brachten. Am 1sten September war das so weit Erreichbare geschehen und man konnte an die Eröffnung der 2ten Parallele denken, die etwa 300 Schritt weiter vorwärts liegen sollte.

Wir Mundolsheimer fühlten uns von dem Kampffelde angezogen, obgleich dort nicht stündlich Neues vorfallen konnte. Im Gegentheil, wir begriffen den regelmäßigen Verlauf so sehr, daß weder der Kanonendonner, wenn er auch in steigender Heftigkeit rollte, noch der glühende Schein am dunkelen Himmel, der, von der Artillerie auf beiden Seiten erzeugt, ebenso oft aus den Vororten wie aus Straßburg her leuchtete, unsere nächtliche Ruhe, wenn wir in den Quartieren waren, störte. Aber die meiste Zeit verlebten wir vorn. Der Oberbefehlshaber war unermüdlich. Zu Pferde oder zu Wagen begab er sich hinaus, dann durchwanderte er die Zickzacks und langen Wege der Laufgräben, oft fragend, noch mehr beobachtend. Und nicht minder eifrig waren die anderen Herren. Der Prinz Wilhelm von Baden, obgleich nur Zuschauer, schien, immer in den vordersten Linien, ein Beispiel der Tapferkeit geben zu wollen. Der Fürst von

Hohenlohe war im feindlichen Feuer stets da zu finden, wo er Verwundeten in irgend einer Weise behülflich sein konnte.

Während der Mahlzeit in Mundolsheim theilte man Erlebnisse und Wahrnehmungen, Nachrichten von der Armee und aus der Heimath mit, oder was man in den Zeitungen, deren viele gehalten wurden, etwa gefunden hatte. Die Lügen in den französischen Journalen belustigten, wenn sie uns nicht empören mußten. Die thatsächlichen Vorgänge in Frankreich wurden mit Wißbegierde verfolgt. Das Gerücht, die neu gebildete Armee Mac-Mahon's bewege sich längs der belgischen Grenze nach Metz, fand wenig Glauben, bis am 1sten September der Großherzog von Baden dem General von Werder ein Telegramm übersandte, wonach am 30sten August südlich von Sedan eine Schlacht stattgefunden hatte, die wieder siegreich für die Deutschen verlaufen war. Nun erwarteten wir in höchster Spannung die wichtige Entscheidung, welche in jener Gegend bevorzustehen schien.

In der Nacht zum 2ten September sollte die 2te Parallele ausgehoben werden. Als es dunkel geworden, begann die Arbeit. Sie wurde zwar gleich anfangs durch einen Ausfall gestört, den eine heftige Kanonade von den Wällen begleitete. Der Feind war jedoch nach kurzem Gefecht geworfen, es wurde wieder still, die Ingenieur-Offiziere konnten weiter arbeiten lassen. Der Ober-Befehlshaber fuhr nach Mundolsheim zurück. Aber nach wenigen Stunden bestiegen wir die schnell gesattelten Pferde und jagten nach dem Angriffsfelde, von woher Ungünstiges gemeldet war. Auf beiden Flügeln hatte der Feind kräftigere Vorstöße gemacht und mehr Terrain gewonnen, als bisher; dennoch war er, als wir um 6 Uhr ankamen, hinter seine schützenden Wälle zurück-

gedrängt. Nun überschüttete uns seine Artillerie mit einem äußerst heftigen Feuer, welches die Belagerungs-Batterien erst nach mehrstündigem Kampfe zu dämpfen vermochten. Wir begegneten einem Artillerie-Offizier, dessen Kleider an mehreren Stellen von Sprengstücken einer französischen Granate dicht am Leibe weggerissen waren und der, gesund und fröhlich, nach einem Mantel verlangte, um sich schicklich zu bedecken. Der Morgen kostete uns 150 Mann, unter ihnen zwei ältere, sehr geschätzte Ingenieur-Offiziere. Aber von der 2ten Parallele war doch wenigstens so viel vorhanden, daß sie in der folgenden Nacht zweckmäßig weitergeführt werden konnte.

Während so unsere Angriffs-Arbeiten vor der West-Front den Feind immer mehr einschränkten und vor dem Ueberschwemmungsgebiet der Süd-Front die Badenser die Festung absperrten, besaßen die Franzosen auf den kleinen Inseln, welche vor der Nord-Front in unserer linken Flanke, südlich der Inseln Wacken und Ruprechts-Au lagen, noch eine uns lästige Bewegungsfreiheit. Dies war recht der Boden für den General von Tresckow, den Kommandeur der 1sten Reserve-Division, der keine Schwierigkeiten, für sich keine Schonung kannte und immer neue Gedanken hatte, wie dem Feinde beizukommen wäre. Da Letzterer sich am Morgen des 2ten auch hier thätig gezeigt und der General von Tresckow wieder Unternehmungen plante, so wollte der Ober-Befehlshaber selbst erleben, was sich zutragen möchte, und fuhr am Abend dahin, wo er abermals sich nicht versagen konnte, an die feindlichen Posten nahe hinan zu schleichen. Der Gegner verhielt sich aber ruhig und um keine Störungen der Ingenieur-Arbeiten hervorzurufen, wurde er auch unsererseits in

Ruhe gelassen. Erst spät und sehr ermüdet kamen wir nach dem Wagen zurück. Auf der Heimfahrt in der dunkelen Nacht verirrten sich die beiden Ordonnanzen, welche voran ritten, in dem Straßengewirr der Ruprechts-Au, so daß ich tastend ein Haus suchen und einen Führer verlangen mußte.

Am 3ten erhielten wir die Nachricht von Sedan. Unsere Freude war groß, doch fast größer das Erstaunen. Welcher Erfolg! Wie hatte uns vor Zeiten, als wir noch Schüler waren, die Erzählung von der Ulmer Kapitulation ergriffen, empört. Mack kapitulirte mit 20 000 Mann. Jetzt war die Armee, welche Mac-Mahon nach Sedan führte, mehr als 120 000 Mann stark, in unserer Gewalt. Und „der Kaiser, der Kaiser gefangen!" Was war geschehen, seit ein Deutscher dieses Lied voll Napoleon-Enthusiasmus gemacht! Wie klein fühlte sich unser Vaterland damals. Wie hatte jener Kaiser, wie seine Vorgänger auf dem Throne Frankreichs, wie dieses Volk an Deutschland gefrevelt, mit welchem Uebermuthe den Krieg herbeigeführt, der schon nach Monatsfrist auch dem zweiten französischen Kaiser die Gefangenschaft auferlegte. —

Am Abend schossen alle Geschütze in den Belagerungs-Batterien, die Feld-Artillerie und Infanterie in den Cantonnements rund um Straßburg Viktoria. Die Telegramme wurden vorgelesen und der Mannschaft erklärt, die Musik-Korps spielten „Heil Dir im Siegerkranz" und „Nun danket alle Gott", die Soldaten sangen mit. Der Mond schien friedlich, während im Norden ein starkes Gewitter blitzte.

Der General von Werder hatte dem Gouverneur von Straßburg die Nachrichten von Sedan mitgetheilt und ihn dabei wieder

zur Uebergabe aufgefordert. Unsere laute Feier konnte auch den Einwohnern der Stadt verkünden, daß Großes im deutschen Heere geschehen war. Auf andere Weise erfuhren sie es wahrscheinlich nicht bald; denn man verbarg in Straßburg jede Wahrheit, welche die Belagerten entmuthigen konnte, während man Gerüchte von deutschen Unglücksfällen und Niederlagen, von nahem Entsatze verbreitete. Der General Uhrich lehnte auch diese Aufforderung ab und ließ unsere unschädlichen Freudenschüsse mit seinen schweren Geschossen beantworten.

Zu dem Siege von Sedan gesellte sich der von Noisseville, an welchem der Durchbruchsversuch der Rhein-Armee scheiterte. Es war zu erwarten, daß Bazaine ebenfalls die Waffen strecken müsse.

So lebhaft wir den Ruhm unserer Armeen mit empfanden, so freudig wir Deutschlands glückliche Aussichten begrüßten, die Hochfluth dieser Stimmung ebbte zurück, indem wir die eigene Lage betrachteten. Frankreich war ohne Heer, das Ende des Krieges schien nahe und wir hatten Straßburg noch nicht. Wir fürchteten, daß dieser Umstand bei den Friedensverhandlungen nachtheilig wirke, das Belagerungs-Korps ohne Sieg nach Hause ziehen müsse. Wir beneideten die Kameraden, welche an den für alle Zeiten denkwürdigen Tagen von Metz und Sedan mitgekämpft hatten. Würden daneben die Thaten des Festungskrieges genannt werden? Dieser bringt wohl Mühen und Gefahren wochenlang Tag und Nacht; jedoch nicht die in wenig Stunden vernichtende Entscheidung der Schlacht, welche der augenblickliche Zustand unseres Gemüths begehrte. Eine große Belagerung war dem deutschen Heere neu, ihre Schwierigkeiten überraschten, man verlangte nach ihrem Ende. Zwar vertraute man dem bewährten General von Mertens, zwar

hatten die Ingenieure bis jetzt den Angriff ungemein schnell vorwärts getrieben; dennoch war man geneigt, sie des zu methodischen Verfahrens anzuklagen.

Eine Regenzeit war eingetreten und füllte die Laufgräben und Batterien mit Wasser, welches der schwere Boden nicht einziehen ließ. Es kostete doppelte Arbeit, diese Bauten nutzbar zu erhalten und neue anzulegen. Auch die geringe Krankenzahl wurde etwas größer. Die Leiden langer Belagerungen drohten mit dem Herbste heran zu nahen.

Alles erschien in dunkeler Färbung. Beerdigungen gefallener Kameraden machten wehmüthiger, die Sorgen um Angehörige und Freunde drückten schwerer. Da war es denn erhebend, zu sehen, wie heldenmüthig der General von Werder die Angst um seinen einzigen Sohn trug, der Offizier war und mit bei Sedan gewesen sein mußte. Die Nachricht, daß er gesund geblieben war, kam spät.

In der Ungeduld, welche sich einschlich, wollten Einige auf das Bombardement der Sadt zurückgreifen. Sie meinten, daß es zu früh aufgegeben wäre und jetzt schnellen Erfolg verspräche; denn der aufrührerische Geist sei mit dem Elend in der Bevölkerung gewachsen und auch die Garnison scheine unzuverlässig, wenigstens ermattet zu sein, da ihre Ausfälle seltener und schwächer würden.

Der General von Werder war solchem Vorhaben um so entschiedener abgeneigt, als das Bombardement ihm ungerechten und unbefugten Tadel zugezogen hatte. Briefe und Personen, die mit seiner Erlaubniß aus der belagerten Stadt durch unsere Linien gekommen waren, hatten erzählt und Zeitungen die Kunde verbreitet, daß unsere Geschütze weder Menschen, noch Gegen-

stände der Kunst und Wissenschaft verschonten, daß sie die Bibliothek eingeäschert hätten, daß der Bischof von Straßburg vergeblich um Schonung der Stadt gebeten habe. — Dem General Uhrich war das Bombardement vierundzwanzig Stunden vorher angekündigt. Früher schon hätte für die Sicherheit der Einwohner Vieles geschehen, in dieser Zeit das Unersetzliche geborgen werden können. Aber die Entrüstung sprach sich nicht gegen Frankreich, welches die Grenzfestung unverändert im alten Zustande gelassen, nicht gegen die Franzosen aus, welche darin Wichtiges versäumt hatten. Nein, die Deutschen zu Hause, am unfehlbarsten Einige, die sich für hervorragende Geister hielten, klagten ihre Landsleute vor Straßburg, den General von Werder an, der, wahrhaft frommen Gemüthes, nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht that.

Die Besorgniß, daß der Krieg für uns zu schnell beendigt werde, schwand, als die Pariser Frankreich zur Republik gemacht und zum kräftigsten Widerstande gegen die Prussiens aufgerufen hatten. Die feindselige Thätigkeit des französischen Volkes wurde nun fühlbarer, die Franctireure traten zahlreicher auf. Dieses Treiben regte sich auch im oberen Elsaß, von den Besatzungen Schlettstadts, Neu-Breisachs und Belforts unterstützt, in bedrohlicherer Weise. Der General von Werder entsandte dagegen stärkere Abtheilungen aus der badischen Division, welche nach wie vor die Süd-Front Straßburgs von Königshoffen bis an den Rhein eingeschlossen hielt.

Gerüchte von Rachezügen der Franzosen verbreiteten im südlichen Baden Furcht und Sorge, zu deren Beschwichtigung der Großherzog dort geeignete Maßregeln ergreifen ließ, während

er, in vollkommener Würdigung der Pflichten und Rechte des preußischen Oberbefehlshabers sich jeglicher Einwirkung auf die Verwendung der badischen Truppen, welche unter dessen Befehl gestellt waren, enthielt.

Wir sahen den Großherzog selten. Im Drange des ernsten Dienstes blieb sogar sein Geburtstag unbeachtet, den er zu Lampertheim inmitten des unbequemsten Kriegswirrwarrs verlebte.

Der General von Werder war an diesem Tage wieder in den Laufgräben. Ihr überschwemmter Boden war mit Reisig und Stroh bedeckt, doch sank man tief ein. Ueberhaupt machte das Wasser, nicht allein der Regen, sondern lange schon die Anstauung, welche mittelst der Schleusen innerhalb der Festung bewirkt wurde, den Ingenieuren Sorge. Wie sollte man in der durchsumpften Niederung näher an den Platz heran, wie demnächst, wenn die Mauern in Bresche gelegt sein würden, an die zu erstürmenden Wälle über die wasserreichen Gräben kommen?

Dieses galt besonders von der vorspringenden Nordecke der Festung, den Lünetten 52 und 53 und den dahinter liegenden Bastionen 11 und 12 des Hauptwalles. Die nicht ungefährliche Betrachtung dieser Werke fesselte den General in der 2ten Parallele. Unsere auf dem Banket ruhenden Soldaten stellten zur Unterhaltung wohl einen Helm auf die Brustwehr, damit die französischen Schützen in der Meinung, es sei ein Kopf darunter, nach ihm schössen. Der General legte seine Mütze auf die Stufen und lugte durch eine Sandsackscharte. Die wurde ihm jedoch bald unbequem, dann stellte er sich daneben und sah frei über die Brustwehr; der hinzu tretende Chef-Ingenieur aber setzte ihm scherzend den Zweck der Sandsäcke auseinander.

Der General von Mertens hatte die Ansicht gewonnen, daß er des Wassers vor der Nordecke der Festung Herr werden könne. Die Treffähigkeit unserer Kanonen machte es möglich, eine Schleuse, die nicht zu sehen, nur ihrer Lage nach bekannt war, zu beschießen. Und auch durch andere Mittel hoffte man, die Ueberschwemmung genügend abzuleiten.

Die Besorgniß eines Minenkrieges, den man vor der Nordecke erwartete und der immer äußerst zeitraubend ist, war durch die Kühnheit des Ingenieurhauptmanns Ledebour, eines ehemaligen hannover'schen Offiziers, gehoben. Derselbe ließ sich bei Nacht in die Festungsgräben hinunter und rekognoszirte sie schwimmend. So entdeckte er die Minengallerie und ließ sie demnächst entladen.

Der General von Werder beschloß, daß der weitere Angriff, wie es jetzt am vortheilhaftesten erschien, gegen die Nordecke gerichtet werde. Es sollten die Lünetten 52 und 53 genommen werden und darauf der Einbruch in die Stadt durch die Bastione 11 und 12 erfolgen.

Das zwischen diesen Bastionen liegende Stein-Thor war bereits von unserer Artillerie in einen Trümmerhaufen verwandelt, so daß der Feind es zu Ausfällen nicht mehr benutzen konnte.

Während nun der Angriff auf das Kräftigste zur Entscheidung vorgetrieben werden sollte, mußte man der Besatzung auch an anderen Orten den Austritt aus der Festung unmöglich machen. Der einzige Theil des Vorlandes, den wir noch nicht überblickten und überwachten, war die große Sporen-Insel zwischen Kehl und der Citadelle. Den nördlichen Theil hatte unsere Infanterie auf einer Brücke, die von der Ruprechts-Au hinüber gelegt worden, betreten. Um über die Verhältnisse bei Kehl unterrichtet zu

werden, schickte der General mich wieder dahin. Dort hatte die badische Artillerie jetzt 48 Geschütze aufgestellt, deren Schüsse von dem Kirchthurm aus mittelst einer Telegraphie berichtigt wurden. Nachdem ein Boot mit Infanteristen vorausgeschickt war, fuhr ich mit einigen Offizieren über den angeschwollenen Strom, auf welchem die Fahrzeuge mit dem stürzenden Wasser schwer zu kämpfen hatten. Wir fanden auch in diesem Theile der Insel keinen Feind.

VIII.

Die Eroberung.

Der förmliche Angriff einer großen Festung war in der deutschen Kriegsgeschichte ein seltenes Ereigniß. Bayern und Württemberg wünschten, daß ihre Artillerie davon lerne und sandten Abtheilungen derselben her.

Die Belagerung Straßburgs zog aber auch viele Neugierige und Zeitungsschreiber an, nicht allein deutsche, sondern auch fremde, sogar Amerikaner. Auf dem Kampffelde wurden sie nicht zugelassen. Dahin verlangten sie gemeiniglich auch nicht. Mancher Zeitungsartikel klang freilich so, als wäre der Schreiber Augenzeuge und in den größten Gefahren gewesen.

Daß unter diesen Leuten Kundschafter waren, litt keinen Zweifel. Der Offizier, welcher mit der Polizei im Hauptquartier beauftragt war, hatte einen schweren Stand. Der Raum unter der äußeren Treppe der Mairie von Mundolsheim diente zum Gewahrsam und wurde jetzt selten leer. Eine Korrespondenz zwischen Straßburg und dem Lande war nicht ganz zu verhindern; Einzelnen gelang es wohl, sich durchzuschleichen. Anscheinend hing die Art, wie der Chef-Ingenieur aus Schiltigheim vertrieben wurde, hiermit zusammen. Er hatte dort Quartier

genommen, um den Angriffsarbeiten näher zu sein; alsbald aber wurde sein Haus von französischen Granaten durchbohrt.

In anderen Fällen irrte man sich. Eines Morgens hieß es, man habe einen unterirdischen Gang entdeckt, der von Schiltigheim nach Straßburg führe. Indeß zeigte es sich, daß dieses ein ungewöhnlich langer Keller war, der zu einer der vielen Brauereien gehörte und mit Fässern des besten Biers gefüllt war. Dasselbe wurde nun bewacht und regelmäßig an unsere Truppen vertheilt.

Auch an Eis fehlte es nicht. Es wurde unter freiem Himmel aus dem Eisberge von Königshoffen geschlagen, der zu Tage getreten war, als die französische Artillerie die Brauerei in Brand geschossen hatte. Seine Mächtigkeit litt von dieser Gluth und den Tageseinflüssen kaum merkbar.

Noch mehr Genüsse gab es. Die Trauben waren zum Essen reif und die Bauern ernteten sie, zu früh für die Weinbereitung, um sie den Naschern zu entziehen. Mein Wirth brachte täglich einen Teller der schönsten in meine Stube.

Die Bauern, deren Dörfer außerhalb der Straßburger Kanonen lagen, gingen ziemlich ungestört ihrer Beschäftigung nach. Zwar mußten sie Fuhren für die Belagerung leisten, wobei sie vor den französischen Geschossen eine entschuldbare Furcht zeigten, überhaupt aber nicht die beste Ordnung hielten. Uebrigens hatten sie Zeit und Kräfte, die Ernte des üppigen Landes einzubringen. Entfernte man sich von der Festung, hörte man den Kriegslärm nicht, ritt man durch die reichen Ortschaften und sah auf dem Felde die Leute den langen Hanf schneiden und bereiten, so hatte man die freundlichsten Bilder. Dann genoß man den

Anblick der schönen, von den malerischen Gruppen der Vogesen und des Schwarzwaldes begrenzten Rheinebene.

Die Landleute in der Umgegend von Straßburg sahen die politischen Veränderungen in Frankreich und Deutschland mehr oder weniger gleichgültig an. Sie äußerten weder Liebe für Frankreich, noch den Wunsch, Deutsche zu werden. Sie gedachten Elsässer zu bleiben so wie so. Ihr Eigenwille war aber nur auf das Nächste gerichtet, einer festen Regierung nicht unbequem. Dagegen sprachen protestantische Geistliche sich entschieden deutsch aus.

Die Annäherungen zur 3ten Parallele und diese selbst wurden in außerordentlich schneller Weise ausgehoben, nämlich wo immer das Terrain und feindliche Feuer gestatteten, mit der sogenannten flüchtigen Sappe, das heißt ohne die Arbeiter durch besondere Deckungsmittel zu schützen. Trotz der Nähe des Gegners waren unsere Verluste nicht groß. Die Art, wie diese gefährliche Arbeit betrieben wurde, zeugte von der Disziplin der Soldaten, welche jedem Winke auf das Leiseste folgten. Die kaltblütige, umsichtige Leitung aber gereichte den Ingenieuren um so mehr zum Ruhme, als die meisten von ihnen das im Frieden Erlernte zum ersten Male vor dem Feinde ausführten.

Die 3te Parallele umfaßte die Lünetten 52 und 53 und lag von der Letzteren, welche am weitesten vorsprang, nur wenig über 100 Schritt entfernt. Sie war am 12ten größtentheils vollendet.

Dem Vorschreiten der Ingenieur-Arbeiten folgte sogleich das Vorrücken der Belagerungs-Artillerie, die bereits mehr als 150 Geschütze aufgestellt hatte, in neu erbaute Batterien, während

aus einer entfernten Aufstellung jetzt schon das Schießen der Breschen begann.

Die preußische Artillerie hatte die Schußarten dergestalt vervollkommnet, daß sie starke Festungsmauern auf weite Abstände und über vorliegende Deckungen hinweg einzuschießen vermochte, während man bis dahin solches Mauerwerk nur dann zu Falle gebracht hatte, wenn es nahe und sichtbar vor den Kanonen lag. Dieser sogenannte indirekte Breschschuß sollte hier zum ersten Male im Kriege Anwendung finden.

Manche bezweifelten seine Brauchbarkeit, Einige widersetzten sich gar seinem Gebrauche, und es war gut, daß mehrere Artillerie-Offiziere anwesend waren, welche den Beruf und die Gelegenheit gehabt hatten, sich mit ihm besonders zu beschäftigen. Zu diesen gehörte der Hauptmann Müller, dem nun die Aufgabe ertheilt wurde, welche er überraschend schnell und gut löste. Auf mehr als 1000 Schritt von der Lünette 53 schoß er in deren nicht sichtbare Grabenmauer innerhalb weniger Tage eine gangbare Bresche. Dabei wurde die von dem Hauptmann Ledebour entdeckte Minengallerie, wo hinein unsere Mineure aus der 3ten Parallele unterirdisch gelangt waren und die jener Mauer gegenüber lag, zu der Beobachtung der Schüsse benutzt.

Eines Nachmittags fuhr der Fürst von Hohenlohe mit dem Bruder des Generals von Werder und mir nach Schiltigheim. Beide Herren wünschten das merkwürdige Observatorium zu besuchen, wo man unsere Granaten wirken sah. In den Zickzacks nach rechts und nach links, um die schützenden Querwälle der vordersten Laufgräben herum gehend, kamen wir endlich an's Ziel. Bei der Betrachtung der entstehenden Bresche mußte man

vorsichtig sein, weil die zerspringenden Granaten viele Trümmer zurück warfen. Dieses, wie aus einer Loge betrachtete Schauspiel fesselte aber so, daß wir, aus dem dunkelen Gange hinaus tretend, nicht mehr an das Tageslicht, sondern in die Abenddämmerung kamen. Nun wollten die beiden Herren noch einen Verbandplatz besuchen und mich aus einer Batterie abholen, die an unserem Wege lag.

Diese Batterie schoß augenblicklich sehr langsam. Als ich sie betrat, wurde ein Mörser gerichtet, ein anderer sollte geladen werden, die Mannschaft der übrigen saß in einem Schutzraum. Der Offizier war mit der Liste seiner Schüsse beschäftigt, nun erklärte er mir sein Ziel. Da wurde „Bombe!" gerufen. Man hatte Uebung in der Beobachtung der Feuerstreifen. Diesmal senkten sich zwei gegen uns hinab. Der Offizier zog mich nahe an die Brustwehr, wohin die Mannschaft bereits getreten war. Gleich darauf erfolgten zwei Detonationen. Die eine Bombe hatte auf dem anderen Flügel der Batterie die Brustwehr getroffen und einen Schanzkorb zerrissen; die zweite, hinter die Batterie fallend, mit einem ihrer nach rückwärts geschleuderten Splitter einen Kanonier verwundet. Aus dem Schutzraum traten die Leute heraus, in ihrer Art Witze machend und auf die Franzosen scheltend. Sie nahmen den zerschossenen Schanzkorb weg, um ihn durch einen anderen zu ersetzen. Die Krankenträger brachten den verwundeten Mann nach dem Verbandplatze. Der schußfertige Mörser wurde abgefeuert. Alles geschah so ruhig, als wäre nichts Störendes dazwischen gekommen.

Nun gingen wir -- es war Nacht geworden — zurück. An der Stelle, wo die Parallele die Hauptstraße von Schiltig-

heim durchschnitt, verleitete uns die große Abkürzung, Letztere einzuschlagen. Auf derselben hatten wir etwa die Mitte des langen Dorfes erreicht, als ein gewaltiges Sausen durch die Luft fuhr, der Boden unter unseren Füßen zitterte und wir von einem plötzlichen Druck bei einem ungeheueren Knall niedergeworfen wurden. Die schweren Sprengstücke der großen Bombe, welche nahe bei uns vorbei geflogen und in der Erde zersprungen war, trafen die Hauswände, deren Geröll uns mit Staub bedeckte. Wir standen auf. „Sind Sie gesund?“ rief der Fürst. „Können Sie hören?“ fragte Herr von Werder. Keiner war beschädigt. Die Bombe hatte schonend gehandelt, indem sie uns umwarf. Wahrscheinlich war sie für ein ganz anderes Ziel, als diese menschenleere Trümmerstraße bestimmt. Recht zufrieden gingen wir, schneller als vorher, weiter.

Das Unglück Straßburgs hatte Bürger der Schweiz veranlaßt, helfend einzutreten. Am 10ten September stellten sich der Staatssekretär Bischoff von Basel, die Präsidenten des Gemeinderathes von Bern Oberst von Büren und von Zürich Dr. Römer dem General von Werder vor und baten um seine Unterstützung. Sie waren bevollmächtigt, obdachlosen Frauen, Kindern, Greisen und Kranken der belagerten Stadt ein Asyl in der Schweiz anzubieten. Der General willigte in ihre Bitte und gab seinem Generalstabschef den Auftrag, das menschenfreundliche Werk thunlichst zu fördern. Dieses mußte mit Vorsicht geschehen und verursachte viel Arbeit.

Dem Großherzoge von Baden machten die Schweizer ihre Aufwartung und mehrere Herren in Mundolsheim empfingen den Besuch der gut aussehenden, Vertrauen erweckenden Männer.

Sie wurden in die Festung eingelassen und waren die Ersten, welche den Straßburgern unsere Siege und die politische Veränderung in Frankreich mittheilten. Der Gouverneur hatte die Nachrichten verheimlicht, schloß sich nunmehr aber der Republik an. Die Stadtvertretung begrüßte Letztere mit dem Rufe: Vive la république! Der kaiserliche Präfect legte sein Amt nieder, auch der Maire, an dessen Stelle Dr. Küß gewählt wurde, welcher für republikanisch gesinnt galt.

Die drei Schweizer scheuten keine Mühe. Sie fuhren hin und her, bis die Listen von etwa 2000 Menschen und die Maßregeln für diese Auswanderung festgestellt waren. An je einem Tage sollten 500, mit Geleitscheinen aus Mundolsheim versehene Personen die Stadt durch das Austerlitz-Thor in der Süd-Front verlassen und von deutschen Soldaten durch unsere Linien bis an die nächste Rheinbrücke geleitet werden, um durch Baden nach der Schweiz zu reisen. Das nicht ausreichende Straßburger Fuhrwerk wurde durch Landwagen ergänzt.

An einem dieser Tage schickte der Oberbefehlshaber mich zu einer artilleristischen Rekognoszirung nach der Südseite der Festung und so hatte ich Gelegenheit, einen Auswandererzug zu sehen. Wagen aller Art, von den einfachsten bis zu gut bespannten Equipagen, voll der Flüchtenden, drängten heraus; neben ihnen Fußgänger, Frauen, auch Kinder. Zum Theil waren diese Menschen blaß und elend, zum größeren Theil gesund, und alle fähig, die Freiheit zu genießen. Die einzigen rüstigen Männer waren die Fuhrleute der Straßburger Wagen. Die Gesichter und feinen Hände einiger von ihnen ließen vermuthen, daß es verkleidete Herren, vielleicht Offiziere waren, welche die deutsche Einschließ-

ungslinie betrachten wollten. Man ließ sie durch, weil die Wagen von unseren Soldaten zurück begleitet wurden und auf ihrem Wege nichts Bemerkenswerthes lag.

Auch in diesem Falle wurde Undank der guten Handlung Lohn. Die Entkommenen beeilten sich, das obere Elsässer Land gegen uns feindseliger zu stimmen. Als der General von Werder das erfuhr, gestattete er keine Auswanderung mehr.

Die Belagerung ging ohne Rückschlag weiter. Die Ingenieure führten die Einbauung längs des oberen Glacisrandes aus, öffneten die diesseitige Grabenmauer vor den Lünetten 52 und 53 durch Minen und arbeiteten, nicht ohne herbe Opfer, an dem Uebergange über den vordersten der Gräben, einem Faschinendamme nach der fertigen Bresche in der Lünette 53.

Der Oberbefehlshaber hatte die volle Zuversicht gewonnen, daß auf diese Weise der Weg zum Eindringen in die Festung der Infanterie gebahnt werde. Aber mancher Sturm ist abgeschlagen und deshalb sann er darüber nach, wie das Gelingen hier erleichtert werden könnte. Er dachte daran, die Kräfte des Vertheidigers auch auf den anderen Fronten festzuhalten.

Am 20sten Morgens beorderte er mich, ihn nach Kehl zu begleiten. Dort hatten die Batterien bedeutende Wirkung erzielt. In der Citadelle und dem Arsenal dahinter waren große Gebäude ausgebrannt und Explosionen erfolgt. Einen empfindlichen Munitionsverlust hatte der Feind schon vorher erlitten, indem badische Soldaten Schiffe auf dem Rhein entdeckten und wegnahmen, welche große Mengen von Geschoßzündern nach Straßburg bringen wollten. Nun merkten wir, daß es hieran fehlte, da uns Granaten ohne Sprengladung zuflogen.

Die Infanterie hatte die ganze Sporen-Insel besetzt und gegen heftige Versuche der Franzosen, sie wieder zu gewinnen, behauptet. Der General bestieg ein Boot. Etwas ruhiger strömte das Wasser, doch immer noch so wild, daß ich mich der Landung freute. Quer durch die Insel kamen wir an den kleinen Rhein, wo die starken Außenwerke der Citadelle nahe vor uns lagen. Jenseits der Brücke trennten uns von ihren Gräben wenige hundert Schritte trockenen Landes. Auf ihren Wällen waren einige Kanonen und Schildwachen zu sehen. Ueber der Citadelle stieg breiter, dünner Rauch auf, wie von einer großen Fläche nachschwälender Brände. Der General befahl Allen, die ihm gefolgt waren, zurückzubleiben und suchte, sich verbergend, die Stellen, wo er am Besten beobachten konnte.

Dieses Straßburg, welches die Deutschen sich gewöhnt hatten als ein feindliches Ausfallthor zu betrachten und zu fürchten, wie fest verschlossen war es jetzt!

Noch wenige Tage und es sollte uns geöffnet werden, damit wir hineinzögen. Bei unserer Rückkehr nach Mundolsheim überraschte den General die erfreuliche Meldung, daß das erste Festungswerk, die Lünette 53, in unserem Besitze sei. Die Franzosen hatten sie vor der Erstürmung geräumt, Geschütze und Munition darin lassend. Unter dem Gewehrfeuer von den Nachbarwällen verschanzten Pioniere und Infanteristen das Werk und als ich noch in derselben Nacht hinein stieg, war schon eine gedeckte Stellung geschaffen.

Die Lünette 52 hatte keine äußere Mauer, brauchte also nicht in Bresche gelegt zu werden; aber der Graben vor ihr war breit und tief. Ihn überbrückten am 21sten die Ingenieure

mit einem auf leeren Bier=Tonnen schwimmenden Wege, welcher die Infanterie auch in diese, von den Franzosen kurz vorher verlassene Lünette brachte. Die Behauptung derselben verursachte anfangs schwere Verluste. Indeß die Artillerie folgte schnell, neue Batterien entstanden so nahe wie möglich, in die eroberten Festungstheile wurden Mörser gebracht und vom 22sten an schwiegen die französischen Geschütze fast ganz.

Am Morgen dieses Tages sah ich, über die Brustwehr der Lünette 52 weg blickend, auf dem Walle gegenüber einen französischen Offizier erscheinen, der sich unseren Schützen als Ziel offen darbot. Er stand nicht etwa beobachtend da, sondern regungslos herausfordernd, als verlange er den Tod. Er mußte sich tief unglücklich fühlen. Ich rief den Infanteristen zu: „Schießt nicht!" Zu spät. Er stürzte getroffen in den Graben hinab.

Der Anfang der Eroberung des festen Platzes war gemacht, aber der Weg zu ihrer Vollendung führte durch eine Reihe von Hindernissen. Wir sahen überschwemmtes Land, tiefe Gräben, noch mehrere Verschanzungslinien vor dem Hauptwalle. Und auch hinter diesem konnte der Feind den Widerstand fortsetzen.

Während die Belagerungs=Artillerie die Bastione 11 und 12 mit dem indirekten Schusse einbreschte, trieben die Ingenieure ihre immer schwereren Arbeiten weiter. Der Hauptmann Ledebour, der nicht aufhörte, in der kühnsten Weise zu nutzen, wurde zuletzt noch von einer Kugel getroffen und ist in Folge der anscheinend leichten Wunde gestorben.

Am 27sten Nachmittags bei sonnenhellem Wetter traf ich in der Lünette 53 den Fürsten von Hohenlohe. Hier oben hatte man die merkwürdigen Gegenstände unmittelbar vor Augen.

Nach der Seite des Feindes die zerschossenen Wälle, dahinter zerfallene, rauchgeschwärzte Hauswände; nach der anderen hinter langgestreckten, sonderbar gestalteten Erdhaufen die emsige Thätigkeit des Belagerers. Immer wurde man von diesen Bildern der allmälig zurück gedrängten Vertheidigung, des überlegend fortschreitenden Angriffs gefesselt. Wir sprachen, gegen die zuweilen heran pfeifenden Geschosse durch eine Schanzkorbwand gedeckt, über welche wir oft die aufmerksamen Blicke richteten, von den Erfolgen, die zunächst erwartet wurden. Da sagte plötzlich der Fürst: „Was ist das? Eine weiße Flagge!" Wir sahen sie auf der Brustwehr von Bastion 12. Schnell spähten wir an dem Hauptwalle entlang. „Da noch eine! Die Festung kapitulirt!" Wir richteten unsere Gläser nach dem Münster. Nicht lange und auch dort wehte das Zeichen der Waffenstreckung. Es war 5 Uhr. Ich stürzte fort, um den Ober-Befehlshaber zu suchen, der auf dem Kampffelde anwesend, aber in den unübersichtlichen Linien schwer zu finden war. Alle Beobachtungs-Posten hatten die weißen Fahnen gesehen, das Feuer schwieg. Ein unbeschreiblicher Jubel entstand in unseren Werken, die Mannschaft stieg auf die Brustwehren der Parallelen, der Batterien. Das Hurrahrufen wollte nicht enden.

Französische Soldaten kamen über die Wälle bis an die Gräben herab. Nun eilte ich auf der Chaussee dem Stein-Thore zu. Ein Pionier brachte mich in einem sehr lecken Boote über das Wasser an trockenes Land, dann ging ich bis an den nächsten Graben vor Bastion 12. Jenseits trat ein Offizier auf den Wall. Ich rief französisch hinüber: „Herr General Uhrich kann den Parlamentär hierher schicken, der General von Werder ist

in den Trancheen." — „Ah, das ist gut!" antwortete er und verschwand. Ich kehrte zurück. Unsere Soldaten auf den Lünetten sangen die Wacht am Rhein. An meiner Landungsstelle stand, von vielen Offizieren umgeben, der General mit vergnügt-verdrießlichem Gesicht, froh über den unerwartet schnellen Sieg, unzufrieden über die regelwidrigen Freudenbezeugungen der Truppen. „Was ist denn eigentlich?" sprach er. „Alles aus Rand und Band. Ich weiß von Nichts. Weiße Fahne? Einen Parlamentär soll er schicken."

Nun verging eine lange Zeit. Inzwischen wurde die Ordnung hergestellt und Alles war bereit, in jedem Augenblick den Kampf wieder aufzunehmen. Endlich kam die Nachricht, daß der General Uhrich sein Schreiben auf dem gewöhnlichen Parlamentärwege nach Mundolsheim geschickt hatte.

Dasselbe lautete:

Strasbourg, 27 septembre 1870.

Monsieur le Lieutenant Général.

La résistance de Strasbourg est arrivée à son terme. Je suis disposé à entrer en négociations pour la capitulation.

J'ai l'honneur de demander, pour la ville de Strasbourg qui a déjà tant souffert, un traitement aussi doux que possible et la conservation de ses propriétés.

Pour les habitants, la vie et les biens saufs, le droit de s'éloigner.

Pour la garnison, rien, que le traitement dû à des soldats qui ont fait leur devoir.

Général Uhrich.

Der General von Werder beauftragte mit den Verhandlungen den Oberst-Lieutenant von Leszczynski und den ältesten Adjutanten Rittmeister Graf Henckel von Donnersmark. Noch in der Nacht wurde die Kapitulation abgeschlossen.

Am anderen Vormittage sollte die Garnison die Waffen niederlegen und ausmarschiren. Die Besatzung hatte, Nationalgarden und Straßburger Franktireure eingerechnet, 23 000 Mann betragen. Nur die Linie und Mobilgarden, 17 000 bis 18 000, sollten in die Kriegsgefangenschaft kommen, Offiziere, die einen Revers unterschrieben, frei sein. Wir besetzten erst die Thore, dann die Stadt.

So endete die Belagerung, welche uns an Todten und Verwundeten wenig über 900 Mann gekostet hatte. Darunter befanden sich 39 Offiziere und von diesen waren 12 Ingenieure.

In der elften Stunde des 28sten wurde bei Königshoffen eine Truppen-Aufstellung genommen, in welcher alle Theile und Waffen des Belagerungs-Korps vertreten waren, Preußen, Badenser, Bayern, Württemberger. Der General von Werder ritt mit allen Stäben dahin. Der Großherzog kam. Es war ein sonniger Tag.

Um 11 Uhr marschirten aus dem National-Thore die Franzosen heraus, voran, von seinen Unter-Befehlshabern und anderen Offizieren gefolgt, der General Uhrich. Er zwang sich, finster vor sich blickend, zu festem Schritte. Der Großherzog und der General von Werder stiegen vom Pferde, mit ihnen wir alle. Wir gingen den Besiegten entgegen. Der Großherzog reichte dem General Uhrich die Hand.

Dieser war bei Ausbruch des Krieges aus dem Reserve-Verhältniß wieder in Dienst getreten, fast ein Siebenziger, von untersetzter, noch kräftiger Gestalt. Hier sahen er und der General von Werder, die aus ihrem Briefwechsel einander seit Wochen kannten, sich in die Augen. Der General Uhrich bat

mit einigen Worten, die sehr würdig klangen, ihm und seinen Begleitern den Vorbeimarsch zu ersparen, worauf die Herren bei uns seitwärts der Straße blieben.

Nun kam die entwaffnete Garnison auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte Rastatt. Die Mannschaften waren großentheils neu gekleidet und die ersten, Artilleristen, das 87ste Linien-Regiment, ein Detachement Marine, welches nach Straßburg gewissermaßen verschlagen war, sahen vortrefflich aus. Sie marschirten in französischer Art mit viel Freiheit, aber stolz und wohl geordnet. „Solche Soldaten müssen kapituliren!" klang es tonlos bitter aus dem Munde des Kontre-Admirals Excelmans, der neben mir stand. Er, der General Barral und noch Einige aus dem Gefolge, welches übrigens einen gemischten Eindruck machte, schienen bedeutende Persönlichkeiten zu sein. Der General Barral wandte sich an mich: „Ihre Artillerie hat uns auf Entfernungen, mit einer Sicherheit und mit so furchtbaren Projektilen beschossen, wie man es in keinem anderen Lande gesehen hat." Die französischen Herren sprachen wenig, der General Uhrich nur, indem er höflich gemessen antwortete, sobald der Großherzog oder der General von Werder das Wort an ihn richteten.

Mehrere Male traten aus der Kolonne Offiziere, ja Soldaten an ihn heran: „Adieu, mon général!" — „Adieu, mon brave!"

Die Ordnung nahm ab. Versprengte von Weißenburg und Wörth, viele Turkos und Zouaven, Linie, Mobilgarde — die Abtheilungen waren mehr durch einander. Ein Offizier, welcher sich zur Unterschrift des Reverses gemeldet hatte, lief seiner

Truppe nach. „Nein, nein! Ich bleibe bei Euch,“ und er marschirte mit den Kriegsgefangenen.

Auch komische Scenen blieben nicht ganz aus. Ein Soldat stellte sich vor den General von Werder hin und bat im elsässer Deutsch um seine Freiheit. „Ich bin ja ein Sohn aus dem Gasthofe in Schiltigheim, wo Euere Exzellenz so oft gewesen sind.“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Ach, ich bekam zuweilen Nachricht von Haus.“ —

Stundenlang dauerte der Ausmarsch. Nur Wenige von uns sahen ihn bis zum Ende. Immer lockerer, mit größeren Zwischenräumen, immer wilder zogen die Schaaren des Weges. Die Indisziplin wurde arg. Betrunkene warfen sich auf die Erde, widersetzten sich ihren Offizieren. Unsere Begleit-Kommandos hatten eine schwere Aufgabe, diese Menschen zu sammeln; oft war große Selbstüberwindung nöthig, um die Tobenden mit mäßiger Gewalt fortzuschaffen. —

Wir kehrten vorläufig nach Mundolsheim zurück. Der Ober-Befehlshaber hatte den General von Mertens beauftragt, sich in die Stadt zu begeben und die Geschäfte des Kommandanten zu übernehmen.

So fiel einen Monat nach Beginn des förmlichen Angriffs das feste Straßburg.

IX.

In Straßburg.

Am 30sten September 1681 hatten die Franzosen uns Straßburg mitten im Frieden genommen. Am 30sten September, dem Geburtstage der Königin Augusta, wollte der General von Werder in die wiedergewonnene Stadt feierlich einziehen.

Um einige Angelegenheiten vorher an Ort und Stelle zu erledigen, begab er sich schon am 29sten, nur von mir und einem Adjutanten begleitet, dahin.

Unterwegs erzählte er, wie unsere Wachsamkeit getäuscht worden war. Das Gouvernement de la défense nationale hatte an Stelle des kaiserlichen Präfekten in Straßburg einen eifrigen republikanischen Agitator, einen geborenen Straßburger, Namens Valentin, der indeß nicht in seiner Vaterstadt lebte, zum Präfekten des Departement du Bas-Rhin ernannt. Dieser kühne Mann versuchte sofort, den Sitz seiner Regierung zu erreichen, aber sowohl von dem badischen Rheinufer, wie auch von der Südseite vergeblich. Da wo es am schwersten, auf der Angriffsfront, war es ihm gelungen. Er hatte sich in unseren Händen befunden, jedoch so unverdächtig darzustellen gewußt, daß man ihn frei ließ. Dann war er in dunkeler Nacht über die 1ste

Parallele geschlichen, durch Flüsse und Gräben geschwommen, von den ihm zugesandten preußischen und französischen Geschossen unverletzt geblieben und hatte sein Amt in Straßburg mit einer Proklamation angetreten, die zum äußersten Widerstande ermuthigen sollte. Der General fürchtete, daß dieser Aufwiegler jetzt durch die geöffneten Stadtthore entwichen sei; sonst würde er ihn verhaften und nach Deutschland bringen lassen.

Auf der Straße fuhren lange Reihen von Bauernwagen, mit Früchten beladen, dem National-Thore zu. Mein Quartier-Wirth war auch dabei. Die Nachricht von Straßburgs Kapitulation hatte ihm kein Zeichen von Theilnahme entlockt. Jetzt wollte er seine Waare zu Markt bringen und, wie er gleichgültig erklärte, nach seinem Eigenthum sehen, welches er in der Festung geborgen hatte.

In Königshoffen belebten trostlose Menschen, welche früher hier gewohnt hatten, die in Schutt und Asche liegenden Plätze. Sie waren aus Straßburg, wohin sie geflüchtet, wieder gekommen und fanden ihre Heimstätte vernichtet.

In Gärten und Feldern suchten Weiber und Kinder aus der Stadt nach gewachsenen eßbaren Dingen. Wenigstens sammelten sie Einiges zu dem lange entbehrten Salat.

Wir ritten durch das National-Thor, wo unsere Infanterie Wache hielt, in die nach der Ill führende Hauptstraße, welche schrecklich aussah. Hier und da stand noch ein Haus, aber keines ohne Spuren von Schüssen. — Indeß je weiter wir kamen, um so weniger merklich wurde die Zerstörung; in der Mitte der Stadt zuweilen eine Brandstelle, auf langen Strecken nichts Auffallendes, nur viele Menschen in Trauer. Die schweizer Herren

hatten uns erzählt, daß auch hier Thüren und Fenster mit Balken, Matratzen und dergleichen bedeckt wären, um wenigstens die kleinen Geschosse aufzuhalten. Hiervon war nichts mehr zu sehen. Kaufmanns-Läden waren geöffnet, viele Leute gingen da aus und ein. Dann aber auf der anderen Seite der Stadt, wieder dem Walle nahe, größere Verwüstung, am Broglie-Platze die Mehrzahl der Gebäude beschädigt, das Stadthaus, die Präfektur in Trümmern, das Theater ausgebrannt.

Das Quartier général de la division, die frühere Dienstwohnung des französischen Ober-Befehlshabers, war gut erhalten. Hier wohnte jetzt der preußische Kommandant, General von Mertens. Der Palast erschien uns armen Deutschen prachtvoll. Ein großer Hof, ein schönes Treppenhaus, oben ein Prunksaal, darin das lebensgroße Bild Napoleons III. in reicher Dekoration.

Der General von Werder verlangte, daß der Maire geholt werde. Der Kommandant lobte den Dr. Küß; sein Einfluß halte die Bevölkerung in Ruhe. Wir begaben uns in ein unteres Zimmer, dessen Thür nach dem Garten offen stand. Die Geschäfte in der Stadt wurden besprochen. Dann kam Herr Küß, ein höflicher, bedächtiger Mann. Wir setzten uns.

„Wo ist der letzte Präfekt, Valentin?" fragte der Ober-Befehlshaber. „Ist er weg?"

„Er ist in Straßburg," antwortete der Maire. „Er wohnt bei Verwandten."

Nun befahl Ersterer, daß Herr Valentin hierher gebracht werde, und darauf fand ein Gespräch folgenden Inhaltes statt.

„Ist die Noth groß?" fragte der General.

„Ich habe zehntausend Obdachlose, vier- bis fünfhundert Häuser sind zerstört," antwortete der Dr. Küß.

„Wie viel Menschen sind verwundet?"

„Von den bürgerlichen Einwohnern mögen es gegen zweitausend sein, von der Garnison wohl mehr."

„War Hungersnoth in der Stadt?"

„Sie fing an. Es mußten viele Pferde geschlachtet werden."

„Ist der Münster stark beschädigt?"

„Das kann man nicht sagen. Das Gewölbe hat das Feuer des Dachstuhls von der Kirche abgehalten. Das Innere hat nicht gelitten."

„Konnte man die Bibliothek nicht retten?"

„Man hat es unbegreiflicher Weise versäumt. Das Werthvollste hätte in kurzer Zeit gesichert werden können. — Die kaiserliche Regierung versäumte ja Alles."

Die bestimmten Antworten des Herrn gefielen dem General, der gemüthlich ausrief: „Und doch haben die Straßburger mir die abscheulichsten Vorwürfe gemacht. Aus meinem Namen haben sie Mörder gemacht. Und so dummes Zeug steht in Ihren Zeitungen. — Wer hat den Krieg gemacht?"

„Die katholische Geistlichkeit, Exzellenz," antwortete entschieden der Maire. „Sie wollte die Ketzerei erst in Deutschland, dann bei uns unterdrücken." —

Die Pforte in dem Gitter des Gartens wurde geöffnet. Ich ging dahin. Ein dunkeler, ziemlich wohlbeleibter Mann näherte sich. Er hatte etwas von einem dreisten Advokaten. Keinenfalls war er ein Kompliment für das Gouvernement de la défense nationale. „Sind Sie Herr Valentin?" fragte ich.

Ohne die Hände aus den Hosentaschen und den Hut vom Kopfe zu nehmen, erwiderte er französisch: „Ich bin der Präfekt Valentin.“ Ich kehrte um und ging in das Zimmer. „Er soll warten,“ bestimmte mein General, welcher den Maire inzwischen entlassen hatte. Nachdem einige Zeit in unwichtigem Gespräch vergangen, befahl er: „Lassen Sie ihn kommen.“

Etwas höflicher war der Herr geworden, wenigstens trat er entblößten Hauptes ein. „Sind Sie Der, welcher durch unsere Linien gegangen ist, um hier die Präfektur zu übernehmen?“

„Ja, der bin ich.“

„Sie sind arretirt. Ich schicke Sie nach Deutschland.“

„Ich werde reisen. Ich fordere zwei Stunden, um meine Geschäfte zu ordnen.“

Der General von Werder hatte eine sehr bezeichnende Art, Jemanden zu verabschieden. In diesem Falle machte er eine mehr drehende, als verbeugende Bewegung und ging nach der anderen Seite des Zimmers. Herr Valentin wurde seinem Wunsche entsprechend zunächst nach seiner Wohnung geleitet.

„Er hat es darauf abgesehen, den Märtyrer zu spielen,“ bemerkte der Kommandant.

Als die Geschäfte erledigt waren, bestiegen wir einen Wagen, um nach den Festungswerken zu fahren, welche wir beschossen hatten. Einige Offiziere, die auch in die Stadt gekommen waren, folgten. Bald kamen wir in die Brandluft. Hinter dem Steinthor-Walle gab es keine Straße mehr, nichts als eine Wüste noch rauchenden Schuttes. Diese Vernichtung, weithin ununterbrochen gleichmäßig, rührte mehr von der Bauart, als von

unseren Geschossen her. Die Häuser hatten sich, zum Theil in engen Gassen, eines an das andere gereiht. Ihre Wände waren dünn, ihre Treppen von Holz gewesen. Daß gegen diese Festung jemals geschossen werden könnte, schien man in Frankreich für unmöglich gehalten zu haben.

Am Fuße des Walles schnell hergerichtete Schutzbauten, deren vortreffliche Ausführung an einzelnen Stellen noch zu erkennen war. Und nun auf dem Walle! Kein gangbarer Weg. Tiefe Löcher, von unseren Geschossen ausgeworfen. Hügel von Erde, aus denen Geschützrohre, Laffettentheile oder ein Schanzkorb, ein Balken hervorragte. An einer verschonteren Stelle war noch zuletzt gearbeitet; der Versuch aber, eine Kanone dahin zu bringen, gescheitert. Diese lag zerschossen über den zersplitterten, blutbefleckten Laufbohlen.

Alles was man hier von der Thätigkeit der Vertheidiger sah, machte den französischen Artilleristen und Ingenieuren Ehre.

Nun standen wir, wohin wir von außen so ungeduldig verlangt, und blickten auf die Fluren, in welchen die langen, netzartigen Linien von unseren Sorgen und Mühen zeugten. Die Laufgräben und Batterien sollten so schnell wie möglich eingeebnet werden. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan, von dem Boden konnte wieder die friedliche Arbeit Besitz nehmen.

Wir betrachteten die Breschen. Sie erregten Bewunderung, da man der Umstände gedachte, wie sie zu Stande kamen. Man ging an ihnen hinunter und herauf und wer damals kein Vertrauen zu der Methode hatte, gestand jetzt, daß er sich irrte.

Wir fuhren nach der Citadelle. Sie ist von der Stadt durch die Esplanade getrennt und diesseits Letzterer liegt das

Arsenal. Dasselbe war zum Theil zertrümmert und nieder gebrannt. So weit hatten die Geschosse von Kehl gereicht. Die Citadelle aber war eine Ruine, nicht mehr vertheidigungsfähig. Kein Raum darin bewohnbar, die Straßen mit den Steinen und verkohlten Balken der Gebäude, den Splittern unserer Granaten bedeckt.

Gegen Abend ritten wir noch einmal nach Mundolsheim.

Der Großherzog von Baden, welcher an dem Ruhme unserer Waffen, an Straßburgs traurigem Schicksale aufmerksamen und herzlichen Antheil genommen, hatte das Nachbardorf, wo er so treu ausgeharrt, verlassen und sich in sein Land begeben.

Wir bereiteten uns, nach Straßburg überzusiedeln.

Am letzten September Vormittags ritt der Ober-Befehlshaber mit allen Stäben dahin. Vor dem National-Thor begrüßte er die zum Einzuge aufgestellten Truppen. Dann marschirten wir mit klingendem Spiel ein. Vor der Thomas-Kirche stiegen wir ab. Hier wurde der General von der protestantischen Geistlichkeit und Vertretern der Stadt mit einer tief ernsten, uns Alle ergreifenden Ansprache empfangen, die er milde und fest, der geschichtlichen Wendung angemessen, erwiderte. Unter dem Vortritt dieser Herren, bei den feierlichen Tönen der ungemein wohlklingenden Orgel gingen wir in das alte, formenschöne Gotteshaus. Es war ein unvergeßlicher Eindruck. Der Garnison-Pfarrer Frommel aus Berlin predigte. Viele kannten ihn, Mehreren war er ein Freund. Er war Feld-Prediger bei der Garde-Landwehr-Division geworden und nahm so an diesen großen Ereignissen in der Nähe seiner Heimath Theil. Seine warme, bedeutungsvolle Predigt in St. Thomas ist auf Veranlassung des Generals von Werder in Straßburg gedruckt worden.

Als die kirchliche Feier beendigt war, lenkte der General seine Schritte nach dem Münster. Zum ersten Male bewunderte ich das herrliche deutsche Bauwerk, welches in der Reformationszeit ein protestantischer Dom gewesen war, bis die Franzosen gleich nach der Wegnahme Straßburgs einen katholischen daraus machten. Ich hoffte, daß es nunmehr unserer Kirche zurückgegeben würde.

Mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachteten wir diese unvergleichliche Schönheit. Sie lag so überwältigend reich vor unseren Augen, daß die bedauerliche Zertrümmerung einiger Kirchenfenster — der einzige Schaden von Bedeutung — keinen Eindruck machte.

In dem Quartier erwarteten den General Besuche angesehener Personen der Stadt, die ihn erfreuten, und Bittgesuche, welche sein menschenfreundliches Herz bekümmerten.

Da wir nun nach und nach von Innen heraus die Zustände während der Belagerung und die Oertlichkeit kennen lernten, auch den Reichthum an kriegerischen Ausrüstungs-Gegenständen übersahen, der noch vorhanden war, suchten wir uns die Frage zu beantworten, ob die Festung zu früh kapitulirt habe oder nicht.

Es stand fest, daß die Bresche in dem Hauptwalle für die Sturm-Kolonne beinahe gangbar war und Truppen-Aufstellungen dahinter gegen unsere Geschosse keinen Schutz mehr fanden. Aus diesem Grunde hatte der Vertheidigungs-Rath einstimmig erklärt, daß man den Sturm nicht würde abschlagen können und die Festung übergeben müsse. Freilich hatte der Angreifer noch einige Hindernisse vor sich; die Festungs-Artillerie konnte indeß seine Fortschritte nicht mehr aufhalten. Aber der Vertheidiger besaß

auch nach dem Verluste des Hauptwalles Mittel zu der Fortsetzung des Kampfes. Eine tüchtige Besatzung, welche die weitere Zerstörung der Stadt nicht scheute, vermochte sich hinter der Ill, die in mehreren breiten Armen die Festung durchfließt, zwischen der unbeschädigten Nord- und Süd-Front lange zu halten. Und für eine heldenmüthige Bevölkerung war das Ende des Widerstandes noch ferner.

Die französische Regierung trifft der Vorwurf, daß sie den großen Waffenplatz vernachlässigt, nicht einmal zu Anfang des Krieges, wo Manches hätte nachgeholt werden können, vertheidigungsfähiger gemacht, sogar seine Garnison an Linientruppen geschwächt hatte. Wie mangelhaft die Disziplin gewesen, sahen wir bei dem Ausmarsche der zuverlässigsten Besatzungstheile.

Die Bevölkerung hatte sich während der Schreckenswochen nicht schwach gezeigt; aber die glühende Vaterlandsliebe, welche zu den schwersten Opfern befähigt, fehlte ihr. Das lag in ihrer Zwitternatur. Da sie überwiegend von deutscher Abstammung war, hatte die Liebe zu Frankreich keine tiefen Wurzeln schlagen können. Die oberen Klassen richteten sich nach Paris, die Interessen des Handelsstandes gingen nach Frankreich, die Gefühle der Massen nicht über die Stadtwälle hinaus.

Da wir eine tadellose Disziplin hielten, so trat bald, wenn auch nicht eine Versöhnung, so doch ein erträgliches Verhältniß, ja bei den Gewerbetreibenden eine recht befriedigte Stimmung ein. Denn unsere Soldaten gaben nach langen Entbehrungen ihr Geld aus, unsere Offiziere brachten den Wirthen und Kaufleuten, die unter den obwaltenden Umständen hohe Preise erhalten konnten, reichlichen Gewinn. Hierzu kam der außerordentliche

Zufluß von Fremden. Straßburg war das allgemeine Reiseziel; wer konnte, besah seine Zerstörung, die nun vortheilhaft wurde. Und die Industrie fertigte Andenken der verschiedensten Art, welche zahlreiche Käufer fanden.

Auch den gewöhnlichen Arbeitern fehlte es nicht an Beschäftigung. Es ging an die Aufräumung der Stadt, die Herstellung der zerstörten Festungstheile.

Die Art, wie in Letzteren unsere Geschosse gewirkt hatten, war für die Folgezeit so merkwürdig, daß die Breschen, die zerschossenen Wälle und die Citadelle abgebildet werden mußten, ehe daran etwas verändert war. Deßhalb bemühte sich der Ingenieur-Major Albrecht vom Stabe des Generals von Werder sogleich, einen geschickten Photographen zu ermitteln, dem er alsdann zweckmäßige Anweisungen ertheilte, so daß sehr deutliche Aufnahmen gewonnen wurden.

An einem dieser hellen Tage bestieg ich die Plattform des Münsters, am frühen Morgen, um wo möglich allein zu sein; denn später wurde es voll da oben. Ein Thurmwart empfing mich, ein alter Mann, wohl siebenzigjährig. Er zeigte mir die ganz unbedeutenden Beschädigungen am Thurm. Die sichtbarste war das schief gebogene Kreuz auf der Spitze. Als unsere Geschosse den weiten Weg hierher machten, hatte deutsches Eisen ein Zeichen seiner Kraft so hoch wie irgend möglich zurücklassen wollen. Die Thurmseite, wo die Namen berühmter Deutscher stehen, war gar nicht getroffen. Goethes Namen fand ich gleich. Es war unseren Artilleristen verboten, den Münster zu beschießen; nur einmal nach dem Brande des Dachstuhls sind ein Paar Schrapnels hierher gerichtet worden, um die Beobachter auf dem Thurme zu warnen.

Ich hatte Lust, die höchste Spitze zu ersteigen und den Ort zu sehen, wo Goethe seine Schwindelfurcht bemeisterte; aber ein Lieutenant, der soeben herunter kam, und der Thurmwart riethen ab. Auch sah man von der Plattform genug. Mit dem Fernglase durchwanderte ich unser Angriffsfeld, Kehl, die Süd-Front, und vergegenwärtigte mir noch einmal den Gang der Belagerung.

Der alte Mann hatte mich hierbei auf Manches aufmerksam gemacht. Er besaß ein scharfes Auge und gesundes Urtheil und interessirte mich, weshalb ich ihn fragte, wie lange er schon diesen höchsten Posten im Lande einnehme. Da erzählte er in glaubhafter Weise das Folgende. Er war ein Danziger Kind und hieß Grabowski, hatte keine Angehörigen außer vielleicht einer Schwester, die in Berlin verheirathet war; ob sie noch lebte, wußte er nicht. Als er jung und, wie er sagte, wild war, gefiel ihm Deutschland nicht. Er hatte gehört, in Frankreich lebe man freier und besser, und wanderte aus. Aber in Straßburg wurde es ihm leid. Hier schalt man ihn einen Deutschen, in Kehl einen Franzosen, er gewann die Menschen nicht lieb, mied sie und war froh, daß er ihnen entgehen konnte, indem er als Thürmer auf den Münster zog, wo er lange ein stilles Leben führte, bis er in seinen alten Tagen noch das größte und merkwürdigste Schauspiel genießen und lebhaft empfinden sollte, daß sein Herz für Deutschland schlage; denn er hatte sich während der Belagerung, die wohl kein Anderer so aufmerksam beobachtete wie er, jedes Mal gefreut, wenn wir einen Schritt näher rückten.

Mehrere Straßburger hatten weit jenseits des Rheines Angehörige oder Freunde. Eine Familie in Berlin verlangte nach zuverlässigen Mittheilungen über ihre Bekannten in der eroberten

Stadt und bat mich, dieselben aufzusuchen. Ich kam in ein ansehnliches Haus, welches dem beschossenen Stadttheile nahe lag und dennoch ganz unversehrt geblieben war. Das Innere ließ eine zierliche Ausstattung vermuthen. Ein Brief der Freunde hatte mich angekündigt. Man versammelte sich vollständig, damit ich mich von dem Zustande eines Jeden überzeugen könne. Die Großmutter und ihre Tochter, Pariserinnen in Trauergewändern, waren gleich anwesend; der Mann der Letzteren, ein Elsässer, in schwarzem Anzuge, kam mit drei kleinen Kindern. Ich wurde kalt höflich empfangen; obgleich ich deutsch sprach, fuhr auch der Herr französisch fort. Die Damen redeten am meisten, sie erzählten lebhaft die überstandenen Drangsale. Wie der ganze Haushalt in den Keller verlegt worden, wo auch die Kinder gewohnt und geschlafen hatten; nur die Großmutter und mit ihr das Ehepaar waren auf ärztlichen Rath zu ebener Erde geblieben. Die Fenster aller benutzten Räume hatte man so dicht wie möglich verstopft. Im Dunkelen oder bei Lampenlicht hatte man in Todesangst gelebt, bei jedem Knall unwillkürlich den Kopf unter den Tisch gesteckt und aus Furcht, daß Einer getroffen wäre, sich gescheut zu fragen oder aufzublicken. Die Vorräthe waren zuletzt verbraucht, bis auf die gröbsten und die feinsten, getrocknete Erbsen und theuerste Weine, womit Herrschaft und Dienerschaft sich dann hauptsächlich nährten.

Wenn Angst und Noth nicht gar zu lange dauern, so stellt der neue Lebensmuth die Kräfte schnell wieder her. In Wahrheit konnte ich sagen, daß Groß und Klein gesund aussahen. Nun aber folgten ebenso naive, wie herbe Bemerkungen der jungen Frau über die preußische Kriegführung, welche von der größten

Unkunde zeugten. Der Ehemann widersprach nicht. Ihm entgegnete ich, daß sie hoffentlich bald anders urtheilen würden, da sie jetzt das Haus verlassen und die Preußen betrachten könnten.

„Ah, ich sehe sie immer," sagte hierauf die alte Dame, als ich aufstand, um wegzugehen. „Da am Fenster ist mein Platz. Ihre Offiziere sind stattliche Herren, alle Seigneurs. Man sieht, von Familie."

„Die Organisation ist anders," sprach jetzt der Hausherr. „Die Deutschen haben keine Troupiers."

„Es sind noch ziemlich viel französische Offiziere hier, welche den Revers unterschrieben haben," warf ich hin. „Man erkennt sie als solche nicht in der Civilkleidung."

„Pauvres diables!" meinte er. —

Der allerhöchste Kriegsherr hatte den General von Werder unter dem Datum, an welchem Straßburg kapitulirte, zum General der Infanterie befördert und zum kommandirenden General des XIV. Armee-Korps ernannt, welches aus der badischen Division und kombinirten preußischen Truppentheilen: 2 Infanterie-, 2 Reserve-Kavallerie-Regimenter und 3 Reserve-Feldbatterien, gebildet wurde, also die innere Gleichmäßigkeit der alten preußischen Armee-Korps nicht besaß.

Die Befehlshaber der Badenser hatten mehrere Male gewechselt. Der badische Kriegsminister, General-Lieutenant von Beyer, welcher die Division in's Feld geführt hatte, war vor Straßburg erkrankt, sein Stellvertreter zuletzt ebenfalls; und der preußische General-Lieutenant von Glümer, der jetzt zu ihrem Kommandeur ernannt worden, kam krank von Metz. So trat abermals eine Stellvertretung ein.

Das Belagerungs-Korps war aufgelöst. Die Garde-Landwehr-Division wurde mittelst der, nach der Einnahme von Toul weiter benutzbaren Eisenbahn in die Gegend von Paris gebracht; die 1ste Reserve-Division vorläufig in und bei Straßburg gelassen. Die Belagerungs-Artillerie und Ingenieure setzten sich für die Verwendung vor anderen französischen Plätzen in Stand.

Zu der Besetzung des oberen Elsaß war die preußische 4te Reserve-Division herangezogen. Sie hatte in der Mülhauser Gegend den Rhein überschritten und sollte zunächst die kleinen Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach nehmen.

Der General von Werder behielt seinen Stab. Unsere Gesellschaft blieb mithin zusammen. Nur der Prinz Wilhelm von Baden und der Bruder des Generals verließen uns.

Dem XIV. Armee-Korps wurde die Richtung auf Troyes und Châtillon sur Seine angewiesen. Bei dem Marsche dahin sollte es die Bildung neuer feindlicher Truppen hindern und versuchen, die Eisenbahn, welche nach Paris über Epinal und Langres führt, benutzbar zu machen, wozu wir freilich die Festung Langres besitzen mußten.

Mit Recht stellte die oberste Heeresführung die größten Anforderungen; uns jedoch schien, auch abgesehen von der letzten Bedingung, die Aufgabe nicht leicht. Wir hatten die Feindseligkeiten im Lande kennen gelernt und erwarteten ernsten Widerstand. Da wir uns aber mit den Armeen zu vereinigen wünschten, welche vor Paris die Entscheidung des Krieges erzwingen sollten, so hofften wir, auf dem vorgeschriebenen Wege dahin zu gelangen.

Persönliche Wünsche solcher Art klingen in der Brust des Soldaten nur leise an und verstummen schnell; denn er ist nicht allein gewöhnt, den Weg zu gehen, welchen der höhere Wille ihm zeigt, sondern er sieht im Kriege auch zu deutlich, daß kein Mensch weiß, was die nächste Stunde, der andere Ort ihm bringt.

X.

Vosges und Haute Saône.

In den ersten Tagen des Oktobers versammelte sich das Armee-Korps an dem östlichen Abhange der Vogesen. Es enthielt vier Brigaden, drei badische und eine preußische, die aus allen Waffen zusammengesetzt waren, um sie für voraussichtlich weit vertheilte Kämpfe selbständiger zu machen. Die in das Gebirge vorgeschobene, aus Badensern bestehende Avantgarde gewann, nachdem sie Franktireure vertrieben, Barrikaden weggeräumt hatte, die westlichen Ausgänge der Pässe.

Am 6ten Oktober verließ der General Straßburg. Die Trennung von den Kriegsgefährten wurde uns leichter als den Zurückbleibenden; denn wir zogen aus der Stadt der Trümmer neuen Ereignissen entgegen. Dem Münsterthurm warfen wir noch manchen Blick zu. So lange er uns unnahbar war, hatten wir ihn oft ungeduldig angesehen; jetzt da er unseren Augen nach und nach entschwand, empfanden wir etwas wie Abschiedstrauer.

An diesem Tage ritten wir durch eine anmuthige Landschaft, durch Ortschaften, welchen der Krieg kein sichtbares Leid gethan. Am folgenden das Thal des Brüche-Flusses hinauf in die Berge bis zu dem Flecken Schirmeck. Die Wiesen leuchteten im Sonnen-

schein, Weingärten stiegen bis an den herbstlich gefärbten Wald; darüber ragten, in der reinen Luft scharf gezeichnet, die Spitzen und Kuppen hervor.

In Schirmeck traf die Meldung von einem unerwartet blutigen Gefechte ein, welches Tages vorher die Avantgarde in dem waldreichen Gelände an der Meurthe eine Meile südlich der kleinen Stadt Raon l'Etape mit einem der Zahl nach sehr überlegenen Feinde gehabt hatte, der endlich geworfen wurde.

Bei einem Abendspaziergange nach der Burgruine über dem Flecken kam das Gespräch auf die Folgen, welche die Erklärung der Pariser Regierung, den Krieg auf das Aeußerste treiben zu wollen, haben werde. Die Mehrzahl der waffenfähigen Mannschaft wurde zu den Fahnen neu zu bildender Truppenkörper einberufen. Gefährlicher war vielleicht der Fanatismus, der, von einflußreichen Personen geweckt und genährt, Bürgern und Bauern die Gewehre in die Hand gab. Harmlos, höflich, ja gefällig konnten die Menschen erscheinen, die gleich darauf einzeln oder geschaart uns zu vernichten trachteten. Hiergegen mußten wir mit der größten Strenge einschreiten. Die Entwaffnung der Einwohner half nicht genug, weil sie nur in unseren Besitz brachte, was gefunden oder freiwillig abgeliefert wurde. Es mußte Furcht eingeflößt werden, die Gemeinde für ihre Angehörigen büßen und wer, ohne Soldat zu sein, die Waffen gegen uns gebraucht hatte, dem Tode verfallen. Mochte man nun Diejenigen, welche sich diesem Loose aussetzten, Mörder oder Patrioten nennen, die Nothwendigkeit des kriegsrechtlichen Todesurtheils war unverkennbar.

Bei Tagesgrauen verließen wir Schirmeck. Der Himmel

war eintönig bewölkt, eine Regenzeit begann. Der Ritt auf steilem Wege über den Gebirgskamm führte an Verhauen vorbei, zu welchen viele herrliche Fichten unnütz gefällt waren; auf der französischen Seite durch arme Bergdörfer, an einem Flüßchen hinunter, welches zu anderen Zeiten Mühlen trieb und Fabriken speiste, die jetzt still standen. Am 9ten Oktober kamen wir nach Raon l'Etape, wo dieses Gewässer in die Meurthe fließt.

Hier wurden gerade Kriegsgefangene des letzten Gefechtes, sechshundert, Linie, Mobil- und National-Garden, weggeführt. Man hörte, daß die Franzosen mehr als zehntausend Mann mit einigen Batterien gehabt hätten, und die Gefangenen sagten, daß sie zu der Vogesen-Armee unter dem General Cambriels gehörten. Wir hatten einen über die Voraussetzung starken Feind vor uns.

Spät Abends und am anderen Morgen brachte man preußische Verwundete aus der zwei Meilen entfernten kleinen Stadt Rambervillers, wo man bis in die Nacht kämpfte. Unter ihnen war ein auf den Tod getroffener Landsmann von mir. Als ich ihn zum letzten Male besuchte, erklärte der Arzt, so daß er es hörte, bei der geringsten Bewegung falle er in den Sarg, der neben seinem Bette stehe. Viele Wochen hat er die Ruhe energisch bewahrt und ist genesen.

Am 11ten kam das Hauptquartier nach Rambervillers. Der General hatte dieser Stadt, welche sich entschieden feindlich benommen, eine Kontribution auferlegen und, bis dieselbe vollzählig herbeigeschafft wäre, die angesehensten Bürger festnehmen lassen. Als wir hinein ritten, zeugten noch unbeerdigte Leichen bürgerlich gekleideter Franzosen, auseinander gerissene Barrikaden

und Spuren an den Gebäuden von dem Kampfe in den Straßen. Die Einwohner waren verstört, mehr erschrocken, als erbittert.

Ein schönes Haus wurde mir und noch drei Offizieren als unser Quartier gezeigt. Es gehörte einem Fabrikanten, der sich unter jenen Verhafteten befand. Seine Frau erwartete uns zitternd, beruhigte sich aber, als wir bestätigten, daß ihr Mann lediglich um der Zahlung willen arretirt sei. Das Haus war mit großem Luxus eingerichtet. Jeder von uns hatte eine hübsche Stube mit hohen Wandspiegeln, Marmorkamin, werthvollen Bildern und Pendülen, weichen Möbeln und Teppichen; daneben das reizend eingerichtete Schlafzimmer mit dem französischen Bett, dessen Gleichen in Deutschland selten ist. Abends bei dem Diner unterhielten wir uns mit der Dame des Hauses ganz angenehm. „Pauvre France!" seufzte sie und äußerte: „Sie haben gearbeitet, während man in Paris schwelgte. Unsere regierenden Schichten sind demoralisirt." Diese Unbefangenheit verhinderte sie jedoch nicht, gelegentlich anzudeuten, daß ihr Volk noch immer an der Spitze der Civilisation stehe. Die schlechten Manieren ihrer beiden erwachsenen Söhne bewiesen das freilich nicht.

Uebrigens urtheilten wenige Französinnen so maßvoll und sachgemäß. Viele ließen sich noch mehr als die Männer von der nationalen Eitelkeit fortreißen, welche durch unsere Siege verletzt war.

Am 12ten ritten wir in südlicher Richtung der Mosel zu. Wir kamen nicht schnell vorwärts, denn heute wie gestern fanden in dem waldigen Hügellande kleine Gefechte statt. Der Morgen war empfindlich kalt, dichter Reif kleidete die Landschaft winter=

lich. Um Meldungen abzuwarten, begab sich der General bei Girecourt sur Durbion nach dem Schlosse eines Grafen. Dessen Gemahlin, eine große kräftige Dame, stand in der Vorhalle und geleitete uns mit gemessenen Formen in einen Salon. Eine wohlgemeinte Hinweisung auf den Krieg machte sie heftig. Sie erklärte, daß Alles Verrath sei. Ohne solchen wäre es uns unmöglich gewesen, Franzosen zu besiegen. „Bazaine est un traître!" rief sie aus. Ganz vergeblich war unser Bemühen, ihr das Unrichtige, die eigenen Landsleute Beleidigende dieses Urtheils klar zu machen. Der General hatte an dem Gespräche nicht theilgenommen. Der Fürst Hohenlohe, dessen Rang und geläufiges Französisch der Gräfin am Meisten imponirte, gab den Kampf auf. Dann streckten wir Anderen die Waffen.

Die Franzosen sind gewöhnt, sich gefallen zu lassen, was Paris thut. In der ersten Aufregung vergaß man die Unterschiede des politischen Standpunktes. Der eitele Haß gegen die Sieger war das verbindende Gefühl. Augenblicklich schloß der Adel sich der Republick Jules Favres und Gambettas an.

In strömendem Regen ritten wir fort. Ein Gefecht vor Epinal, wo wir bleiben wollten, endigte schnell. Wir zogen in die Stadt ein, welche sich nicht feindlich benahm.

Die erste Woche unseres Zuges hatte gelehrt, daß wir das beabsichtigte Ziel, die obere Seine, wohl erreichen könnten, jedoch nicht ohne Gefahr für die Touler Eisenbahn, die einzige, über welche das Heer verfügte; denn wir ließen einen viel stärkeren Feind, als erwartet worden, hinter uns, gegen welchen die Etappen-Truppen die unentbehrliche Verbindung nicht schützen konnten. Die Lösung der anderen Aufgabe: die Eisenbahn über

Langres benutzbar zu machen, hatten die Franzosen durch deren gründliche Zerstörung für längere Zeit verhindert. Unter diesen Umständen änderte die oberste Heeresleitung ihre Absichten und befahl dem General von Werder, den nächsten Feind zu werfen.

Wir mußten Letzterem nach Süden einen breiteren Landstrich abnehmen, wenn wir auch von der Masse des Heeres weiter getrennt wurden.

Während demgemäß die Truppen des XIV. Korps in das bergige Waldland, welches die Wasserscheide zwischen Mosel und Saône bildet, vorgeschoben wurden, blieb das Hauptquartier in Epinal.

Der General wohnte in der Präfektur, deren prunkvoll ausgestattete Hallen und Gemächer uns in Erstaunen setzten. Die seidenen Tapeten, vergoldeten Möbel, Marmorbüsten französischer Herrscher wurden mit Bewunderung des Reichthums dieses Landes betrachtet und sorgfältig geschont.

Noch während unserer Anwesenheit gelangte der Geheimrath Bitter, welchem die Verwaltung des Departements des Vosges übertragen worden, nach Epinal, wo er sich in seiner nunmehrigen Dienstwohnung, der Präfektur, vorläufig einschränken mußte.

Der General-Lieutenant von Beyer und der Prinz Wilhelm von Baden kamen wieder zu uns. Jener sollte interimistisch die badische Division führen und Dieser war an die Spitze der 1sten badischen Brigade gestellt worden. Daß der Prinz um das Kommando gebeten, nachdem er 1866 einen höheren Posten inne gehabt, war sehr anzuerkennen. Keiner mochte zu Hause bleiben. Es hieß, daß auch der Großherzog von Baden entschlossen gewesen sei, wiederzukommen und sich dem dringenden Rathe, unserer

einigermaßen mißlichen Lage fern zu bleiben, höchst ungern gefügt habe.

Epinal ist in dem tief eingeschnittenen Moselthale von einem Flußufer zum anderen quer über eine langgestreckte Insel erbaut und muß sich zwischen den theils bewaldeten, theils in Garten-Terrassen ansteigenden Höhen bei gutem Wetter anmuthig darstellen. Die Straßen waren belebt, Landleute kamen zahlreich mit schönen Früchten zu Markte.

Den Fürsten Hohenlohe begleitete ich bei einem seiner Krankenbesuche in das von soeurs grises verwaltete städtische Lazareth, ein großes, von einem Garten umgebenes Gebäude mit innerem Blumenhofe. Die französischen Offiziere, welche hier verwundet lagen, schienen in die neuen Rüstungen ihres Landes kein Vertrauen zu setzen.

Um einige Bücher zu kaufen, gingen wir in die uns empfohlene Buchhandlung. Die Auswahl war äußerst gering. In dieser Beziehung stand die Stadt wohl hinter jeder deutschen von zehntausend Einwohnern zurück.

Am 16ten Oktober verließen wir Epinal zum weiteren Ritt in das Land, welches uns hier mehr romantisch wie schön erschien. Wenn der Regen einmal nachließ, sahen wir die Höhen in Wolken, die Niederung in nassem Dunst. Steile Wege führten über Hügel und Berge in tiefe Gründe, über noch grüne Wiesen und kahle, dürftige Flächen. Hier bemerkten wir den Reichthum Frankreichs nicht in den Ortschaften, wohl aber an den Kunststraßen, welche jetzt der immer entweichende Feind hinter sich verdorben hatte. Kostbare Viadukte waren malerische Ruinen. Der bei dem Dorfe Xertigny hatte wohl eine Höhe von anderthalb-

hundert Fuß über der Thalsohle. Die Franzosen hatten ihn gesprengt und hierdurch die Benutzung der Eisenbahn für lange Zeit unmöglich gemacht.

Am 19ten erblickten wir einen Bergkegel, welcher in der flachen Umgebung wie verlassen stand. Es war der Calvarienberg bei Vesoul. In die Hauptstadt des Departements de la Haute Saône zogen wir nun ein.

Der General von Werder nahm sein Quartier in der Präfektur, nach seiner Absicht nur für eine Nacht. Denn es war von der obersten Heeresleitung aus Versailles die Weisung eingetroffen: das XIV. Armee-Korps könne die französischen Truppen bis vor Besançon verfolgen; dann solle es über Dijon auf Bourges marschiren. Da nun der General Cambriels seine Truppen, wie es schien, bis an den Doubs unter die Kanonen der Festung Besançon zurückgenommen hatte, so sollte unser Marsch anderen Tages nach Dijon fortgesetzt werden.

Der Fürst von Hohenlohe und ich wurden auf das Haus eines Bankiers angewiesen, den alle uns neugierig umstehenden Menschen kannten. Man geleitete uns nach einem schloßähnlichen Gebäude mit schönem Park. Ein Diener führte uns in Wohnungen des unteren Geschosses, welche mit äußerster Bequemlichkeit ausgestattet waren, und sagte, daß Monsieur und Madame zu Hause wären und daß er selbst Charles heiße.

Wir wollten also Monsienr und Madame den Höflichkeitsbesuch abstatten. Charles führte uns die schöne Treppe hinauf. Wir fanden außer den alten Eheleuten ihren Sohn und seine junge Frau, und wurden feierlich, nicht freundlich empfangen. Von dem alten Herrn erfuhren wir im Laufe des Gesprächs, daß

er in Deutschland nicht würde leben können, und der Sohn beklagte, daß seine Pariser Jagdfreunde, welche sonst das Haus füllten, in diesem Jahre ausblieben.

Als ich dann Vesouls Straßen durchwanderte, fielen mir in den Schaufenstern abscheuliche Bilder auf. Das eine zeigte Napoleon III., das andere die Kaiserin Eugenie in so empörender Weise, daß diese Ausstellung auf die Einwohner, welche sie duldeten, selbst dann ein schlechtes Licht geworfen haben würde, wenn sie nicht das kürzlich entthronte Herrscherpaar betroffen hätte. Einige noch nicht voll erwachsene Jungen lachten über mein Erstaunen und belehrten mich durch ihre Bemerkungen, daß sie in das Gemeine schon vollständig eingeführt waren.

Inzwischen hatte unser Generalstab über die Stellung des Feindes mehr Aufschluß erhalten. Näher als man geglaubt, schon am Ognon, einem Nebenflusse der Saône, welcher von dem Doubs, mit dem er gleichlaufend von Osten nach Westen fließt, durch bergiges Land getrennt ist, standen französische Truppen. Der General wollte diese schlagen, bevor er den Marsch auf Dijon richtete. Die einleitenden Bewegungen wurden angeordnet. Wir blieben noch zwei Tage in Vesoul.

Nun wollte ich, wenn das Wetter günstiger würde, den Calvarienberg besteigen, um von oben einen Ausblick in das Land zu haben; und da ich einem Geistlichen begegnete, welchem die Leute, die ihn grüßten, eine bemerkbare Ehrfurcht zeigten, so bat ich diesen, mir den besten Weg zu beschreiben. Er that es freundlich. Dann fragte er: „Sie sind Katholik?“ Ich antwortete, daß ich Protestant sei. Er fragte weiter: „Sie sind

Preuße?" und fuhr fort: „Aber Ihre Soldaten sind Badenser, Katholiken."

„Viele sind Badenser, jedoch nicht Katholiken."

„Baden," warf er belehrend hin, „Süddeutschland ist katholisch."

„Zum Theil."

„Es regnet stark und ist kalt. Treten wir hier ein."

Die Kirche stand offen und war leer. Er griff in das Weihwasser und bekreuzigte sich. Darauf nahm er wieder das Wort: „Die Preußen sind glücklicher als wir, sie haben einen legitimen König. Ah, mein Gott, wann werden wir ihn haben! Frankreich hat dieses Unglück verdient, denn es ist von dem christlichen Glauben abgefallen."

„Ich meinte, der abgesetzte Kaiser und die Kaiserin wären gute Katholiken."

„Sie sind es; aber die sie gestürzt haben, sind nichts weniger als das."

„Der Kaiser und seine Rathgeber wollten diesen Krieg," entgegnete ich und sah ihn fest an. Unheimlich erwiderte er meinen Blick und da er eine, eben ankommende Frau bemerkte, so grüßte er mich und ging mit ihr weiter in die Kirche hinein.

Gegen Abend machten mein Quartierwirth und sein Sohn ihre Gegenbesuche. In meiner Stube ging Letzterer, nachdem einige Höflichkeitsworte gewechselt waren, an den Tisch, auf welchem meine französische Generalstabskarte der Umgegend von Besançon, von zwei Lichtern beleuchtet, ausgebreitet lag. Neugierig betrachtete er sie; er schien erst nicht zu wissen, was das war. Dann rief er: „Besançon? — Ja, Besançon! Der Doubs! Ah, ich kenne das." — Wir traten hinan, der Alte blickte mit

in die Karte, der Sohn fuhr fort: „Lassen Sie uns sehen. Das ist richtig. La Barre, sehen Sie, La Barre, Forêt de Chaux. Ich bin da überall gewesen. — Unsere Offiziere haben solche Karten nicht."

Der Vater sagte: „Sie brauchen sie nicht im eigenen Lande. Sie werden die deutschen Karten haben, wenn sie in Deutschland sein werden."

Ich konnte nicht lassen zu fragen: „Als was?"

Er verstand mich und antwortete: „Nein, mein Herr. Wir werden als Sieger in Deutschland sein."

Lachend erwiderte ich: „Sie sagten ja, daß Sie in Deutschland nicht leben könnten."

Nun lachte er auch und versetzte: „Das ist eine andere Sache. Ich werde in Ihr Land kommen, als Sieger."

Man versprach sich in Frankreich große Dinge von den neuen Streitkräften, welche mit erhöhtem Eifer gesammelt wurden, seitdem Gambetta in Tours die Regierung an sich genommen hatte. Die französischen Zeitungen, welche uns zufielen, enthielten thörichte Hoffnungen und arge Lügen. Allein das Thatsächliche war ernst genug. Die Einschließungs-Armee vor Paris mußte sich der Ausfälle erwehren und wurde von Norden, Westen und Süden her im Rücken bedroht. Zwar hielt der General von der Tann Orléans besetzt, die französische Loire-Armee verstärkte sich aber von Tage zu Tage. Und überall erhoben sich neue Feinde. Je weiter die Deutschen sich ausdehnen mußten, um so mehr schwächte sich die Macht, über welche sie verfügten. Metz hielt noch immer die Armee des Prinzen Friedrich Karl fest.

Zu der Vogesen-Armee stießen am Doubs Verstärkungen

von Lyon. Hinter der von Norden nach Süden fließenden Saône standen andere Schaaren; wir wußten noch nicht, welchem größeren Verbande sie angehörten. Sogar aus einem Lande, dem Preußen so nützlich gewesen war, aus Italien kam unserem Gegner Beistand. Der alte Garibaldi war, von confusen Freiheits-Ideen getrieben, in den Dienst der französischen Republik getreten und organisirte in Dôle am Doubs seine Hülfstruppen.

Wir kannten allerdings die geringe Leistungsfähigkeit dieser Neuformationen, die fast ohne Kavallerie und denen wir an Artillerie bedeutend überlegen waren. Aber unsere Verbindungslinien nach rückwärts wurden lang, erst in Epinal standen Etappen-Truppen. Vor uns und seitwärts entwich der Feind in Wälder, Berge und Festungen. Immer war er wieder da und zwischen seinen unerkennbar großen Massen trieb sich das XIV. Korps, von den eigenen Ersatzquellen beinahe abgeschnitten, umher. So gab die Lage denen, welche für die Leitung verantwortlich waren, dem kommandirenden General und seinem Generalstabs-Chef zu denken.

Unsere Brigaden waren in südlicher Richtung weiter marschirt; am 22sten folgten wir auf der nach Besançon führenden Straße. Bei dem Dorfe Oiselay, vier Meilen von Vesoul, machte der General Halt, um den Fortgang der eingeleiteten Bewegungen abzuwarten. Der Gegner sollte im Centrum festgehalten, an den Flügeln umfaßt und von Besançon abgeschnitten werden. Dieses gelang nicht. Die Franzosen hielten zwar anfangs den Ognon tapfer fest, entwichen dann aber mit Hinterlassung vielen Gepäckes eilig in die Waldberge.

Wir waren vorwärts geritten und kamen jenseits des Flusses

in die Linie der Kämpfenden. Der Feind stand zahlreich auf den Höhen, die mit einer starken, wahrscheinlich aus der Festung entnommenen, Artillerie besetzt waren, eine Meile von Besançon. Das Gefecht endigte in der Dunkelheit. Der General kehrte verdrießlich nach Oiselay zurück, wo wir einige Stunden nächtigten.

Anderen Morgens befahl er mir, ihn zu begleiten. Er wollte bei Tageslicht sehen, wie es auf dem Gefechtsfelde stand. Dort überzeugte er sich, daß eine Erneuerung des Angriffs unräthlich war, weil Letzterer nicht ohne große Opfer unsererseits geschehen und nur den Erfolg haben konnte, die französischen Truppen in die schützende Festung zurückzutreiben. Gestern hatten wir ihren Muth, mit uns zu kämpfen, abermals geschmälert. Sie verloren an Todten und Verwundeten mehr als wir und ließen einige hundert Gefangene in unseren Händen.

Da Entscheidendes hier nicht zu erreichen war, so wollte der General nunmehr den Marsch nach Westen beginnen.

Der nächste Abschnitt, den wir erreichen mußten, war die Saône, an welcher die Stadt Gray einen Hauptstraßenknoten bildet. Unsere dahin marschirenden Truppen stießen nach allen Richtungen auf Widerstand. Mobil-Garden, National-Garden, Freischaaren, Bewaffnete in Bürger- und Bauern-Kleidern steckten in den Gehölzen, wurden aber ungeschickt geführt und zeigten sich nicht dreist. Solche Feinde waren außer Stande, uns lange aufzuhalten; die Nothwendigkeit ununterbrochener Deckung nach allen Seiten ermüdete indeß die Mannschaft um so mehr, als das Wetter abscheulich war. Und fast jeder Tag kostete uns Menschen.

Am 24sten und 25sten war das Hauptquartier in dem ärmlichen Dorfe La Chapelle St. Quillain, vier Meilen südwestlich

von Vesoul. Wir fanden wenige Einwohner. Mein Obdach war eine Mädchenschule, zwei barmherzige Schwestern bewohnten das sehr schmutzige Haus. Man begegnete der Unsauberkeit in Frankreich oft, auch in eleganten Orten und Häusern. An Nahrungsmitteln fehlte es im Dorfe, die Beköstigung mußte aus den mitgenommenen Vorräthen beschafft werden. Abends beobachteten wir ein wunderbar schönes Nordlicht.

Unsere vordersten Truppen hatten die Saône erreicht und deren Uebergänge besetzt. Der General von Werder bestimmte mich zum Kommandanten der Stadt Gray, wohin er sich am 26sten begeben wollte. Früh Morgens ritt ich, von einem Adjutanten und ein Paar Dragonern begleitet, dem Haupt-Quartier voran. Man lernte diese gefährlichen Einzelritte; im übersichtlichen Terrain gab man den Pferden Ruhe, unübersichtliches durchritt man schnell. Als wir zwei Meilen glücklich zurückgelegt hatten und aus dem unsicheren Gelände an einem Bache hinab in das freiere Saône-Thal kamen, freuten wir uns an dem Blicke auf Gray, welches diesseits des großen Flusses vor uns lag und nun bald erreicht war.

An dem Hôtel de ville stellte sich mir der Maire, M. Jobard, vor, ein stattlicher, redlich blickender Herr. Das hohe Ansehen, welches er bei der Bevölkerung genoß, war gleich zu bemerken. Wir empfingen zusammen den General von Werder, auf welchen der Maire ebenfalls einen angenehmen Eindruck machte.

Ich hatte das Kommandantur-Bureau in dem Hôtel de ville genommen und darin hörte das Fragen und Klagen nicht auf. Das augenblicklich Vorliegende nahm die Gedanken so in Beschlag, daß ich, als es Abend geworden, noch nicht wußte, wie meine

Leute und Pferde untergekommen waren und wo ich die Nacht zubringen würde. Da sagte mir der Maire, daß ich in seinem Hause einquartiert sei. Er führte mich dahin durch menschenleere Straßen, das Wasser schlug vom Himmel herunter und der Sturm stürzte Schornsteine von den Dächern.

Ich kam in ein höchst behagliches Haus und verlebte noch eine späte, interessante Stunde mit Herrn und Madame Jobard. Beide waren alten Familien des Landes angehörig, von reich ausgebildetem Geist und Gemüth. Hier zum ersten Male in Frankreich nahm ich die Anmuth der Formen und des Gesprächs, die geschmackvolle Uebereinstimmung in allen Dingen wahr, die man der älteren französischen Zeit nachrühmt.

Der folgende Tag verlief äußerst unruhig. Jenseits der Saône fanden mehrere Gefechte statt, der Feind schien zahlreicher zu werden. Nach keiner Richtung durfte man auch nur auf nahe Entfernungen einzelne Ordonnanzen schicken. Jede Patrouille mußte stark sein. Der Unterhalt der Truppen mußte mit Strenge beigetrieben werden, Manches wurde aus Verstecken hervorgezogen, aber Nothwendiges fehlte auch. Am Abend wurden fünfhundert Kriegsgefangene in Gray abgeliefert. Sie sagten, daß in Dijon eine Armee der Côte d'Or stehe. Eine Kirche diente für die Nacht zu ihrem Aufenthalte. An bürgerlichen Einwohnern, welche erwiesenermaßen die Waffen gegen uns gebraucht hatten, mußten Todesurtheile vollstreckt werden.

Am 28sten marschirten die meisten Truppen aus Gray weiter. Es regnete ohne Aufhören. Die Soldaten litten Mangel an Schuhwerk, die Pferde an Hafer.

Der General verließ mit dem Hauptquartier die Stadt am Morgen. Ich ritt später nach. Die Franzosen hatten quer durch die Chaussee Gräben gezogen, an vielen Stellen sah man Verhaue und andere kleine Verschanzungen. In dem Dorfe Renève l'Eglise an der Straße nach Dijon, einen Tagemarsch von dieser Stadt, nächtigte das Hauptquartier.

In der Hausflur, welche ich betrat, schien das Herdfeuer auf preußische Füsiliere und eine alte Frau, die allein zurückgeblieben war. Drei Offiziere dieses Regiments, welche eine Stube inne hatten, nahmen mich Spätgekommenen auf. Sie freuten sich, nach Dijon zu gelangen, wo die Kleidung ihrer Mannschaft in Stand gesetzt werden könnte. Dann ginge es besser durch die rauhe Côte d'Or. Dahinter würde mehr Ruhe sein, weil wir dort nicht wie hier zwischen Festungen steckten, auf welche der Feind sich stützte.

In unsere Mäntel gehüllt legten wir uns neben dem Kaminfeuer auf die herbei getragenen Matratzen. Nach Mitternacht erwachten wir. Die Soldaten nebenan sprachen. Die Thür ging auf und ein Feldjäger trat ein, um zu fragen, wo der General von Werder wohne. Er hatte Versailles am 23sten verlassen und sich ganz allein durch den Feind hindurch gewunden. Man erzählte, daß noch niemals ein Feldjäger in Feindes Hand gerathen sei.

Das Schreiben des Generals von Moltke, welches der Angekommene überbrachte, ertheilte dem General von Werder neue Anweisungen. Es enthielt die sehr erfreuliche Nachricht, daß der Fall von Metz nahe bevorstehe. Dann werde die Armee des

Prinzen Friedrich Karl unverzüglich nach der Loire aufbrechen. Das XIV. Armee-Korps, welchem nunmehr auch die beiden Reserve-Divisionen im Elsaß unterstellt wurden, sollte die linke Flanke jener Armee, sowie das Elsaß decken, Dijon stark besetzen, Belfort belagern.

Der Raum zwischen Dijon und Belfort ist zwanzig Meilen breit. Die Côte d'Or und Vogesen begünstigten in hohem Grade den französischen Guerillakrieg. Die großen Festungen Langres und Besançon, auch die kleine Auxonne mußten beobachtet, die Verbindungen gesichert werden. Der kommandirende General beschloß, den General von Beyer mit zwei badischen Brigaden gegen Dijon zu entsenden, die anderen beiden Brigaden zurück marschiren zu lassen, das Hauptquartier wieder in Gray, dann aber in Vesoul, etwa der Mitte des ganzen Raumes, zu nehmen und in letzterer Stadt die dringend erforderlichen Magazine anlegen zu lassen.

Zur Wahrnehmung der Kommandanturgeschäfte schickte er mich nach Gray voraus, wo ich in dem Hause des Maire mit der wohlthuenden Gastfreundschaft vornehm denkender Menschen aufgenommen wurde. Herr Jobard that seinerseits, was möglich war, damit die Forderungen, welche ich stellen mußte, in geordneter Weise erfüllt würden.

Es war mir angenehm, daß sich Gelegenheit fand, ihm gefällig zu sein. In dem Dorfe Vellexon und den Gebüschen der Umgegend, an der nächsten Straße von Vesoul nach Gray, kamen oft Feindseligkeiten gegen uns vor. Deshalb war der Gemeinde eine Kontribution auferlegt und als Geißel ein an-

gesehener Mann, Namens Petit, nach Gray in Haft gebracht worden. Nun wandte der Maire sich mit dem Anliegen an mich, den ihm befreundeten Herrn Petit, für welchen er bürgen wolle, in seinem Hause aufnehmen zu dürfen. Ich trug diese Bitte dem kommandirenden General, welcher inzwischen angekommen war, vor. Er genehmigte sie. Darauf lernte ich Herrn Petit kennen und das sollte mir später nützlich werden.

Am 31sten Oktober stand eine badische Brigade schon in Vesoul, von wo sie die an der Chaussee nach Belfort liegende Stadt Lüre ebenfalls besetzte. Die preußischen Truppen waren in und bei Gray. Hier ging das Gerücht, Garibaldi sei von Dôln und Auxonne her im Anmarsche. Es fanden aber nur die gewöhnlichen Scharmützel statt. Der General von Beyer zog in Dijon ein, nach einem heftigen Gefechte, an welchem sich in den Straßen der Stadt die Bürger betheiligt hatten.

So waren nun unsere vier Brigaden auf sechzehn Meilen vertheilt. Sie zählten, durch Verluste und Krankheiten geschwächt, nur etwa 23000 Streitbare und mußten mit den ermüdeten Truppen in unaufhörlicher Bewegung den allerwärts auftauchenden Feind verscheuchen.

Wir ritten am 2ten November nach Vesoul, den weiteren, aber sichereren Weg auf dem rechten Saône-Ufer. Es war der erste trockene Tag. Ein herber Nordostwind schüttelte die dürren Blätter von den Bäumen.

Nachdem wir uns vierzehn Tage in ärmeren Gefilden umhergetrieben, kamen wir jetzt in fruchtbares Land und sahen abermals einen Wohlstand, der uns in Erstaunen setzte. In den Dörfern

öffentliche Waschanstalten von gefälliger, ja reicher Architektur. In den Flecken oder kleinen Städten großartige Kirchen mit hohen Thürmen; und Fahrstraßen wie Fußsteige von der besten Art. Dazwischen herrliche Landsitze mit malerischen Schlössern.

Als wir drei Meilen zurückgelegt hatten, erkannten wir schon den Calvarienberg. Beinah noch fünf Meilen im schnellen Ritt und wir waren in Vesoul.

Der reiche Bankier schien unserer Wiederkehr nicht froh zu sein. Aber der Diener Charles, der mit uns zufrieden gewesen war, freute sich.

XI.

Belfort.

Der 3te November wurde ein Festtag für uns, denn die sehnlich erwartete Post traf in Vesoul ein. Wir waren abgeschnitten, ohne Kunde von der Welt gewesen. Wie der aus der Wüste Kommende nach dem Wasser, so verlangte jetzt Jeder nach seinen Briefen, seinen Zeitungen. Man las bis in die Nacht hinein.

Und welche Nachrichten erhielten wir! Metz hatte kapitulirt, der wichtigste Waffenplatz war in unserem Besitz. Jetzt konnten wir sagen, daß wir das Land, welches beim Frieden unser werden mußte, beherrschten. Die Rhein-Armee, noch über 170000 Mann, kriegsgefangen und damit fast sämmtliche alte Truppen Frankreichs in unserer Gewalt.

In Deutschland gab man sich der Hoffnung auf baldigen Frieden hin. Man glaubte, daß der letzte Widerstand schnell gebrochen sein werde, sobald die Armee, welche Metz bezwungen, im Felde mit eingreife.

In Frankreich rief Bazaine's Kapitulation große Aufregung hervor. Gambetta proklamirte sie als ein Verbrechen. Aber

die Thatsache, daß der eingeschlossenen Rhein-Armee nur die Wahl blieb, in die Kriegsgefangenschaft zu wandern oder zu verhungern, konnte nicht verheimlicht werden. Die Zuversicht ließ nach, eine Trennung der Parteien begann. Um so gewaltsamer griffen Gambetta und seine Anhänger ein.

Indem man die Zeitungen, welche gewöhnlich unbeachtet zur Seite gelegt wurden, jetzt eifrig durchflog, fiel der Unterschied der deutschen und französischen Blätter um so mehr auf. Die von Gambetta beeinflußte Presse brachte Uebertreibungen und Lügen, welche, so offen sie auch vor Augen lagen, doch den beabsichtigten Eindruck auf die leichtgläubigen Franzosen nicht verfehlten.

In den deutschen Zeitungen berührte uns die Theilnahme, welche dieselben dem XIV. Armee-Korps zuwandten. Sie wußten nicht, wo wir geblieben waren, und begehrten unruhig zu erfahren, was aus uns geworden sei.

Der Prinz Friedrich Karl hatte die schwere Aufgabe, mit einer der Zahl nach kaum genügenden Streitmacht in weiter Umfassung den starken und von der großen Festung unterstützten Gegner an den Ort zu bannen, zu dem ruhmvollsten Ende geführt; die Einschließungs-Armee unter schweren Mühen, Entbehrungen und Krankheiten, unter zahlreichen blutigen Kämpfen zehn Wochen lang auf den Leichenfeldern vor Metz ausgeharrt. Jetzt war sie wieder, wie anfänglich, in die Erste und Zweite Armee getheilt. Die Erste unter dem General von Manteuffel war nach dem Nordwesten Frankreichs bestimmt, die Zweite eilte der Loire zu.

Der Zug des XIV. Armee-Korps hatte einigermaßen freie

Bahn gemacht. In unserem Rücken und unmittelbar vor uns befanden sich organisirte Truppentheile des Feindes nicht mehr. Zahlreich waren sie am Doubs und in der Côte d'Or. Rekognoszirungs-Abtheilungen dorthin sollten Näheres ermitteln. Bewaffnete, einzeln und in Haufen, steckten noch hier und da in den Büschen und mancher französische Strolch trieb sich umher, um mit der Flinte ein Geschäft zu machen; jedoch waren unsere Verbindungen einigermaßen gesichert.

Die 4te Reserve-Division unter dem General-Major von Schmeling hatte Schlettstadt genommen und belagerte Neu-Breisach. Die 1ste Reserve-Division, durch einige Theile der 4ten verstärkt, war vor Belfort eingetroffen und hatte diesen festen Platz umstellt.

Der General von Werder wollte über die Lage vor Belfort näheren Aufschluß haben und beauftragte mich am 7ten Morgens, dahin zu reiten. Der Oberstlieutenant von Leszczynski sagte: „Sie finden den General von Tresckow in Les Errües, nördlich von Belfort. Das wird ein Chateau sein."

Dann begleitete ich den General zu dem Feldgottesdienste in die Kirche. Unter den andächtigen Soldaten befanden sich Katholiken wie Protestanten. Ich dachte an den Geistlichen, mit welchem ich hier früher ein Gespräch hatte. Er hielt sich fern wie alle Vesouler, mit denen wir übrigens bei zufälligem Begegnen ganz friedlich verkehrten.

Am Nachmittage ritt ich nach Lüre. Der Kommandant wohnte bei dem Maire, Namens Martelet, in dessen Hause ich ebenfalls Quartier erhielt. Abends bei Tische lernte ich die Familie kennen, Vater, Mutter und vier Söhne. Der jüngste Knabe studirte eifrig deutsch. Ich hatte meine Freude an Alt und Jung, an dem

ganzen Hauswesen. Wie bei dem Maire in Gray trat auch hier in allen Dingen ein feines Gefühl hervor und mit der tüchtigen geistigen Durchbildung verbanden sich die angenehmsten Formen.

Am anderen Morgen gab mir der Kommandant eine stärkere Kavallerie-Begleitung mit. Ein lustiger Lieutenant führte sie. Die Luft war hell und kalt. Das Land wurde schroffer, ärmer.

Wir befanden uns vor den mächtigen Stöcken der oberen Vogesen, deren Spitzen mit dem ersten Schnee bedeckt waren. Der Ballon d'Alsace glänzte in der Mittagssonne. An den Felsen und Klüften seines südlichen Abhanges führt die Chaussee nach dem Städtchen Giromagny im Thale der Savoureuse, des kleinen Flusses, an welchem anderthalb Meilen abwärts Belfort liegt. Hier rasteten wir. Der Ort war unbelebt, nur ein paar Weiber und Greise zeigten sich. Die im Gasthofe brachten das Wenige was sie boten, obgleich wir es gut bezahlten, mit unfreundlichen Mienen, als gäben sie dem Zwange nach. Weiter verfolgten wir die kunstreiche Bergstraße, die an mehreren Stellen gesprengt und nothdürftig hergestellt war. Als es Abend wurde, kamen wir in ein anderes Thal. An den Wiesen lag das erste Eis. Wir froren und freuten uns auf das Reiseziel Les Errües, welches wir in der Dunkelheit erreichten. Unser Generalstabs-Chef hatte ein Chateau vermuthet; es war ein armseliger Ausspann für Fuhrleute, einsam an dem Kreuzungspunkte der Straßen gelegen. Mein lustiger Dragoner-Lieutenant kehrte mit seiner Mannschaft sofort nach dem letzten Dorfe, welches wir durchritten hatten, um.

In dem elenden Gebäude wohnte der General von Tresckow mit seinem ganzen Stabe. Er war nicht zu Hause. Seine Offiziere wunderten sich meiner Ankunft. Sie bewirtheten mich

bei dem kargen Abendbrode, welches auf dem Tische zwischen Papieren und Gebrauchsgegenständen aller Art bereit stand. Das Strohlager an der Wand ergänzte die Einrichtung. Der Raum diente als Arbeits-, Speise- und Schlafzimmer.

In später Stunde kam der General, sehr vergnügt; denn seine Absicht, an diesem Tage Stadt und Schloß Montbéliard besetzen zu lassen, war erreicht. Von dort kam er. Ich freute mich, ihn wiederzusehen; bei der Belagerung von Straßburg hatten seine Unermüdlichkeit und stets heitere, freundliche Stimmung mich angezogen.

Er hieß mich herzlich willkommen und führte mich die schmale Stiege hinauf in seine Wohnung, eine enge Stube mit roth glühendem eisernen Ofen. Der war ihm angenehm, er setzte sich nahe daran und sprach nun lebhaft über die Lage vor Belfort.

Was er mit seinen Truppen für die Absperrung des festen Platzes, von welchem die Feindseligkeiten in diesen Landestheilen hauptsächlich ausgegangen waren, thun konnte, war geschehen und er verlangte dringend nach Belagerungs-Geschützen, um die Festung selbst anzugreifen. Er ließ mir Akten und Pläne überweisen und forderte meine Ansicht über das einzuschlagende Verfahren.

Als wir uns zur Ruhe begeben wollten, fragte ich, ob er kein besseres Unterkommen habe finden können. „Es ist klein," antwortete er, „liegt aber an der Straße." Er hatte eben gar keine Bedürfnisse. Nun erlaubte ich mir die Bemerkung, daß in diesem Hause für seinen Stab kaum Platz sei und daß ich mir ein besseres Quartier suchen müsse, um in den Akten und Plänen studiren zu können.

Am Morgen ritt ich nach dem nahen Dorfe Bethonvillier. Es hatte gar keine Einquartierung und mehrere ansehnliche Häuser. Bei dem schönsten sah ich auf dem Hofe hübsche Fohlen und in der Hausthür die Gebieterin, eine dicke Frau von etwa fünfzig Jahren, die meinen Gruß mit einem deutschen „Guten Tag" erwiderte. Bei ihr quartierte ich mich ein. Auf meinen großen Arbeitstisch in der geräumigen Wohnstube schien die Sonne. Aus dem geöffneten Fenster sah ich die Schweizer Alpen. Kanonenschüsse aus der Festung waren das Einzige, was von außen her an den Krieg erinnerte. Die Dorfbewohner waren friedlich gesinnt; daß der General jetzt Truppen hierher legte, hätte meinetwegen unterbleiben können.

Die Einschließungs-Truppen hatten bei ihrem Vormarsche den Feind in mehreren kleinen Gefechten auf die Festung zurück gedrängt und sich rings um diese, etwa eine halbe Meile von ihr entfernt, vertheidigungsmäßig eingerichtet. In einem größeren Umkreise bewachten sie das Land und durch weitere Entsendungen ließ der General von Tresckow feststellen, daß der Feind östlich von Besançon keine Truppen sammele, mithin einen Versuch, Belfort zu entsetzen, augenblicklich nicht beabsichtige.

Ueber die Stärke der Festungs-Besatzung fehlte es an Nachrichten; sie mußte überwiegend aus Mobil-Garden bestehen, hinsichtlich welcher die Angaben sich widersprachen. Man schätzte sie, wie sich später ergeben hat, viel zu gering, auf 10 000 Mann.

Die Einwohner der Stadt Belfort waren zum großen Theile weggereist. Jetzt mochte die bürgerliche Bevölkerung noch 4 000 bis 5 000 Köpfe zählen. Der Kommandant hatte die Umgegend mit großer Rücksichtslosigkeit ausfouragiren lassen, so daß es ihm

an Lebensmitteln nicht fehlte. Um so schwieriger wurde es, in dem armen Gebirgslande für die Einschließungs-Truppen die Verpflegung zu beschaffen.

Die Rekognoszirungsritte auf allen Seiten der Festung, bei denen mehrere Male Hagel- und Schnee-Schauer an das rauhe Klima und den nahenden Winter erinnerten, waren bei heller Luft auch landschaftlich voll Reiz. Ueber die Thäler mit ihren sehr kultivirten Wiesenflächen, die Wälder und Berge ragen in größerer Ferne die Massen der Vogesen und des Jura hervor.

In dieser „Trouée" erhebt sich auf einem für sich liegenden felsigen Höhenzuge die obere Festung, ihre Nord-Front durch unzugängliches Terrain, ihre Ost-Front durch die unangreifbaren Forts La Miotte und La Justice geschützt. Im Süden bildet das Schloß den wichtigsten und stärksten Theil der ganzen Befestigung. Südwärts 1000 Schritte vor ihm befinden sich die felsigen Höhen der Perches, welche erst nach der Kriegserklärung verschanzt wurden. Unter dem Schlosse nach Westen hin ist an der Savoureuse die Stadt erbaut. Sie ist mit Festungswerken umgeben, und außerhalb weiter vorgeschoben waren Vertheidigungsanlagen, zum Theil noch im Entstehen.

Ich war der Meinung, daß der Angriff sich gegen die West-Front, welche ich sowohl in fortifikatorischer Beziehung, wie hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit für die schwächste hielt, richten müsse. Vor der noch in Betracht kommenden Süd-Front hatten die letzten entscheidenden Arbeiten und Kämpfe die größten Schwierigkeiten zu überwinden.

Der Felsboden, zu Tage liegend oder mit wenig Erde bedeckt, mußte das Sappiren auf das Aeußerste erschweren.

Jedenfalls war der förmliche Angriff — das einzige Mittel, den gut kasemattirten, auf die Vertheidigung lange vorbereiteten Platz zu bezwingen —, wenn die Besatzung sich tüchtig erwies, in der bevorstehenden Jahreszeit ein hartes Unternehmen.

Die Truppen des Generals von Tresckow waren solcher Aufgabe gewachsen. Ich kannte diese Landwehren von Straßburg her. Schon damals waren sie, Dank der Gewöhnung einer hinreichend langen Dienstzeit, sehr brauchbar; jetzt hatten die Disziplin ihres Befehlshabers und die Tüchtigkeit der Berufs-Offiziere aus den Männern des Beurlaubtenstandes vortreffliche Soldaten gemacht. Einer ihrer Kommandeure, der, ein hoch betagter Herr, bei Ausbruch des Krieges wieder in Aktivität getreten war, konnte so recht als ein Bild preußischen Soldatenthums gelten. Ich lernte ihn an der Grenze eines aus der Festung zerschossenen Dorfes bei seinen Vorposten kennen. Der Schimmel, den er ritt, unterschied sich kaum von dem Schnee, worin er stand; und ebenso weiß war das Haupt des ritterlichen Alten, der mit jugendlichem Eifer seinen Dienst that.

Am 10ten November war Neu-Breisach gefallen. Schon am 12ten bekam der General von Tresckow aus Versailles die Anweisung, daß ihm die Belagerungs-Artillerie und Ingenieure, welche vor jener Festung thätig gewesen waren, mit ihrem Material überwiesen würden und daß er nach deren Eintreffen den förmlichen Angriff beginnen solle. Der General-Major von Mertens war wieder als Chef-Ingenieur berufen; Kommandeur der Belagerungs-Artillerie der Oberst-Lieutenant von Scheliha, welcher dieses Kommando vor Schlettstadt und Neu-Breisach gehabt hatte.

Die Truppen der 4ten Reserve-Division wurden von Neu-

Breisach auf Vesoul in Marsch gesetzt, um sich mit dem XIV. Armee-Korps zu vereinigen. Dieses hatte am 10ten größere Bewegungen begonnen, weil der Gegner sich in zunehmender Stärke von Besançon westlich zog. Der General von Werder hatte einen Vorstoß auf Dôle und Auxonne gemacht und, da in Erfahrung gebracht worden, daß Garibaldi ebenfalls westlich abmarschirt war, das Hauptquartier weiter vorwärts nach Dijon verlegt.

Der General von Tresckow ließ jetzt Alles für die Heranziehung des Belagerungsparks vorbereiten. Nicht minder überlegte er, wie man Entsatzversuchen, die während der langen Belagerung, aus westlicher und südlicher Richtung, zu erwarten waren, am Besten entgegentrete.

Dafür bildeten die Lisaine nach Westen, die Allaine nach Süden die vertheidigungsfähigsten Abschnitte. An dem Zusammenflusse dieser Gewässer liegt Montbéliard.

Der Lisaine-Abschnitt ist der wichtigere, weil die nächsten Straßen von Besançon nach Belfort ihn durchschneiden, die nördlichere bei dem Städtchen Héricourt, die südlichere bei Montbéliard. Außerdem führt nördlicher als diese beiden noch eine Chaussee, die von Lüre nach Belfort, bei dem Dorfe Frahier quer durch das dritthalb Meilen lange Thal der Lisaine.

Letzteres ist hier an seinen Anfängen kein erhebliches Annäherungshinderniß. Weiter hinab bieten die Höhen schwer angreifbare Stellungen.

Nach dem südlichsten Punkte Montbéliard fuhr der General von Tresckow mit mir. Es war in jeder Beziehung ein freundlicher Tag, dieser 14te November. Wir fuhren im Thale der Savoureuse hinab. Die Gegend wird flacher, der Boden er-

giebiger, wenn man sich dem breiteren Thale der Allaine nähert. Am rechten Ufer dieses Flusses unter den nördlichen Höhen liegt das ehemalige Mömpelgard, ein hübscher Ort. Die Häuser treten nahe an das große, festungähnliche Schloß heran, welches auf einem Felsen so sturmfrei liegt, daß es, mit Proviant genügend versehen, unbezwingbar erscheint. Von seinem Plateau sahen wir die weißen Alpen der Schweiz in sehr deutlichen Umrissen.

Die Bürger Montbéliard's ließen nicht erkennen, daß sie Jahrhunderte lang deutsche Herren gehabt hatten; sie verbargen uns ihre feindlichen Gefühle nicht. In dieser Hinsicht waren in der Trouée de Belfort bemerkbare Unterschiede. Die Bauern äußerten sich wenig franzosenfreundlich. Zum Theil mochte das daher kommen, daß sie seit Ausbruch des Krieges von den französischen Truppenzügen viel gelitten hatten. Auch schienen die Mobilgarden, die jetzt in Belfort eingeschlossen waren, schlecht Ordnung gehalten zu haben; wenigstens hörte ich viele Klagen über sie. Ueberhaupt aber zeigten diese Landleute eine größere Selbständigkeit, als ich bis dahin in Frankreich wahrgenommen hatte.

Und wieder andere politische Eindrücke bekamen wir von Bürgern Mülhausens, welche nach Les Errües gereist waren, um von dem General von Tresckow einige ihrer Fabrikstadt nützliche Anordnungen zu erbitten. Diese Herren neigten des Handels wegen zu Frankreich. Wenn sie aber nicht französisch bleiben könnten, so wollten sie wieder freie Reichsstädter oder wieder mit der Schweiz verbunden werden. Daß wir sagten, sie würden zweifellos einfach deutsch, machte ihnen demnach keine Freude.

Meine Wirthin in Bethonvillier sorgte auf das Beste für mich und meine Leute. Ihre Aufmerksamkeit galt jedoch eigentlich den Fohlen, für welche sie in der Furcht, man könne ihre Lieblinge wegnehmen, meinen Schutz gewinnen wollte. In der Nacht, als der General und ich von Montbéliard gekommen waren, erschien sie mit Licht im Nachtgewande an meinem Bette. „Ach, wir werden überfallen!“ Ich rief aus dem Fenster meine Leute; sie sattelten schon. Der Mond schien hell. Es war eine von der Telegraphen-Abtheilung aus Vorsicht, aber unnöthig veranlaßte Allarmirung. Bald schlief ich wieder. Um 6 Uhr früh war abermals Lärm und diesmal kein blinder.

Die Besatzung hatte mit mehreren Bataillonen, auch einigen bespannten Geschützen, einen Ausfall nach der Seite von Les Errües gemacht und in kräftigem Anlauf unsere Vorposten vertrieben. Als ich hinkam, war das Gefecht bereits zum Stehen gebracht, der General von Tresckow schon da. Eine unserer Feld-Batterien warf die anstürmenden Franzosen zurück, erlitt aber, hauptsächlich durch die gut eingeschossenen schweren Kanonen der Forts Miotte und Justice recht große Verluste. Außerdem verloren wir wenig. Morgens 8 Uhr wich der Feind. Er ließ ungefähr 50 Offiziere und Soldaten todt und verwundet und eine größere Zahl gesunder Gefangener in unseren Händen. Von den Mobilgarden der Haute Saône waren einige angesehene Männer aus diesem Departement geblieben.

Der Oberst-Lieutenant von Scheliha kam an, der General von Mertens wurde noch nicht erwartet. Nachdem ich mit Ersterem die artilleristischen Angelegenheiten besprochen und ihm meine Ansicht über den förmlichen Angriff auf Belfort mitgetheilt

hatte, war mein Auftrag hier erledigt. Ich meldete mich bei dem General von Tresckow ab, um nach Dijon zu reiten. Diesen verehrungswürdigen Befehlshaber verließ ich ungern. Von ganzem Herzen wünschte ich ihm Glück und rühmlichen Erfolg.

Bei dem schönsten Wetter begann ich am 17ten den Ritt, bei welchem ich von Relais zu Relais zwei Kavalleristen mitnahm. Die Sonne beschien den ganzen Tag die schneebedeckten Vogesen. An Kolonnen der 4ten Reserve-Division, ostpreußischen Landwehren, kam ich vorbei. In Lüre suchte ich gleich mein voriges Quartier bei dem Maire auf. Madame Martelet stand mit noch einer Dame in der Hausthür. Als sie mich sahen, erschrack Letztere und warf sich weinend an die Brust der Ersteren, die mir einen wehmüthigen Gruß zurief. Herr Martelet kam und führte mich in das Haus. „Die unglückliche Frau," erklärte er, „hat ehegestern vor Belfort ihr einziges Kind verloren." Mehrere junge Männer aus Lüre waren bei dem Ausfallgefechte getödtet oder verwundet. Meine edelmüthigen Wirthe ließen mich den Gram, welchen unsere Waffen jetzt auch ihrer Stadt gebracht hatten, nicht entgelten. Sie sagten: „Möchte die schwere Prüfung, die über ganz Frankreich gekommen ist, uns für die Zukunft heilsam sein." Die moralisch gesund gebliebenen, fein fühlenden und gebildeten Franzosen im Lande waren keineswegs blind gegen die Ursachen des Verfalls; aber die Möglichkeit, helfend einzugreifen, fehlte ihnen, da Alles von Paris und jetzt von Tours aus regiert und beeinflußt wurde.

Am folgenden Nachmittage hielt ich auf dem Hofe des Bankiers in Vesoul. Der Diener Charles hieß mich willkommen. „Ihre Zimmer sind in Ordnung, ich habe Sie schon lange er-

wartet," sagte er. So kann man auch in Feindes Land gute Freunde haben.

Nun kam noch die größere und gefährlichere Hälfte des Weges. Nach Gray auf dem rechten Saône-Ufer war erheblich weiter, als die nächste Straße auf dem linken. Diese einschlagend traf ich in dem Flecken Fresnes St. Mamés badische Infanterie, welche hier die Verbindung so gut wie möglich sicherte. Die Offiziere warnten mich jedoch vor dem Terrain an der Saône bei Vellexon, welches schwer zu bewachen und nach wie vor besonders unsicher war. Bis vor dieses Dorf gelangte ich wohlbehalten. Da kam mir ein Mann entgegen, der vor sich nieder blickte, als wolle er keine Deutschen sehen. Indeß neben mir sah er auf und da rief er: „Ah, mon colonel!" Es war der Herr Petit, den ich in Gray aus dem Haftlokale befreit hatte. Er kehrte um und ging neben meinem Pferde. „Woher kommen Sie?"

„Von Belfort."

„Ich habe einen Schwager dort, Kapitän der Mobilen."

Ich erschrak und das entging ihm nicht. Besorgt fragte er: „Wissen Sie etwas von ihm?"

„Hat er eine Familie zurückgelassen?" entgegnete ich ernst.

„Ja, eine zahlreiche."

„Wo lebt sie?"

„In Villersexel" — und gespannt richtete er seine Augen auf mich.

„Mein armer Herr!" sprach ich nun traurig. „Sie haben den Schwager nicht mehr, am 15ten ist er gefallen." —

Schweigend setzten wir den Weg fort, bis er mich trotz seiner Trauer einlud, bei ihm zu rasten. Da ich dieses dankend

ablehnte, begleitete er mich, von anderen Dingen, von dem reichen Boden, von dem im Sommer so schönen Lande sprechend, durch das Dorf und noch eine lange Strecke weiter. Er sprach es nicht aus, aber ich merkte wohl, daß er mir ein Schutz gegen Feindseligkeiten sein wollte, welche überhaupt zu verhindern er wahrscheinlich außer Stande war, weil ihre Urheber nicht in Vellexon wohnten.

In Gray ritt ich wieder zu dem Maire, der mich in sein Haus aufnahm, als verstehe sich das ganz von selbst. Er hatte immer Einquartierung gehabt; dennoch zeigten er und Madame Jobard mir die aufmerksamste Gastlichkeit. Diese Wochen hatten ihn gealtert, auf seinem Gesichte lag tiefer Kummer, die Noth seiner Landsleute that ihm weh, aber er klagte nicht. Seine Stadt hatte er in Ordnung gehalten, für die Umgegend konnte er nicht einstehen und als ich am anderen Morgen Abschied nahm, fürchtete das Ehepaar, wie es schien, mehr für den Gast als dieser.

Ohne Unfall ging die Reise zu Ende. Gegen Abend erblickte ich die Côte d'Or, dunkel mit goldenen Stellen. Das waren die Felsen, auf deren rothem Gestein der Sonnenglanz lag. Zu ihren Füßen im Thale erstreckte sich zwischen Alleen und Gärten die thurmreiche Stadt.

Meine vortrefflichen Pferde hatten in den letzten vier Tagen Reiter und Gepäck dreiundzwanzig Meilen, zum Theil auf Gebirgswegen, getragen. Jetzt schritten sie munter durch die Straßen Dijons.

XII.

An der Côte d'Or.

Die Kriegsgefährten des Stabes freuten und wunderten sich meiner glücklichen Ankunft. Der General von Werder fragte bei dem Berichte, welchen ich ihm erstattete, nach der Stärke der Lisaine-Linie. Er sah voraus, daß die Franzosen im Laufe der Belagerung, welche er zu decken hatte, trachten würden, Belfort zu entsetzen.

Augenblicklich waren sie dazu nicht im Stande. Man wußte, daß die Vogesen-Armee, mit der wir es im Oktober vornehmlich zu thun hatten, aus unserem Bereiche weg in der Richtung von Bourges gezogen war. Das Korps Garibaldi's und eine französische Division unter dem General Crémer waren die Feinde vor der Front des XIV. Armee-Korps, Festungsbesatzungen und Franktireurschaaren bedrohten seine Verbindungen.

Garibaldi hatte sein Haupt-Quartier in die Stadt Autun, zehn Meilen südwestlich von Dijon, verlegt. Sein Korps war aus Italienern, Franzosen, Spaniern, Afrikanern auf das Abenteuerlichste zusammengesetzt. Es wurde auf 15 000 Mann und mehr geschätzt. Ebenso stark mochte die Division Crémer sein. Sie befand sich südlich von Dijon zwischen der Saône und dem

steinigen Bergrücken der Côte d'Or, welcher mit seinen Hängen die Westausgänge der burgundischen Hauptstadt berührt.

Die Schwierigkeit, Letztere zu behaupten, ohne die Verbindungen zu gefährden, entsprang aus der Unübersichtlichkeit des Landes. In kleinen Abtheilungen wurde ein Guerillakrieg geführt.

Die Unsicherheit des Zustandes drückte sich auch in dem Benehmen der vierzigtausend Dijonesen aus, die zwar alle uns haßten, von welchen aber die Einen uns zu behalten, die Anderen Garibaldi herbei wünschten. Die Parteien waren nicht mehr einmüthig, nur der Zwang der Lage hielt sie noch gegen uns zusammen. Die Monarchisten schieden in ihrem Herzen von den Republikanern. Die Besitzenden fürchteten die Anarchie. Ich war bei einem vornehmen alten Herrn einquartiert. Als der General von Beyer Dijon angriff, war eine Granate in seinem Dache zersprungen, hatten vor seinem Hause Mobilgarden und Bürger mit den Badensern gekämpft; doch mehr noch hatte ihn in jenen Tagen die Wildheit des Volkes erschreckt, und als Schutz dagegen waren wir ihm willkommen. Das sagte er nicht, als er — etwas scheu — meinen Besuch annahm und erwiderte. Aengstlich wollte er jedes bedeutsame Wort vermeiden; aber er redete einige Male von der Schreckenszeit, welche vor achtzig Jahren seine Eltern erlebten.

Man hatte Muße, sich in der Stadt umzusehen und da lenkten die Umstände die Aufmerksamkeit zunächst auf die Einwohner. Die Gelegenheit eines Gesprächs mit ihnen fand sich immer. Das Wetter war schön, noch sommerlich. Viele trieben sich auf den großen Plätzen und breiten Straßen umher und sprachen selbst gern. Oft auch wurde unsere Kenntniß der fran-

zösischen Sprache in Anspruch genommen. Ohne Furcht, ja ohne Bescheidenheit redeten sie uns an; sie schienen sich als Burgunder, als Dijonesen für etwas Besonderes zu halten, eine noch höhere Meinung von sich zu haben, als die Franzosen überhaupt. Ein Herr von guten Manieren, dem ich in seinem Gespräche mit badischen Soldaten als Dolmetscher gedient hatte, sagte mir ganz unbefangen: „Ihre Soldaten sollten französisch sprechen können." — Dabei waren sie in hohem Grade unselbständig, in Angelegenheiten ihrer Gemeinde wußten sie sich nicht selbst zu helfen, die Antwort „Allez au maire“ war der gewöhnliche Rath.

Da gehörte der Einfluß den energisch Zugreifenden und das waren Republikaner der neuen Observanz, Gambettisten. Während der letzten Regierung hatten die vornehmen Familien im Lande sich dem politischen Leben entfremdet, die von Paris aus geleiteten Präfekten das Volk in Ordnung gehalten. Jetzt war ein Chaos von Furcht der Einen, Beutelust der Anderen. Jene neigten aus Haß gegen das gestürzte Kaiserthum, aus Abneigung gegen die Republik zum großen Theile faute de mieux den Orléans zu.

Wie unter der Oberfläche die Parteien sich bekämpften, davon erlebte ich ein erzählenswerthes Beispiel. Die französische Flotte hatte Capitäne deutscher Handelsschiffe gefangen genommen. Als Repressalien sollten aus den von unseren Armeen besetzten Departements Männer, welche durch Einfluß und Besitz hervorragten, nach Deutschland geschickt werden. Eines Tages ließ sich ein französischer Herr bei mir melden, der mir ganz unbekannt war. Da er mich allein sah, bat er, den General von Werder aufmerksam zu machen, daß die Geißeln, welche Dijon stellen

solle, nicht richtig ausgewählt würden. Obgleich ich ihm sagte, daß ich hiermit nichts zu thun habe, setzte er mir doch auseinander, daß man die Herren, welchen dieses Geschäft übertragen war, politisch hintergehen wolle. Man habe nur Anhänger der Monarchie vorgeschlagen, um durch ihre Entfernung die antirepublikanische Partei zu schwächen. Viel einflußreichere und wohlhabendere Männer sollten frei bleiben und das wären Gambettisten. Der kommandirende General, dem ich die Unterredung sogleich meldete, schien diese Taktik bereits durchschaut zu haben.

Wüsten Jungen und wild aussehenden, heftig gestikulirenden Alten begegnete man genug. Ihre Brüder und Söhne mochten zu unseren bewaffneten Feinden zählen und Mancher schlich wohl auf heimlichem Pfade hin und her.

Die nächste Nachbarschaft der Stadt war nicht ganz sicher. Doch konnte man, vorsichtig umschauend und zur Warnung die Revolvertasche umgehängt, wagen, eine Strecke weit in die Côte d'Or allein zu gehen. Da sah man die Stellen, wo der köstliche Wein wächst. Armselig erscheinen sie. Mauern, aus Steinen lose zusammen gelegt, durchziehen die baumlosen Hänge, welche jetzt menschenleer waren. Die Steine hat man aufgelesen, bevor man in das zu braungelber Erde gewordene Gerölle die Rebe pflanzte. An rauhen Wegen liegen die kleinen schmucklosen Häuser der Winzer. Ein häßlicher Boden ist es, welcher die schöne Frucht erzeugt. Weiterhin treten schroffe Gipfel hervor, liegen Dörfer auf dem kahlen Plateau und man sieht sie gern als Abwechselung der felsigen Einöde, die gar geheimnißvoll wird, wenn gegen Abend die Sonnenstrahlen auf dem rothen Gestein mit den aus den Klüften steigenden Nebeln spielen.

Etwa seit dem 24sten November kündeten mehrere Umstände größere Begebenheiten an. Unsere Truppen waren anderthalb Meilen südlich und nördlich und noch näher westlich von Dijon auf stärkere Haufen des Feindes gestoßen. Und offenbar erwarteten die Einwohner Wichtiges für ihre Stadt; je nach ihrer Gesinnung zeigten sie sich furchtsamer oder feindseliger. Nachrichten wurden gefunden, die, heimlich an den Straßenecken angeschlagen, verkündeten, daß die Franzosen Sieg auf Sieg errungen hätten und daß man sich auf große Dinge in nächster Nähe gefaßt machen solle. Vor dem westlichen Thore standen die Leute und gafften nach dem Gebirge, ob Garibaldi käme.

Und wirklich, er kam. Nur nicht ganz so weit.

Am 26sten drang er Abends in der Dunkelheit bis an die ersten Dörfer auf dem Plateau, eine halbe Meile von der Stadt, vor. Die Meldungen der Badenser, welche dort standen, erreichten also den General von Werder schnell. Er wohnte so nahe wie möglich, da er den Gasthof an dem westlichen Thore Dijons zu seinem Quartiere gewählt hatte. Der ganze Stab blieb mit bereiten Pferden die Nacht hindurch in diesem Hause versammelt.

Eine Garibaldische Abtheilung hatte sich von kleinen Erfolgen zu weiterem Vorstürmen in der schwarzen Nacht hinreißen lassen. Badische Infanterie stellte sich an der Straße zu ihrem Empfange in größter Stille auf und warf die heran polternden Haufen durch Schnellfeuer zurück. Aber dieselben oder andere kamen wieder. Man hörte die Rufe: „En avant, Epaulettes!“ womit die Franzosen gemeint waren. „En avant, Italiens! Courage!“ bis neue Salven auch diese vertrieben.

Der General von Werder hatte, was an Reserven zur Hand

war, herangezogen. Der Prinz Wilhelm von Baden wachte mit uns marschfertig. Die preußischen Truppen, welche seit Kurzem an Stelle des schwer erkrankten bisherigen Kommandeurs der General von der Goltz führte, wurden zur Ablösung der angegriffenen Badenser nach dem Plateau geschickt. Die Nacht verlief übrigens ruhig.

Bei Tagesgrauen ritten wir hinaus. Seit lange zum ersten Male regnete es und regnete den ganzen Tag. An dem Orte der letzten Angriffe lagen viele todte Feinde, Rothhemden, einige mit ungewöhnlich schönen Köpfen. Daneben und weiterhin Gewehre vortrefflicher Konstruktion, Garibaldische Offiziersmützen, Shawls, Gepäck aller Art. Garibaldi's Truppen waren verschwunden. Den Alten selbst hatten die Gefangenen ihrer Aussage nach gestern Nachmittag gesehen, was zu der Wahrnehmung der Unsrigen paßte, welche zu derselben Zeit einen größeren ungeordneten Reitertrupp auf der nächsten Höhe beobachtet hatten.

Die Preußen verfolgten. Wir holten sie auf der ebeneren, mit kleinen Wäldern und etwas Acker bedeckten Hochfläche bald ein. Bei dem Dorfe Prénois anderthalb Meilen von der Stadt stießen wir auf einen Theil des Feindes, der sich eine Weile recht tapfer hielt und darauf in dem folgenden Dorfe Pasques und den Wäldern daneben noch einmal Widerstand leistete. Auch badische Artillerie und Infanterie trat in Thätigkeit. Der Gegner entfloh nun eilig.

Bei einem dieser kleinen Gefechte hatte man gesehen, daß auf feindlicher Seite die Pferde vor einem geschlossenen Wagen stürzten und Letzterer darauf von Bewaffneten weggezogen wurde. Man vermuthete, daß der alte Garibaldi darin gesessen habe.

Am Abend bei Tische in Dijon wurde die Frage aufgeworfen, was wir mit Garibaldi machten, wenn wir ihn fingen. Nun galt hier zwar die Nürnberger Regel, indeß stritt die Ansicht, daß er kein rechtmäßiger Kriegsfeind sei, mit der anderen, daß er im Dienste der französischen Regierung stehe und ebenso wie seine Untergebenen, die in unsere Gewalt kamen, als kriegsgefangen behandelt werden müßte.

Die Erbitterung gegen ihn und seine Schaaren, welche zu den französischen Franktireuren hinzutraten und uns manchen Kameraden raubten, war begreiflich. Gewiß waren nicht alle Garibaldianer beutelustig Volk. Unter den Leichen, welche wir sahen, befanden sich Gesichter von edelem, wenn auch fantastischem Gepräge. Aber Viele hausten wohl arg. Ein französischer Herr, der Nachrichten aus Autun hatte, gebrauchte sogar die Worte: fremde Turkos. Durch solche Gewaltthätigkeit litten indeß die Franzosen, nicht wir.

Der Mißerfolg Garibaldi's machte sich bei den Dijonesen bemerklich. Die welche seinen Sieg gewünscht hatten, traten bescheidener auf.

Um die Feinde aus einem größeren Raume zu verdrängen, ließ der General von Werder nach verschiedenen Richtungen Kolonnen weiter vorstoßen. Dieselben gelangten durch das Gebirge in das obere Seine-Thal und bis vor Autun und südwärts an dem Osthange bis in das Städtchen Nuits. Dabei fanden mehrere Gefechte mit den Streitkräften Garibaldi's und des Generals Crémer und verschiedenen Franktireurbanden statt, die zum Theil hartnäckig und verlustreich waren, uns aber einigermaßen Ruhe verschafften. Damit während dieser Zeit Dijon nicht zu sehr von

Truppen entblößt sei, waren Theile der 4ten Reserve-Division herangezogen worden, die nach Rückkehr der entsandten Kolonnen die lange Etappenlinie, gegen welche abermals von Besançon aus die Unternehmungen des Feindes sich richteten, wieder stärker besetzen mußten.

Der kommandirende General war zu Pferde oder zu Fuß bald hier, bald dort. Wo die taktischen Verhältnisse in der Umgegend seine Aufmerksamkeit verdienten, fand er sich gewiß ein. Aber während die Tag und Nacht eingehenden Meldungen seinen Generalstab beschäftigten, wußte er die Zeit auch für friedliche Wege zu finden; denn er interessirte sich für Alles und erfrischte bei dieser ermüdenden, der großen Schläge entbehrenden Kriegführung seinen Geist, indem er die weitläufige alte Stadt und ihre Parks durchstreifte und alle Sehenswürdigkeiten nach und nach betrachtete.

Von dem was die römischen Erbauer hier geschaffen, ist wenig übrig geblieben, aber viele Denkmäler aus der wechselvollen Geschichte Burgunds sind vorhanden. Die Kaserne, worin jetzt unsere Pferde standen, war ein Schloß Ludwig's XI. Dann wurde es Staatsgefängniß und nahm als solches Mirabeau und den General Mack auf, der bei Ulm kapitulirte. Das Gebäude, in welchem das Parlament tagte, ist ein Ueberrest hohen Glanzes, viele reich erbaute und geschmückte Kirchen und katholische Monumente zeugen von der Macht der Geistlichkeit, und der fünfhundertjährige Mosesbrunnen in der Chartreuse ist eines der eigenartigsten Skulpturwerke. Dagegen läßt der wenig hervorragende moderne Inhalt des Musée départemental erkennen, daß man von Paris aus die Kunst in den Provinzen nicht bedeutend unterstützte.

Als vorzügliche Merkwürdigkeit wurde mir die große Orgel der Kathedrale bezeichnet, deren ebenso weicher wie mächtiger Klang seines Gleichen nicht habe. Während unserer Anwesenheit in Dijon schwieg sie. Das sollte wohl, wie das Schweigen der Kirchenglocken, ein Ausdruck der Trauer sein; vielleicht auch wollte man die Deutschen nicht in die Kathedrale locken. Man spielte eine kleine Hülfsorgel und dazu blies unschön eine Baßtuba. Uebrigens wurde das Hochamt pomphaft celebrirt, wobei die französische Aussprache der lateinischen Wörter meine Aufmerksamkeit fesselte.

Am 1sten Dezember sah man das erste Eis, auch in den Mittagsstunden; am folgenden Tage den ersten Schnee und nun kam eine allen Parteien unangenehme Zeit. Frost und Schneefall nahmen zu, das Thermometer fiel Morgens früh bis auf 12 Grad Kälte. Die Dijonesen sagten, das sei in dem warmen Burgund eine Seltenheit. Noch mehr mußten Garibaldi's, aus südlicheren Ländern kommenden Leute frieren. In den Kaminen verbrannte ein Holzhaufen nach dem anderen und man wurde doch nicht warm. Die Franzosen brennen ihre Wälder auf, après moi le déluge. Wir in den Häusern hatten es noch gut, aber die Truppen litten in erhöhtem Maße. Anfangs gingen die Beunruhigungen des Landes, die Scharmützel weiter; dann verkroch sich der Feind in seine Ortschaften. Nichts desto weniger mußte der Vorpostendienst streng gehandhabt werden.

Zu den Leiden eines frühen, harten Winters kam die Schwierigkeit, fast die Unmöglichkeit der Verpflegung. Unsere Pferde hatten sich schon länger mit kleinen Rationen begnügen müssen und froren in den kalten Ställen ohne Stroh. Jetzt

hungerten auch viele Menschen. Die Vorräthe der Umgegend waren aufgezehrt. In Lunéville und anderen Eisenbahnstationen lagerten und verdarben Massen von Lebensmitteln, während die Proviant-Kolonnen auf den spiegelglatten Straßen nicht rechtzeitig heran kommen konnten. Dennoch blieben wir von bedeutenden Krankheiten verschont. Der fast überall reichlich vorhandene Wein hat die Deutschen gesund erhalten.

In Dijon fehlten die Steinkohlen für die Gasbereitung. Die Bestände an Brennholz nahmen bedenklich ab und die Franctireure gestatteten ihren Landsleuten nicht, dieselben aus den Wäldern zu ersetzen; damit wir frören, sollten auch sie frieren. Die Preise stiegen auf eine außerordentliche Höhe.

Trotz der Schwierigkeiten und Gefahren der Reise kamen Hamburger mit Liebesgaben für das XIV. Armee-Korps. Das imponirte den Franzosen ebenso, wie es unsere Truppen erfreute.

Und die Siegesnachrichten kamen von den Schlachten bei Amiens, bei Villiers, bei Beaune la Rolande, bei Orléans! Im Norden Frankreichs, vor Paris, an der Loire erwarben die Deutschen unvergeßlichen Ruhm. Auch wir waren unausgesetzt am Feinde; aber die Schlacht fehlte uns, die an wenige Tage weit reichende Erfolge knüpft.

Man wurde des kleinen Einerleis müde und verlangte nach dem Ende des Krieges. In der Annahme, daß die Franzosen nicht nachgeben würden, so lange ihre Hauptstadt unbezwungen sei, erörterte man wieder und wieder die Fragen: Wie lange kann Paris sich halten? und: Wann fängt dort unsere Belagerungs-Artillerie zu schießen an?

Zweifelhaft war der endliche Ausgang nicht mehr. Was

wir erringen mußten, stand fest als wäre es schon ganz gewonnen: Deutschland sollte ein Reich sein und einen Kaiser haben!

Unser allerhöchster Kriegsherr hatte sich zu der Annahme der Kaiserkrone, um welche ihn die deutschen Souveräne baten, bereit erklärt. Dieses weltgeschichtliche Ereigniß wurde von der Nation mit Jubel begrüßt. Daß sämmtliche Altpreußen dadurch begeistert waren, kann man nicht sagen. Manche von ihnen wollten ihren König für sich behalten. Er bedeute als Träger alten und neuen preußischen Ruhmes mehr denn als Kaiser über Staaten, die noch immer zu selbständig blieben. Die Reservatrechte drückten Glanz und Hoffnung herab. Der König könne Kaiser von Deutschland werden nur aus Pflichtgefühl, während er der Preußen angestammter Herrscher sei und dieselben liebe, wie sie ihn.

Hierauf entgegnete ich, daß man das Kaiserthum als das geeignetste Mittel begrüßen müsse, die Deutschen dauernd zu vereinigen, vor Allen die 1866 Annektirten ganz zu versöhnen. In Zukunft werden unsere Kaiser auch angestammt sein; denn sie sind nicht nach Frankfurter Art ohnmächtig oder auf Zeit und Wechsel. Wir werden Kaiser haben aus deutschem Blutsstrom erstanden, von deutschen Waffen umgeben alle Zeit. Jeder Anfang sei schwer, gewiß aber dieser erste Kaiser, gleich erhaben durch Tugenden, wie durch Siege, in selten hohem Grade geeignet und wie von Gott bestimmt, das Reich fest zu gründen. Ihm und seinem Erben schlagen schon unzählige Herzen in allen Gauen des Vaterlandes. Bei so glücklicher Fügung werden die Stämme mit ihrer eigenartigen Kraft zu dem mächtigsten Bau sich verbinden.

Der Großherzog von Baden hatte in seinem deutschen Sinne

der Militärhoheit ganz entsagt. Seine Truppen sollten vollständig in die preußische Armee übergehen. Die badischen Offiziere standen demnach vor der Wahl, auszuscheiden oder preußische Offiziere zu werden. Sie waren schon länger durch ihren Kriegsminister und Generalstabs-Chef, die beide der preußischen Armee angehörten, mit dem Dienst, welchen der große Staat verlangt, bekannt. Aber Manche scheuten vor der Aussicht, ihre liebe kleine Heimath mit einer fernen Garnison vertauschen zu müssen und fragten mich, den Annektirten, wie Einem dabei zu Muthe sei, wo ich sie dann recht wohl beruhigen konnte.

Die meisten Dijonesen glaubten, trotz der absichtlich verbreiteten falschen Gerüchte, an unsere neuen wichtigen Siege. Sie sprachen schon davon, daß Gambetta mit der Regierung das von den Deutschen bedrohte Tours verlassen werde. Das Vertrauen seiner Anhänger zu ihm und seinen Proklamationen kam in's Schwanken. Es zeigte sich wieder eine größere Unruhe der von den täglichen Kriegseindrücken aufgeregten Gemüther.

Bei den Besitzenden wurde der Friedenswunsch dringender, nach den Bedingungen fragten sie in dieser Zeit der Furcht und Sorge nicht. Nur keinen Napoleon wieder — darin stimmten Alle überein. Aber gleich nach dem Friedensschluß eine französische Garnison zum Schutze gegen die Anarchisten. In der That, man sah wilde Gesichter und freche Manieren auch in guten Kleidern. Die Republik hatte den guten Sitten schnell geschadet. Die Wohldenkenden fürchteten jetzt, wir würden Dijon freiwillig räumen; denn man begriff nicht, weshalb wir in einer Stadt blieben, deren Nothstand uns nur belästigte.

Die Einsichtigen waren kleinmüthig. Sie hielten den Frieden

für fern, weil das südlichere Frankreich, welches keinen Feind gesehen hatte, noch immer alle Deutschen vernichten wolle.

Unter den Kommandeuren in unserem Armee-Korps traten in der Mitte des Dezembers wieder einige Veränderungen ein. Der General von Glümer war gesund geworden und angekommen. Der General von Beyer verließ uns, um nach Karlsruhe zurückzukehren. Der Kommandeur der badischen Kavallerie war erkrankt, an seine Stelle trat der preußische Oberst von Willisen.

Vor Belfort war der Angriff gegen die West-Front eröffnet.

Da sich unsere Gegner in der Côte d'Or unthätiger verhielten, so konnten gegen Langres stärkere Abtheilungen entsendet werden, um den feindlichen Unternehmungen, welche von dort ausgingen, eine Ende zu machen. Die preußischen Truppen sollten dahin aufbrechen. Der General von Werder befahl mir, den General von der Goltz zu begleiten.

XIII.

Langres.

Am 14ten Dezember verließen wir Dijon mit 6 Bataillonen der Regimenter Nr. 30 und 34, 8 Schwadronen Reserve-Dragoner und Reserve-Husaren und drei Reserve-Batterien oder 18 Feldgeschützen. Bei dem General von der Goltz befanden sich außer mir sein Adjutant, ein Ordonnanzoffizier, dazu ein freiwilliger rother Husar Namens Scheib, ein weitgereister Mann, welcher jetzt mit seinen militärischen Pflichten die Führung unseres Haushaltes vortrefflich zu verbinden wußte. Das Wetter war milde geworden, Regen und ein warmer Südwind uns im Rücken. Wir waren in der besten Stimmung, in der Hoffnung rühmlicher Thaten.

Vom Feinde sahen wir in dem offenen Hügellande östlich der Côte d'Or nichts; ungestört nächtigten wir in dem Dorfe Thil Châtel an der Heerstraße. Anderen Morgens bogen wir von Letzterer links ab in die Ausläufer des unfruchtbaren Plateaus von Langres. Der Boden wurde steiniger, vielfach lag der Felsen zu Tage. Mittags bekamen wir Fühlung mit dem Feinde, wenige Schüsse wurden gewechselt. Halb gekleidet verbrachten wir die Nacht in einem öden Schlosse des Dorfes Boussenois.

Am 16ten fanden wir anderthalb Meilen südlich von Langres die Straße durchstochen und versperrt. Nahe dahinter war das Kirchdorf Longeau mit den benachbarten Höhen von französischer Infanterie und Artillerie besetzt. Der Gegner, welcher einige tausend Mann zählen mochte, vertheidigte sich gegen das 34ste Regiment und die drei Batterien in mehreren Stellungen, bevor er sich unter die Kanonen der Forts von Langres zurückzog. An Todten, Verwundeten und unverwundeten Gefangenen verlor er mehrere hundert Mann. Sie waren vom 50sten Linien-Regiment und Mobilgarden. Ein Kommandeur der Letzteren, angesehener Gutsbesitzer aus der Umgegend, war gefallen. Er hieß de Règel. Ein Chef de bataillon vom 50sten Regiment, Namens Kock, war schwer verwundet. Zwei Kanonen, auch einige Militär-Fahrzeuge nahmen wir dem Feinde ab. Uns kostete das kleine Gefecht einen Lieutenant und siebenzehn Mann an Todten und Verwundeten.

Am Nachmittage ritt ich, ohne einem Menschen zu begegnen, nach Langres vor, bis ich das, von der Stadt 4500 Schritte entfernte Fort Bonnelle links vor mir sah. Man hatte mich dort bemerkt, eine Pulverwolke stieg auf, ein Geschoß sauste vorbei; und noch einmal und noch einmal. Das war viel Munition für mich allein.

Ich befand mich auf der berühmten Wasserscheide, derem Besitze man 1814 in dem Hauptquartiere des Fürsten Schwarzenberg den entscheidendsten Werth beilegte. Für uns hatte der Lauf der Flüsse keine Wichtigkeit; wohl aber die hier erbaute große Festung, welche Eisenbahnen und Straßen sperrte, ein Hort des Widerstandes im östlichen Frankreich war und durch ihre zahl-

reiche Besatzung die Etappenlinien der Zweiten Armee und des XIV. Armee-Korps fortwährend bedrohte und belästigte.

Langres, die Stadt von 8000 bis 9000 Einwohnern, liegt auf dem Nordende einer schmalen Felsenzunge, welche, aus der Hochfläche ohne bedeutende Höhenunterschiede vorspringend, nach Westen, Norden und Osten steil abfällt. Die alten Wälle umschließen eng die Stadt. Südwärts ist die geräumige Citadelle hinausgeschoben und in neuester Zeit hatte man in weiterem Umkreise auf den beherrschenden Punkten des vielfach zerklüfteten Terrains große Forts und mehrere kleine Schanzen erbaut, die zum Theil unvollendet waren.

Am Abend brachte einer unserer Aerzte in Longeau, wo wir uns einquartiert hatten, die Meldung, daß der verwundete französische Bataillons-Kommandeur bald sterben werde und, obgleich er dieses wisse, nach wie vor jeden Beistand, außer dem ärztlichen, ablehne. Der General hatte ihn besucht, ihm seine Dienste angeboten, aber den mit vollem Bewußtsein Daliegenden, der ihn eine Weile fest angesehen, dann die Augen geschlossen hatte, nicht zum Sprechen bewegen können. „Versuchen Sie es," sagte er mir und ich ging mit dem Arzte. In einem luftigen, von einer Lampe genügend erleuchteten Zimmer lag der Kranke wohlgebettet. Eine gutmüthige Bauersfrau half unserem Krankenwärter bei der Pflege. Der Arzt führte mich an das Bett. „Kann ich Ihnen irgend einen Dienst leisten, mein Kamerad?" fragte ich. Er warf einen kummervollen Blick auf mich, machte eine abweisende Bewegung und drehte sich nach der Wand um. „Beunruhigen Sie ihn nicht mehr," verlangte der Arzt. — „Mir hat er auch nichts gesagt," sprach die Bäuerin leise. „Er wird seine Pflichten

auf dieser Erde und gegen den Himmel vorher erfüllt haben." — Am Morgen ist er gestorben.

An diesem Tage behielten die Truppen ihre Kantonnements südlich von Langres. Der General schickte mich als Parlamentär in die Festung, um deren Uebergabe zu fordern. Eine weiße Fahne war schnell zurecht gemacht, ein Trompeter trug sie und fing an zu blasen, als wir uns dem Fort Bonnelle näherten. Oestlich davon an der Chaussee liegt das Dorf St. Geômes; es war verschanzt. Von dort kam ein Offizier, der mich zu einem Stabs-Offizier führte, welcher in diesem Abschnitte kommandirte und meine Ankunft nach Langres melden ließ. „Es ist weit," sagte er, „und wird lange dauern. Steigen Sie ab." Soldaten zeigten meinem Trompeter einen Stall. Sie betrachteten seine Uniform, die Pferde, sprachen durch einander, auch mit ihm so gut es ging. Der Stabs-Offizier führte mich in ein Bauernhaus, wo mehrere Offiziere versammelt waren, andere hinzu kamen, theils Linie, theils Mobilgarde. In dieser guten Morgenstunde schien kein Dienst stattzufinden. Man freute sich der Abwechselung, welche mein Erscheinen brachte. Schnell kam eine lebhafte Konversation in Gang, bei der nur Wenige schwiegen. Einige fragten naiv, wie stark wir wären, ob Langres jetzt belagert werden solle und dergleichen. Auch Politiker waren darunter, besonders Einer von den Mobilen, welcher sehr zuversichtlich redete und bestimmt versicherte, daß kein Deutscher lebendig aus Frankreich heraus komme. „Schrecklich!" sagte ich. „Sie werden es sehen," rief er, und auf meine Entgegnung: „Wie soll ich das machen?" schüttelten die Uebrigen die Köpfe.

Jetzt trat noch ein Offizier ein. Er gehörte zu der Be-

satzung des Forts Bonnelle und war gesandt, um zu fragen, ob auf den Parlamentär geschossen werden solle, wenn derselbe wieder weg reite. „Nein," befahl der Stabs-Offizier. „Auf einen Parlamentär schießen Sie nicht, ob er komme, ob er gehe."

So war, ohne daß Jemand von der gestrigen Renkontre gesprochen hatte, über eine Stunde verstrichen, als ein Offizier erschien, der von den anwesenden Franzosen mit besonderer Achtung gegrüßt wurde. Er war von dem général commandant supérieur Aubillot geschickt, um nach meinem Auftrage zu fragen. Da ich die Antwort verweigerte, führte er mich an den Wagen, der ihn gebracht hatte und den er nun mit mir bestieg. Bewaffnete zu Pferde in sehr bunter Tracht, welche daneben hielten, mögen voran geritten oder gefolgt sein.

Der Offizier neben mir verband mit einem eleganten weißen Tuche meine Augen. Ich sah nichts. Weil ich mir aber nach unseren Karten die Topographie von Langres genau eingeprägt hatte, so konnte ich aus der Bewegung des Wagens und anderen Merkmalen folgern, wo wir waren. Wir fuhren bergan, kamen auf die Chaussee, fuhren gerade aus, über eine Brücke. Ich hörte militärische Schritte und Kommandos. Wir waren in der Citadelle. Dann wurde es wieder still und jetzt rief man: „Ein Preuße!" Mehr Menschen liefen herbei, sie wurden lauter, schrieen durch einander und drängten sich an meiner Seite tumultuarisch an den Wagen. Vergeblich schalt der Offizier neben mir: „Schweigt! Zieht Euch zurück!" Immer mehr strömten herbei. Ich griff nach meinem Revolver und erklärte, daß ich die Binde abreißen werde, wenn die Populace mich belästige. Er stand auf und schien sich aus dem Wagen heraus zu biegen.

Wir fuhren schneller und hielten. Er stieg aus, kam wieder, nahm mir die Binde ab. Er war sehr aufgeregt. Zwischen einem Spalier von Soldaten schritten wir von der langen, mit Neugierigen gefüllten Straße über einen Hof in ein ansehnliches Haus. Mein Begleiter führte mich eine große Treppe hinauf, ließ mich in ein Zimmer treten und wandte sich einer anderen Thür zu.

Einige Minuten blieb ich in dem geschmackvoll ausgestatteten Saale allein. Derselbe schien für Konferenzen bestimmt, denn in der Mitte war ein langer Tisch mit Stühlen umstellt. Die Seitenthür wurde geöffnet, der General Aubillot trat ein in großer, mit mehreren Orden geschmückter Uniform, ein alter Herr mit weißem Haar, von anscheinend rüstiger, elastischer Gestalt. „Ich bin der Kommandant," fing er an. „Was ist Ihr Auftrag?" Wir setzten uns an das Kaminfeuer.

„Die Uebergabe von Langres fordern", antwortete ich.

Er war überrascht. Ueber seine würdigen Züge glitt erst Zorn, dann ein stolzes Lächeln. „Was berechtigt Sie zu so unerhörter Forderung?" fragte er.

„Die militärische Lage Ihres Landes," erwiderte ich. „Die Franzosen verbreiten falsche Nachrichten. In Wirklichkeit können Sie auf einen Entsatz nicht mehr rechnen."

„Ich bin unterrichtet," fiel er ein. „Aber erzählen Sie."

Nun theilte ich ihm die letzten deutschen Siege mit, schilderte wie aussichtslos der längere Widerstand Frankreichs sei, wie tief seine Urheber in das Fleisch des eigenen Volks schnitten und schloß mit der Versicherung, daß mein General jetzt noch auf die

ehrenvollsten Bedingungen eingehen wolle, deren Annahme großem Elende in Langres' Bevölkerung und Besatzung vorbeugen würde.

Er entgegnete: „Ich danke Ihrem General für diese Mittheilungen. Übrigens kann ich nur sagen, daß ich siebenundsechzig Jahre alt bin, fast fünfzig Jahre als Soldat in vielen Ländern unter verschiedenen Umständen gedient habe und den lockendsten Anträgen gegenüber meine Soldatenpflicht bis zum letzten Augenblicke erfüllen werde. Ich habe eine solche Aufforderung gar nicht erwartet. Hätte ich dieselbe gekannt, so würde ich Sie nicht zugelassen haben. Ich glaubte, daß Sie eine Auswechselung der Gefangenen bei mir beantragen sollten."

„Dazu habe ich keine Vollmacht. Ich weiß auch nicht, daß Deutsche kriegsgefangen in Langres sind."

„Es sind deren zwei Offiziere und zwanzig bis dreißig Mann."

Wie ich nachher erfuhr, waren bei einer früheren Gelegenheit nördlich von Langres ein Telegraphenbeamter, ein Vizefeldwebel und siebenundzwanzig Soldaten den Streifkolonnen in die Hände gefallen.

„Ich werde dieses meinem General melden."

Er stand auf und ich erhob mich mit den Worten: „Meine Mission ist beendigt."

„Aus dem gestrigen Gefechte sind zwei höhere Offiziere nicht zurückgekehrt," sagte er hierauf. „Wissen Sie etwas von ihnen?"

„Ein Kommandeur von den Mobilen ist todt auf dem Platze geblieben, ein Chef de bataillon vom 50sten Linien-Regiment heute früh seinen Wunden erlegen," antwortete ich.

Thränen füllten seine Augen. „De Règel war einer meiner ältesten Freunde," sprach er und verließ mich.

In derselben Weise wie ich hergebracht worden, jedoch ohne tumultuarische Auftritte, gelangte ich nach St. Geômes. Bei dem Ritte nach Longeau erzählte mein Trompeter lachend, daß die französischen Soldaten ihn gastfreundlich behandelt und er beim Abschiede den Wunsch geäußert hatte, sie alle möchten bald nach Deutschland kommen.

Nachmittags bestatteten wir die gefallenen Deutschen und Franzosen auf dem Kirchhofe von Longeau. Der Ortsgeistliche fand sich ein und sprach kalte, versteckt feindliche Worte. Es war gut, daß unsere Soldaten sie nicht verstanden. Der General sagte leise: „Helm ab zum Gebet.“ Die Musik fiel mit einem Choral ein. Das erschütterte die umstehenden Dorfbewohner, jetzt weinten die Frauen. Die Begräbnißsalven erschallten, wir warfen Erde in die Gräber und setzten Kreuze auf die Hügel.

Aus der Stellung im Süden der Festung konnte der General von der Goltz die Einwirkung der Besatzung auf die Etappenlinie der Zweiten Armee, welche über Chaumont, vier Meilen nördlich von Langres führte, nicht verhindern. Er hatte deshalb beschlossen, den Platz westlich zu umgehen und zu dem Ende angeordnet, daß am 17ten die vom Gegner verdorbene Straße passirbar gemacht werde; dann auch die Meldung erhalten, daß Letzteres ausgeführt sei.

Wir brachen am 18ten Morgens in voller Dunkelheit auf, um uns womöglich der Beobachtung des Feindes zu entziehen, dessen Nähe unseren gewagten Flankenmarsch durch das unübersichtliche, unwegsame Terrain ernstlich bedrohte. Noch nicht weit waren wir gelangt, als die vorderste Batterie auf einer schlecht ausgebesserten Strecke durchbrach, ein Munitionswagen in ein

tiefes Loch stürzte und die enge Straße versperrte. Das Freimachen der letzteren, das Hinüberschaffen aller Fuhrwerke hielt uns mehrere Stunden auf. Es war längst Tag geworden; aber zu unserem Glücke rührte der Feind sich nicht.

Unsere Bewegung mußte ihm entgangen sein; denn am Nachmittage überfielen wir seine Kantonnements in den Dörfern westlich und nördlich der Stadt unter den Kanonen der Forts. Die hier aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Mobilen schossen ihre Flinten ab, tödteten und verwundeten uns ein Dutzend Menschen, verloren selbst einige dreißig Mann, warfen ihre Gewehre weg, die wir zu hunderten auffsammelten, und entflohen in die Wälder.

Bei dieser Gelegenheit erhielt das Pferd, welches ich ritt, eine leichte Verwundung in unerklärlicher Weise, eine blutende Furche längs des Rückgrats vom Sattel bis zum Schweife. Ich war weder abgestiegen, noch unter Gegenständen, welche jene Stelle verletzen konnten, weggeritten und doch entdeckte ich so wenig an dem Sattel, wie an mir Spuren des Geschosses, welches offenbar hinter meinem Rücken den des Pferdes gestreift hatte. Auch hatte ich nichts gefühlt; nur erinnerte ich mich, daß während des Scharmützels das niemals scheuende Thier einen Sprung gemacht hatte, der mir aufgefallen war, weil ich eine Veranlassung dazu nicht bemerkte.

Das Plateau von Langres ist ein unwirthliches Land. In tiefen Schluchten fließen die Gewässer, die Wälder wurzeln in Furchen des Felsens, dessen Gerölle den Boden bedeckt. Die armen Dörfer waren um so widerwärtiger, als die Blattern darin grassirten, wenn auch die Deutschen gegen diese in Frankreich verbreitete Krankheit durch die Impfung geschützt waren.

Der General mit seiner Umgebung nächtigte in der ärmlichen, hüttenartigen Behausung des Cürés von St. Ciergues, wo die Kanonen der Festung uns erreichen konnten; doch fiel kein Schuß. Es war ein komisch dürftiges, unsauberes Quartier. Der Cüré, ein guter alter Mann, eifriger Papist und Legitimist, überließ uns die beiden einzigen Betten, welche er besaß, und übernachtete in seiner Sakristei.

Am 19ten gingen wir unter unbedeutenden Scharmützeln gegen die Nordfront der Festung vor und bezogen alsdann außerhalb des Bereichs ihrer Geschütze Kantonnements links und rechts der Marne. Der General nahm Wohnung in der Pfarre des Dorfes Rolampont, anderthalb Meilen nördlich der Stadt. Die Felsen, auf welchen Letztere und ihre Befestigungswerke erbaut sind, begrenzen nach dieser Seite die Steinwüste des Plateaus, von dem ein flacheres, erträglicheres Land sich hinabsenkt. Das Pfarrhaus von Rolampont war wohl eingerichtet und geräumig genug, um außer dem Geistlichen und seinem Vikar den General und die zu ihm gehörten, gut zu beherbergen.

Die Wahrnehmungen der letzten und die Nachrichten der folgenden Tage ließen einen Versuch, die starke Festung mit geringen Mitteln zu erobern, nicht aussichtslos erscheinen. Die Angaben der französischen Kriegsgefangenen und der von uns ausgewechselten Deutschen, Briefe einer aufgegriffenen Post bestätigten, daß der Zustand in Langres die Vertheidigung äußerst erschweren mußte. Die Besatzung von 12000 bis 15000 Mann bestand zum überwiegenden Theile aus unzuverlässigen Mobil- und National-Garden. Die Franzosen hatten im Laufe des Krieges von ihrem Selbstvertrauen viel eingebüßt. Das Gefecht

von Longeau und gleich darauf unser Erscheinen vor der West- und Nord-Front hatte die Garnison eingeschüchtert, die Einwohner in Furcht versetzt. Sie hielten die Rolle, welche Langres bis jetzt gespielt, für beendigt. Auch ihnen drohten blutigere Kämpfe, wahrscheinlich die Beschießung der Stadt, in welcher schon Noth genug war; nicht allein Krankheit, sondern auch Theuerung. Denn weil es an Geld fehlte, hatte der Kommandant Papiergeld, einlösbar nach dem Kriege, ausgegeben, welches geringen Kredit besaß. Die Meinung, daß man die Aufforderung zur Kapitulation annehmen müsse, wenn hierdurch das Unglück der Bevölkerung zu vermeiden wäre, fand willigere Ohren. Die Entmuthigung griff um sich. Ueberläufer kamen truppweise mit der Bitte, daß wir sie in ihre Heimath entlassen möchten.

So gelähmt auch die Vertheidigung sein mochte, eine Ueberrumpelung des auf allen Seiten durch Bodenbeschaffenheit und Befestigungen gesicherten Felsenortes durfte der General von der Goltz mit seinen sechs Bataillonen nicht unternehmen. Er erbat von dem General Grafen von Moltke die Ueberweisung von dreißig schweren Geschützen. Der Antrag wurde genehmigt, das Material sollte in etwa zehn Tagen ankommen. Nun trafen wir die Vorbereitungen für ein Bombardement, welches hier durch die vorstehend geschilderten Umstände vollkommen gerechtfertigt war, um so mehr als an eine förmliche Belagerung des großen und wichtigen Waffenplatzes nicht gedacht werden konnte.

Immerhin war es ein dreistes Beginnen, welches uns in den Bereich einer starken Festungs-Artillerie führen mußte und wobei wir der zahlreichen Besatzung, wenn sie sich zu einem kräftigen Ausfalle ermannte, bei Weitem nicht gleiche Zahlen

entgegen stellen konnten. Doch ohne Opfer war auf den großen Gewinn nicht zu rechnen.

Das mildere Wetter hatte aufgehört. Am 23sten trieben wir bei acht Grad Kälte die vor uns noch außerhalb der Festung befindlichen französischen Truppen unter die Kanonen ihrer Wälle zurück, worauf wir die Plätze für unsere Bombardements-Batterien unbehindert aussuchen konnten.

Die hoffnungsreiche Stimmung und vollkommene Harmonie machte das Leben in unserem Quartiere behaglich. Der Husar Scheib sorgte gleich gut für Verpflegung wie für Anekdoten, und oft wurde herzlich gelacht.

Indeß bekümmerte uns eine schmerzliche Nachricht. Zwei badische Brigaden hatten am 18ten unter den Augen des Generals von Werder in einem siegreichen, jedoch an der Sachlage im Ganzen nichts ändernden Kampfe mit der Division Crémer vor und in der Stadt Nuits mehr als neunhundert Mann verloren. Der Prinz Wilhelm von Baden hatte eine schwere Verwundung davongetragen, auch der General von Glümer war verwundet; achtzehn Offiziere, darunter zwei uns persönlich bekannte Stabs-Offiziere, waren geblieben.

Vergißt man im Kriege über den eigenen absonderlichen Zustand leichter, was außerhalb geschieht, die Gedanken an die Heimath, an die nächsten Angehörigen kehren immer wieder und, wie wir jetzt empfanden, recht innig in der Weihnachtszeit. Die Weihnachtsfreude wollen die Deutschen haben, wo sie auch sein mögen; am heiligen Abend brannten in den Kantonnements Lichterbäume, groß und klein, aufgeputzt so gut es ging. Scheib hatte, was erforderlich und zu haben war, aus Chaumont geholt

und so versammelten wir uns in dem größten Zimmer des Cürés mit diesem und seinem Vikar, mit unseren Ordonnanzen, Dienern und dem Hausgesinde um einen wohlgeschmückten Tannenbaum. Der Cüré rief ein über das andere Mal: „Ah, das ist rührend!“ und faltete die Hände.

Unsere Aussicht, in der nächsten Zeit gegen Langres, welches die Deutschen so mannigfach geschädigt hatte, ernstlich vorzugehen, unsere Hoffnung, durch die Wegnahme der großen Festung der Armee einen wichtigen Dienst zu leisten, der Kriegsgeschichte eine merkwürdige Begebenheit hinzuzufügen, wurde am zweiten Festtage durch den ganz unerwarteten Befehl, nach Vesoul zu marschiren, vernichtet. Wieder waren Nachdenken und Mühe für das Mal vergeblich gewesen. Nachdem Alles gehörig eingeleitet, von Tage zu Tage unser Gegner mehr gelähmt, der Erfolg wahrscheinlicher geworden, mußten wir unser Vorhaben aufgeben! —

Das ist Soldatenleben. Wir waren sehr verdrießlich. Der General von der Goltz aber sagte: „Wer weiß, wozu es gut ist?“

XIV.

Villersexel.

Nach der Schlacht bei Orléans war ein Theil des geschlagenen Heeres unter dem General Chanzy in westlicher Richtung zurückgedrängt, während der General Bourbaki den anderen, südwärts ausgewichenen bei Bourges zu einer neuen Armee ergänzte, über welche man deutscherseits keine zuverlässigen Nachrichten besaß. Gegen Ende des Dezembers deuteten Gerüchte und Umstände darauf hin, daß die Truppen Bourbaki's auf der Eisenbahn nach Osten befördert würden und daß auch auf der Eisenbahn von Lyon nach Besançon große Militärtransporte stattfinden sollten. Bestätigte sich dieses, so waren die Verbindungen des deutschen Heeres, welche das XIV. Korps bis jetzt gedeckt hatte, nicht mehr gesichert; auch, da von Besançon die Eisenbahn am Doubs hinauf weiter nach dem oberen Elsaß führt, die Belagerung von Belfort gefährdet, wohl gar das deutsche Grenzland bedroht. Der General von Werder beschloß deshalb, Dijon aufzugeben und das Armee-Korps in Eilmärschen bei Vesoul zu versammeln, um von dort aus die feindlichen Absichten nach Kräften zu verhindern.

Wir traten am 27sten den Marsch an, bei welchem die Beschaffenheit des Landes uns zu weiten Umwegen zwang. Es

schneite, die Kälte steigerte sich auf 10 Grad, Menschen und Pferde waren mit weißen Krystallen bedeckt. Aus den Kapuzen schauten frostige Gesichter, weiße Bärte und blaurothe Backen. Wir kannten einander nicht gleich.

Unterwegs kamen Gerüchte, welche Bourbaki mit einem großen Heere schon nahe sein ließen. Das war unmöglich und beunruhigte uns nicht im Geringsten. Aber der Befehl nöthigte zu starken Märschen. Wir legten auf glatten Straßen etwa vierzehn Meilen in drei Tagen zurück. Bergauf wie bergab war das Fortkommen schwer. Die Reiter gingen zu Fuß und führten die Pferde an der Hand. Ausgeglittene, steckengebliebene Fahrzeuge beengten den Weg. Wenn man von einer Höhe auf die winterliche Fläche hinab blickte und die Schaaren sah, welche mit Anstrengung davon eilten, so wurde man an den Rückzug der Franzosen aus Rußland erinnert. Uns aber folgte kein Feind und wir ließen fast keinen Mann zurück.

Am 29sten 4 Uhr Nachmittags ritt ich zum vierten Male in Vesoul ein und vor das Haus des reichen Bankiers. Und diesmal empfing mich nicht allein der Diener Charles, sondern auch zuvorkommend die Herrin des Hauses und ihr Sohn. Der Bankier selbst befand sich als Geißel in Bremen.

Der Fürst von Hohenlohe war ebenfalls wieder hier einquartiert und begrüßte mich, da ich ihn gleich aufsuchte, in seiner herzlichen Weise. Er war betrübt, weil in Dijon über vierhundert deutsche Kranke und Verwundete, freilich mit unseren Aerzten und Krankenpflegern, doch in Feindes Hand zurückgelassen worden.

Charles hatte in unsere Zimmer vor die Kamine kleine

eiserne Oefen setzen lassen, die zwar mit den schönen Räumen häßlich contrastirten, aber besser heizten. War demnach mein persönlicher Zustand schnell auf das Angenehmste verändert, so wollte mir die frohe Laune doch nicht gleich wiederkehren, weil die Stimmung im Allgemeinen gedrückt war. Man hatte Dijon schleunig verlassen, Langres die Wege, sich zu verstärken, geöffnet und wußte, um Vesoul vereinigt, nicht wo der Feind war, noch weniger was er beabsichtigte. So weit unsere Rekognoszirungen das Land nach dem Doubs hin aufzuklären vermochten, fanden sie keine Spur; und doch wiesen die Nachrichten, welche dem General von Werder zugingen, wiederholt auf eine Massenansammlung französischer Truppen, und nicht allein neu gebildeter, sondern auch älterer aus Algerien, an diesem Flusse hin. In Versailles dagegen schloß man aus neueren Umständen jetzt, daß Bourbaki noch in der Gegend von Bourges sei, und hielt für das Wahrscheinlichste, daß seine Armee mit der Chanzy's gemeinschaftlich versuchen würde, Paris, welches seit dem 27sten von den deutschen Belagerungs-Batterien beschossen wurde, zu befreien. Man wollte das XIV. Armee-Korps wieder gegen Dijon und Langres vorschicken.

Die Lage unseres kommandirenden Generals war schwierig. Die Besorgniß, das Richtige verfehlt zu haben oder zu verfehlen, lag ebenso nahe wie der Gedanke, daß seinem Korps trotz größter Hingabe eine, wenn auch nicht entscheidend gefährdende, doch unerwartet trübende Episode des glorreichen Krieges beschieden sein könnte.

So war für uns der Schluß des alten und der Anfang des neuen Jahres nicht angenehm. Indeß gaben bei der ge-

selligen Feier, zu welcher der General von Werder uns versammelte, die Meisten sich der heiteren Unterhaltung hin. Ein neuer Gast, der zum Präfekten des Departements der oberen Saône ernannte fürstlich Schaumburg-Lippe'sche Regierungs-Präsident von Lauer, trug das Seinige dazu bei. Er war nicht zum ersten Male in Vesoul, denn er hatte diese Stadt schon 1814 als Mitkämpfer in dem Befreiungskriege betreten. Trotz des hohen Alters war er jugendlich leichten Sinnes und Willens, auch den körperlichen Beschwerden, welche der jetzige Zustand mit sich bringen konnte, nicht zu weichen.

Ich machte in meinem Quartiere der Dame des Hauses, welche mich diesmal so freundlich aufgenommen hatte, einen Neujahrsbesuch und drückte dabei mein Bedauern aus, daß ihr Gemahl, der mir gesagt, daß er in Deutschland nicht würde leben können, jetzt das Schicksal anderer französischer Notabelen theile. „Ach, beklagen Sie ihn nicht!“ sprach sie hierauf etwas piquirt, nicht gegen mich, sondern gegen ihren Mann. „Er fühlt sich nur zu wohl in Bremen. Er lebt mit befreundeten Landsleuten in Hillmanns Hôtel und sie amüsiren sich über die Maßen.“

Unser Korps hatte einige Verstärkungen erhalten. Nach der Umgegend von Vesoul waren von den Etappen-Truppen ein Landwehr-Bataillon, zwei Reserve-Jäger-Kompagnien, eine Schwadron Reserve-Husaren und zwei Reserve-Batterien, darunter eine sächsische, gekommen. Ueber das Gesicht des Generals von Werder glitt ein hübsches freundliches Lächeln, als er die Jäger sah, für die er eine besondere Vorliebe hatte.

Ferner war von Straßburg aus ein Detachement von acht Landwehr-Bataillonen, zwei Schwadronen Reserve-Ulanen und

zwei Reserve-Batterien unter dem Befehle des Generals von Debschitz zur Verstärkung des Belagerungs-Korps vor Belfort nach dem oberen Elsaß geschickt worden.

Ueber den Fortgang dieser Belagerung hörte ich zu meinem Erstaunen, daß der Angriff von der West- nach der Süd-Front verlegt wurde. Man hatte sich dort der Ansicht zugewandt, daß die Eroberung Belforts auf die Einnahme der Perches-Höhen schnell folgen werde.

Eine erfreuliche Nachricht war die von der Schlacht an der Hallue. Der General von Manteuffel hatte den numerisch stark überlegenen Feind angegriffen und geschlagen. Abermals zeigte sich dabei die geringe Widerstandskraft der französischen Neuformationen.

Der General von Werder wollte am 2ten Januar eine starke Rekognoszirung nach dem Doubs ausführen lassen, als die Meldung einging, daß der Feind südlich der Allaine, dem General von Debschitz gegenüber, an der Schweizer Grenze erschienen sei. Das änderte den Plan und es wurden die Theile des XIV. Korps, welche dorthin am weitesten vorgeschoben waren, dem General von Tresckow zu Hülfe geschickt. Dieselben konnten jedoch am 3ten zurück beordert werden, weil sich herausgestellt hatte, daß das Belagerungs-Korps augenblicklich nicht bedroht war. An diesem Tage schien es, daß die Franzosen den Doubs und den Ognon überschreiten und sich zwischen Belfort und Vesoul einschieben wollten. Deshalb wurden die Truppen in der Gegend von Villersexel, einer kleinen Stadt an dem letztgenannten Flusse, drei Meilen von Vesoul, zusammengezogen. Am 4ten früh jagten wir auf eisglatten Wegen dorthin. Die

Nachricht war aber wieder falsch und ohne den Gegner getroffen zu haben, kehrten wir in die geräumten Quartiere zurück.

Endlich am 5ten zeigte sich der Feind in dem Landstriche südlich um Vesoul mit allen Waffen. Wir ritten früh hinaus. Mehrere Vorposten-Gefechte fanden statt. Einige dauerten eine Meile von der Stadt bis in die Dunkelheit. Sie kosteten uns nicht ganz unbedeutende Opfer, brachten aber 500 Gefangene ein, die in dem Hauptquartiere examinirt wurden.

Da ergab sich, daß wir Bourbaki wirklich vor uns hatten. Er mußte bereits mindestens 60000 Mann, zwei, wenn nicht drei Armee-Korps versammelt haben. Die Aussagen der Kriegsgefangenen stimmten auch darin überein, daß man noch mehr Zuzug erwarte. Die Uebermacht war also groß; doch wohl nur der Zahl nach. Viele dieser Leute waren neu eingestellte, mangelhaft ausgerüstete Soldaten, zum Theil noch Jünglinge, den Strapazen eines Winter-Feldzugs nicht gewachsen. Bei mir wenigstens verstärkte sich an diesem Abend die Hoffnung, daß solche Schaaren an der Kriegstüchtigkeit unserer Mannschaft immer scheitern würden.

In der Erwartung, daß der so nahe Gegner uns jetzt angreifen werde, ließ der General von Werder sein Korps eine Stellung bei Vesoul einnehmen.

Am 6ten bei Tagesanbruch wurde ich auf den Calvarienberg geschickt, um zu beobachten und zu melden, wenn die Franzosen anrückten. So kam ich endlich auf diese Höhe. Mit einem guten Perspektiv stieg ich hinan. Eine Kette von Laufposten wurde aufgestellt. Solchem Zwecke hatte der Andachtsweg wahrscheinlich noch niemals gedient.

Auf dem, einige hundert Fuß hohen Bergkegel hatte ich

einen so interessanten Umblick, daß ich den eisigen Wind kaum fühlte. Noch immer hatten wir mehrere Grade Kälte, und Schnee bedeckte die Gefilde. Doch waren die Straßen, auf welchen der Feind kommen konnte, deutlich zu unterscheiden. Auf keiner derselben war eine Bewegung.

Anfangs glaubte ich an verschiedenen Stellen Kolonnen zu sehen, große und kleine, die sich als dunkele rechtwinkelige Massen von der weißen Fläche abhoben. Ich beobachtete sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ihr Verhältniß änderte sich weder zu einander, noch zu der Umgebung, sie blieben immer auf demselben Flecke und so überzeugte ich mich, daß es leblose Gegenstände waren, niedrige Gehölze, auf welchen der Schnee nicht gehaftet hatte.

Da sich in jener Gegend nichts regte, so konnte ich in Muße die Aufstellung unseres Korps betrachten, welche sich am Fuße meines Standortes rechts und links ausbreitete. Die Truppen lagerten gefechts-, die Kanonen standen schußbereit. Es waren 32 Bataillone, 24 Schwadronen, 120 Geschütze; eine ansehnliche Macht, freilich ganz auf sich angewiesen in diesem Theile des feindlichen Frankreichs, auf viele Tagemärsche ohne bedeutenden Beistand.

Wenn der General Bourbaki uns hier schlug, so hatte er freie Bahn, wenigstens zunächst nach Belfort. Gewiß strebte er nach einem schnellen Erfolge. War doch bekannt, wie Gambetta die Generäle antrieb oder auch für unfähig erklärte und vor ein Kriegsgericht stellte.

Der Feind kam nicht. Vielleicht sammelte er noch seine Kräfte. Ich studirte mittelst des Teleskops und der Karte das

Land. Gesellschaft hatte ich nicht, außer einer Ordonnanz. Der Mann erzählte mir zum Zeitvertreib, sich zum Behagen, Geschichten aus seiner Heimath. Aber die meiste Zeit verlief schweigend und da dachte ich allerlei, besonders auch über die Frage, ob ich so unbefangen bleiben würde, wenn ich für die Operationen verantwortlich wäre. Eine wichtige Entscheidung stand bevor, wenn nicht heute, so morgen, jedenfalls in nächster Zeit. Der General, von dessen Entschlüssen unzähliges Menschenglück, ja das Schicksal von Ländern und Staaten abhängt, muß den höchsten Grad von Charakterstärke besitzen, um die Krisis ruhmvoll zu bestehen.

Als es dunkel wurde, stieg ich hinab.

An diesem Abend sollte noch das Unangenehmste geschehen, was ich in dem Kriege erlebt habe. Einer Landwehrabtheilung der 4ten Resere-Division waren Quartiere in der Stadt angewiesen. Wie unsere Mannschaft überhaupt war auch sie von den Märschen und Bivouaks der letzten Zeit sehr angestrengt, Vorgesetzte wie Untergebene waren erschöpft. Nun in den mit erwärmenden, berauschenden Getränken reichlich versehenen Häusern hatten die Leute sich betrunken, in Kellern und Stuben arg gehaust und die Besitzer, welche ihr Eigenthum schützen wollten, roh behandelt. Ich wurde aus meinem Hause zu Hülfe geholt. Es war die erste schlimme Ausschreitung unserer Soldaten und ist die einzige geblieben. Patrouillen machten dem Unfug ein Ende. Diese Landwehren wurden aus der Stadt in's Bivouak geschickt. Das richterliche Verfahren gegen sie wurde eingeleitet. Der Truppentheil, welchem sie angehörten, hat einige Tage später den Makel durch todesmuthigen Kampf gesühnt.

Das Gepäck war zurück geschickt. Man hielt sich während der Nacht jeden Augenblick bereit. Der alte Präfekt schlief vollständig gekleidet fest auf einem Sofa.

Das Wetter schlug um, es thaute. Der Diener Charles schien mit seiner tröstlichen Behauptung, daß solche Kälte in Vesoul niemals von Dauer sei, Recht zu bekommen.

Am 7ten fanden wir südlich von Vesoul die Ortschaften vom Feinde unbesetzt. Andere Wahrnehmungen und Nachrichten ließen seinen Abmarsch nach Belfort vermuthen. Am 8ten beobachtete man nicht weit vom Ognon ein französisches, nach Osten marschirendes Korps. Die 4te Reserve-Division und dahinter die Truppen des Generals von der Goltz wurden auf der Straße nach Villersexel vorgeschoben.

In der Nacht trat der Fürst von Hohenlohe mit Licht an mein Bett, mich aus tiefem Schlafe weckend. „Es ist ein Befehl vom General von Werder da. Wir sollen früh reiten."

Dieser Befehl war ausgegeben, als man in Erfahrung gebracht hatte, daß der Feind in Villersexel stand, uns also von Belfort zu trennen drohte. Deshalb sollte die 4te Reserve-Division mit ihrer Avantgarde gegen Villersexel, mit ihrem Gros nach dem Dorfe Aillevans, eine halbe Meile nördlich dieser Stadt nahe am Ognon, der hier einen südlichen Lauf hat, marschiren. Die Brigade des Generals von der Goltz sollte folgen, die badische Division eine etwas nördlicher gelegene Straße einschlagen.

Bei Tagesgrauen verließ das Hauptquartier Vesoul. Das stark hügelige Land war noch mit dichtem Schnee bedeckt. Meldungen erreichten den General unterwegs. Wir hörten Kanonenschüsse.

Eine halbe Meile nordwestlich von Villersexel im Walde wird die Straße von einer anderen durchschnitten, welche von Lüre über Aillevans nach Besançon führt. An diesem Punkte liegt das Gehöft Grange d'Ancin. Hier wurde ich abgeschickt, um zu sehen, wie es am Ognon stand.

Die Straße nach Villersexel einschlagend, traf ich auf mehrere Haufen Kriegsgefangener, die weggeführt wurden, und hatte, aus dem Walde kommend, anderthalb tausend Schritte links auf dem hohen jenseitigen Ufer die Stadt, rechts auf dem diesseitigen das Dorf Moimay vor mir. Bei der Stadt nimmt der Ognon einen von Osten kommenden wasserreichen Nebenfluß auf und fließt breit und in mehreren Armen westlich einige tausend Schritte weit bis nach Moimay, wo er sich wieder nach Süden wendet. Ueber das Gewässer, welches nicht zugefroren war, führt eine lange massive Brücke in die hoch gelegene Stadt, welche von der Avantgarde der 4ten Reserve-Division schon erstürmt war. Dahinter erschallten nur noch einzelne Kanonenschüsse.

Rechts aber war eine lebhafte Kanonade. Bei Moimay fand ich den General von der Goltz, dessen Avantgarde dieses Dorf besetzt hatte. Vor ihm entwickelte der Gegner überlegene Schaaren. Der General beorderte mit der Ruhe, welche er immer bewahrte, sein Gros heran. Erschien es auch nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen ihren Hauptangriff hierher richten würden, wo das Terrain für sie nicht günstig war und uns der Vorsprung nach Belfort blieb, so mußten sie doch aufgehalten werden.

Nun zurück reitend fand ich den General von Werder auf einer Höhe vor dem Dorfe Aillevans im Gespräche mit dem

General von Schmeling, welcher hier den Ognon hatte überbrücken lassen. Nicht lange darauf begab sich der kommandirende General mit dem Oberstlieutenant von Leszczynski in ein Haus des Dorfes und auch der General von Schmeling entfernte sich.

Um 1 Uhr kam der General von Werder wieder. Er schien inzwischen Meldungen erhalten, Befehle gegeben zu haben. Er beorderte mich und noch zwei Offiziere, ihn zu begleiten. Der Generalstabs-Chef blieb bei Aillevans. Schnell gelangten wir nach Villersexel, erst nahe vor der Brücke durften die Pferde im Schritt gehen. Nun sprachen wir davon, daß man die Stadt entweder behaupten oder aber bevor die feindliche Artillerie das lange Brücken- und Wald-Defilé bestreiche, räumen müsse. In und bei der Stadt fiel kein Schuß mehr. Gleich jenseits des Flusses wandten wir uns rechts die Höhe hinauf nach dem an einem Park liegenden großen Schlosse, in welches die Preußen über einen Steg, den sie unterhalb der Brücke entdeckt hatten, zuerst eingedrungen waren. In der Stadt stiegen wir vom Pferde und der General besuchte die Verwundeten.

Da hörten wir plötzlich aus südlicher Richtung Kanonenschüsse. Wir ritten hinaus und sahen etwa zweitausend Schritte entfernt feindliche Batterien. Französische Truppenmassen sah ich noch nicht; doch wies das Auftreten der Artillerie unzweifelhaft auf einen bevorstehenden Angriff hin. Das konnte sehr vortheilhaft für uns sein. Je länger Bourbaki sich von einem Theile unseres Korps festhalten ließ, um so mehr Zeit gewann der andere. Daß er uns über den Haufen renne, war nach der Beschaffenheit der beiderseitigen Truppen und des Terrains nicht zu besorgen. Ueberdies neigte der Tag schon zum Abend.

Unsere Artillerie marschirte an der Südgrenze der Stadt auf, unsere Infanterie ging vorwärts. Wir kehrten in den Ort zurück und fanden auf einem freien Platze den General von Schmeling, dessen Gros her beordert, zum Theil schon eingetroffen war. Nach einem Gespräche mit ihm ritt der kommandirende General der Brücke zu. Ich glaube, er wollte nach Moimay.

In der Nähe des Schlosses stand ein Theil des 30sten Regiments von der Brigade Goltz, deren Befehlshaber von seinen vierundzwanzig Kompagnien neun nach Villersexel abgegeben hatte. Der General von Werder befahl, daß sie nach ihrer Brigade zurückkehren sollten und ritt weiter über die Brücke. Da trafen wir den Oberstlieutenant von Leszczynski. Ich erfuhr, daß auch zwei badische Brigaden anmarschirten. Am Waldrande kam uns der General von der Goltz entgegen, der gelassen erklärte, daß er keiner Unterstützung bedürfe. Die Landwehr-Bataillone vom Gros der 4ten Reserve-Division wurden angehalten.

Inzwischen waren feindliche Massen gegen Villersexel vorgestürmt. Die preußischen Batterien hatten Befehl erhalten, das linke Ufer zu räumen, und suchten vom rechten zu wirken. Ich wurde dorthin geschickt, um zu sehen, was sie vermöchten. Es dämmerte. Die französische Artillerie schoß lebhaft und hatte die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesetzt. Feindliche Infanterie war nach dem Abmarsche der Kompagnien des 30sten Regiments in den Park und das Schloß eingedrungen.

An der Brücke hielt der General von Schmeling, von französischen Geschossen umschwirrt, im höchsten Gleichmuth. Es war der Befehl eingegangen, Villersexel zu behaupten. Die nächsten Landwehr-Bataillone rückten an. Der Divisions-Kommandeur

begab sich, erhaltener Weisung folgend, zu dem kommandirenden General.

Bei diesem fanden sich in dem Gehöft Grange d'Ancin alle Unter-Befehlshaber ein; denn auch der General von Glümer war angekommen. Einige badische Bataillone und Batterien waren in dem Gefechte der Brigade Goltz noch zur Thätigkeit gelangt. Dort hatte der Feind kein Terrain gewonnen und bei eintretender Dunkelheit den Kampf aufgegeben.

Der Tag war ein wichtiger gewesen. Zum ersten Male hatten wir den lange verborgenen Gegner getroffen. Zwei französische Armee-Korps, das XVIII. und XX. — Einige behaupteten mehr — standen uns gegenüber und hatten nicht vermocht, nur einen Theil unseres Korps zu verdrängen. Währte der Kampf in Villersexel auch noch fort, einen Ausschlag konnte er nicht geben. Es war Nacht, er sollte abgebrochen werden.

Wir ritten auf der wieder glatt gefrorenen Straße, an langen Reihen von Truppen-Fahrzeugen vorbei, nach Aillevans und suchten, wie wir waren, in den Bauernhäusern auf einem Strohlager Ruhe.

XV.

An der Lisaine.

Früh war man draußen in der eisigen, von der Morgenröthe noch nicht erhellten Luft. Bei Laternenlicht besuchte man die eigenen Pferde, diese wichtigen, treuen Kriegsgefährten, von denen manche, welche von den feindlichen Geschossen verschont blieben, an anderem Unheil zu Grunde gingen. Sie hatten in kalten Scheunen unter dem Sattel gestanden und sahen frostig, hungrig aus; die meinigen waren gesund.

Um Nachrichten zu bekommen, um sich zu erwärmen, lief man umher.

Noch lange war in Villersexel beim Schein der Feuersbrünste heftig gekämpft worden, in dem brennenden Schlosse von Geschoß zu Geschoß, von Saal zu Saal. Immer mehr Franzosen strömten herbei. Jetzt hier, jetzt dort umzingelten sie die Preußen, denen nun andere zu Hülfe eilten. So gelang es erst nach Mitternacht, die Truppen der Division Schmeling zurückzuführen.

Der General Bourbaki war bei dem Angriffe auf die Stadt zugegen gewesen. Sein XX. Armee-Korps hatte sie genommen und er mochte glauben, einen Sieg erfochten zu haben.

Wir hatten am 9ten und in der Nacht zum 10ten fünf- bis sechshundert Mann durch Tod und Verwundung verloren und siebenhundert unverwundete französische Soldaten gefangen.

Als es Tag geworden, stand unser Korps bei Aillevans auf beiden Ufern des Ognon gefechtsbereit. Der General von Werder wartete ernsten und entschlossenen Angesichts, ob wir angegriffen würden. Es war eine Stunde großer Spannung. Als es gewiß war, daß die Franzosen nicht vorgingen, marschirten wir ab; um neue Verwickelungen zu vermeiden, auf weiten Umwegen nordöstlich. Da der französische Oberbefehlshaber nicht versuchte, uns nach Norden zurückzuwerfen, so war zu vermuthen, daß er seine Armee geraden Weges nach Osten führe. Er hatte einen großen Vorsprung. Man mußte hoffen, daß der General von Treskow ihm widerstehen würde, bis wir kämen.

Was derselbe hierzu thun konnte, war geschehen. Der Kommandeur seiner Belagerungs-Artillerie hatte auf beherrschenden Punkten an der Lisaine und Allaine Batterien erbauen und darin schwere Kanonen aus dem Belagerungspark aufstellen lassen; und Truppen des Belagerungs-Korps bewachten das Land über die beiden Flüsse hinaus.

Auf schwer gangbaren, engen Wegen beschleunigten wir den Marsch, vom Gegner nicht verfolgt, nicht einmal beobachtet. So gelangten unsere Truppen an die Straßen, welche von Lüre nach der Lisaine führen.

Das Hauptquartier begab sich zunächst nach Lüre. Dort war noch eine Post eingetroffen. Wir erhielten Briefe aus der Heimath, Nachrichten von den anderen Kriegsschauplätzen. Gerüchtweise verlautete, daß eine neue Armee, welcher das XIV. Korps

fernerhin angehören sollte, unter dem Oberbefehl des Generals von Manteuffel gebildet werde. Diese Maßregel, deren große Tragweite wir noch nicht kannten, berührte zuerst unangenehm. Auf uns selbst gestellt, wünschten wir der schweren Zeit ein glückliches Ende allein zu bereiten. Indeß, noch war der General von Werder selbständig, der General von Manteuffel im nördlichen Frankreich und die Entscheidung bei uns nahe.

Im Hause des Maire von Lüre konnten wir uns nach dreißig harten Stunden sehr wohl erquicken. Herr und Madame Martelet erfuhren von uns zuerst die Schrecknisse von Villersexel, wo nahe Bekannte von ihnen lebten. Der Besitzer des Schlosses war ihnen befreundet. Er hatte reiche Kunstschätze gesammelt, die in der plötzlich eintretenden Zerstörung untergegangen sein mußten. Seine Freunde in Lüre waren sehr betrübt. Sie beriethen, was sie für die Nothleidenden in der heimgesuchten Stadt, für die Verwundeten beider Heere, die dort lagen, thun könnten.

Auch Herr von Lauer war in Lüre. Erst mit den letzten deutschen Truppen hatte er Vesoul verlassen.

Nachdem der kommandirende General die dringendsten Anordnungen getroffen, Befehle erlassen hatte, fuhr er mit dem Oberstlieutenant von Leszczynski den Truppen voraus in die Belforter Gegend, um den General von Treskow zu sprechen und die Stellung, welche er für die Schlacht einnehmen wollte, zu besichtigen. Wir Anderen vom Hauptquartiere ritten am Abend auf der Belforter Chaussee weiter. In dem, von Badensern eng belegten, Dorfe Ronchamp fand ich nach langem Suchen ein Unterkommen für meine Leute und Pferde und brachte mich bei einem freundlichen Regiments-Kommandeur unter Dach und Fach.

Am 11ten kamen wir zunächst in die flachere Landschaft von Frahier, dem Dorfe, bei welchem aus mehreren Bächen der kleine Lisaine-Fluß sich bildet. Das obere Gebirge schied sich in der dicken Luft nicht von dem Himmel, das Weiß zu unseren Füßen ging in das Grau der Wolken über.

In Frahier erfuhren wir, daß noch kein Feind vor der Lisaine erschienen war und daß unser kommandirender General das Dorf Brévilliers zum Hauptquartier gewählt habe. Dasselbe liegt eine Meile südwestlich von Belfort, der Chaussee nahe, welche von dort nach Héricourt führt, kaum eine halbe Meile von letzterem Orte, in einem Seitenthale.

Auf dem Wege dahin in der mir schon bekannten Gegend hörten wir links die Kanonade von Belfort, aber nichts von einem Kampfe zu unserer Rechten. Es begegneten uns Kommandos des Belagerungs-Korps, bei denen ich mich nach dem Stande des förmlichen Angriffs erkundigte. Die Batterien südlich der Perches-Höhen hatten ihr Feuer eröffnet, die gegen die West-Front setzten es fort. Vor drei Tagen war das Dorf Danjoutin, zweitausend Schritte südlich der Festung, nach heftigem Kampfe den Franzosen entrissen worden. Der schwierige Angriff war also in fast zwei Monaten nicht weit vorgeschritten.

Die Truppen des Generals von Tresckow, welche über die Lisaine und Allaine hinaus entsandt waren, hatten Fühlung, auch Gefechte mit dem Feinde gehabt, der südwestlich von Héricourt größere Massen, an der Schweizer Grenze dagegen nur schwache Kräfte zeigte.

Alle Nachrichten trafen dahin zusammen, daß mindestens vier französische Armee-Korps, das XV., XVIII., XX. und

XXIV., uns nahe waren. Trotzdem wurde am 11ten das Lisaine-Thal, von der 4ten Reserve-Division bei Héricourt, von der Brigade Goltz nördlicher, von der badischen Division bei Frahier erreicht. Unser Flankenmarsch war gelungen. Auf großem Umwege waren wir der feindlichen Ost-Armee zuvorgekommen. Ihre Führung oder Manövrirfähigkeit mußte sehr mangelhaft sein.

Um die Bewegungen, welche sie immerhin noch nach Norden richten konnte, zu beobachten, hatte der General von Werder schon Tages vorher ein Detachement von 13 Schwadronen mit 8 Kompagnien und 2 Batterien ausgesondert und unter dem Befehle des Oberst von Willisen bei Lüre gelassen. Nun galt es, in der Zeit, welche der Gegner uns ließ, die Vertheidigung auf's Beste vorzubereiten.

Da seine Hauptkräfte noch zwischen Doubs und Ognon standen, so war kein entscheidender Angriff von Süden her gegen die Linie der Allaine zu erwarten. Der kommandirende General überließ deren Vertheidigung dem General von Debschitz. Die 1ste Reserve-Division sollte die Belagerung fortsetzen und jedem Ausfalle aus Belfort widerstehen. Für die $2^1/_2$ Meilen lange Linie der Lisaine von Frahier bis Montbéliard blieben etwa 40000 Mann. Die 4te Reserve-Division dehnte sich bis Montbéliard aus.

Was der Stellung an Truppenstärke fehlte, wurde so gut es ging durch artilleristische und fortifikatorische Arbeit ersetzt. Noch mehr Belagerungsgeschütze wurden in Batterien gebracht, für Feldkanonen und Schützen in dem gefrorenen und steinigen Boden Einschnitte gemacht, Wege durch die Waldberge rekognoszirt

und gebessert, Brücken gesprengt oder zur Sprengung vorbereitet. Die Lisaine, auch in ihrem breiteren Theile kein unüberschreitbares Hinderniß, wurde angestaut, ihr Wasser durch Aufeisen offen erhalten. Telegraphenleitungen verbanden das Hauptquartier mit den wichtigsten Orten.

Der 12te verstrich, ohne daß wir in diesen Beschäftigungen gestört wurden. In der ernsten Lage war es eine um so größere Ermuthigung, die Truppen und ihre Führer zu sehen. Bei strenger Kälte that die ermüdete Mannschaft jeden Dienst aufmerksam und eifrig. Wußte sie auch nicht, wie drohend die Gefahr, sie begriff was auf dem Spiele stand und Mancher fühlte mit Stolz, daß jetzt auch seine Tapferkeit das nahe deutsche Land beschütze. Ich glaube, Keiner war darunter, der einen Schritt weichen wollte.

Zu den Strapazen kam in diesen Tagen eine schlechtere, hier und da ungenügende Verpflegung. Brévilliers ist der einzige Ort in Frankreich, wo ich gehungert habe. Was auf der früheren Versorgungslinie über Epinal nachgeschoben war, hatte zurück und auf die Elsässer Linie gebracht werden müssen, wo es nicht rechtzeitig ankommen konnte. Die nächsten Ortschaften hatten wenig mehr; sogar der Wein, an dem bis jetzt nirgends Mangel war, fehlte. Aber trotz Allem verloren unsere Soldaten den Humor nicht, der in der Noth erst recht wohlthut.

Solche Truppen erleichtern zwar die Sorgen des Befehlshabers, aber ihr Todesmuth verschärft vielleicht den bitteren Gedanken, daß alle Opfer vergeblich sein können.

Das bergige, waldige Land verhinderte die Einsicht in die feindlichen Maßregeln und erschwerte die rechtzeitige Heranziehung der schwachen Reserven nach dem gefährdetsten Theile der

langen Stellung. Durchbrach der Feind dieselbe, reichte gar Belforts Vertheidiger durch einen kräftigen Ausfall ihm die Hand, so konnte sie nicht behauptet, der Rückzug im äußersten Maße schwierig und verlustvoll werden.

Im Badener Lande fürchtete man einen feindlichen Einbruch. Der allerhöchste Kriegsherr, das deutsche Heer, ganz Deutschland blickte gespannt auf den General von Werder und sein Korps. Unsere Niederlage würde die erste in diesem Kriege sein und wenn auch nicht entscheidende, doch sehr beklagenswerthe Folgen haben.

Der General von Werder zeigte sich, wie es nicht anders sein konnte, ernst. Seinem Gemüthe war jede Verstellung unmöglich. Man sah ihm an, daß er siegen oder ruhmvoll untergehen wollte. Ich glaube, daß er für den letzten Fall das Persönliche ordnete.

Und so würdigten alle Generäle, die ich sah, den Augenblick. Sollten sie doch bei einer, Großes entscheidenden Handlung bedeutend mitwirken! Sollte doch unser Korps jetzt endlich eine Schlacht liefern!

Der General von Glümer, nach schwerer Krankheit bei Nuits verwundet, keiner Anstrengung sich entziehend, blaß, aber thatkräftig. Der General von Tresckow unermüdlich rege, immer bereit, mit seinen Truppen und Vorräthen auszuhelfen, in treuester Pflichterfüllung getrosten Muthes. Der General von Schmeling jeden Befehls gewärtig und ihn gelassen vollziehend. Der General von der Goltz ruhig, klar und entschlossen.

Der badische General von Degenfeld hatte bei Nuits seinen einzigen Sohn verloren, den letzten Erben eines großen Familienbesitzes. In tiefem stillen Gram erwartete er die Schlacht.

Der Fürst von Hohenlohe that, was an ihm war, um die Pflege der Verwundeten vorzubereiten. Die Mairie von Brévilliers sollte Lazareth werden. Vorläufig bezog er mit mir eine Stube in diesem Gebäude, worin fast keine Möbeln und gar keine Lebensmittel waren. Die Erbswurst, welche sein Jäger zurichtete, war für uns eine neue Kost, die vortrefflich schmeckte. Und in einem Pelzrock des Fürsten, der zwei besaß, wurde ich warm. Der für mich aus Berlin gesandte hatte vor Vesoul umkehren müssen.

Am 13ten Vormittags führte mich mein Ritt nach den südwestlichen Belagerungsbatterien vor Belfort. Die Kanonade wurde von beiden Seiten fortgesetzt. Die Artilleristen des Generals von Tresckow schossen, die Infanteristen bewachten die Laufgräben, unbekümmert um das, was in ihrem Rücken sich ereignen mochte.

Nach Brévilliers zurückgekehrt, wurde ein anderes Pferd bestiegen. Der kommandirende General war hinaus geritten. Am Morgen hatte der Feind die Vorposten der Generäle von Schmeling und von der Goltz eine halbe Meile westlich der Lisaine mit stark überlegenen Kräften angegriffen und nach verlustvollem Widerstande allmälig verdrängt. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden sie in haltbare Stellungen auf tausend oder zweitausend Schritte an den Fluß herangezogen.

Auch südlich der Allaine war ein Zusammenstoß erfolgt, der Feind dort aber nur schwach aufgetreten und zurückgeschlagen.

So schien denn der Hauptangriff unzweifelhaft gegen unsere westliche Vertheidigungslinie beabsichtigt zu sein und unmittelbar bevorzustehen.

Es kam darauf an, wie lange wir ihn ertrugen. Der Ge-

neral von Manteuffel, welchem das Ober-Kommando der aus dem II., VII. und XIV. Armee-Korps gebildeten Süd-Armee übertragen worden, führte die beiden erstgenannten Korps zu uns. Noch befanden sie sich jenseits der Côte d'Or und des Plateaus von Langres, die in solcher Winterzeit fast unwegsam waren.

Doch wirkte die von der obersten Heeresleitung schnell beschlossene und in Ausführung gesetzte Maßregel schon jetzt ermuthigend. Die Furcht, daß die Franzosen deutsches Land verheerend durchziehen würden, nahm ab.

Wenn wir nur Munition genug hatten! Unser nachgeschobener Ersatz war auf dem Rückwege über Epinal und der Fahrt über Straßburg; auf ihn konnten wir nicht rechnen. Das badische Kriegsministerium wollte aushelfen, und es zeigte sich hier recht, wie entscheidend wichtig die Uebereinstimmung des Waffenmaterials werden kann. Zunächst ergänzten wir uns, so weit es ging, aus dem Belagerungspark.

Als ich am Abend in unser Dorf kam, hatte der Fürst von Hohenlohe unsere Stube räumen lassen, weil die Aerzte sie gebrauchten. Ich ging in das Bauernhaus, wo meine Pferde standen, und schlief am Herdfeuer.

Am 14ten mit Tagesanbruch begaben wir uns in der Erwartung des Feindes wieder hinaus. Wir hatten 10 Grad Kälte. Kaum gelang es den Pionieren, die Lisaine offen zu halten. Westlich von Montbéliard fanden Scharmützel, aber nirgends große Angriffsbewegungen der Feinde statt, denen unsere Patrouillen vor der ganzen Front begegneten. Vergeblich warteten wir den Tag über. Das Detachement des Oberst von Willisen hatte kleine Abtheilungen des Gegners geworfen und da neue,

große Kolonnen von Vesoul herkamen, sich nach Ronchamp zurückgezogen.

Am Abend bereitete mir unser Ober=Stabs=Arzt Hoffmann in seinem Quartiere freundlich eine Stätte, wo ich etwas besser übernachten konnte. Er hing sein Thermometer in's Freie. Dasselbe zeigte am 15. Morgens 7 Uhr 14 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkte.

Der kommandirende General, welcher den Hauptangriff gegen den linken Flügel und das Centrum der Stellung an der Lisaine erwartete, hatte über die badische Division anders verfügt. Auf dem rechten Flügel blieben nur das Detachement des Oberst von Willisen und südwestlich von Frahier 2 Bataillone, 1 Schwadron und 1 Batterie unter dem General von Degenfeld. Von den anderen badischen Truppen erhielt der General von der Goltz noch 1 Bataillon und 2 Batterien zur Verstärkung. Die übrigen wurden als Reserven bei Brévilliers und hinter dem linken Flügel, welchen der General von Glümer befehligen sollte, bereit gestellt.

Der wichtigste Punkt war Héricourt. Hier konnte der Feind sich die nächste und beste Verbindung mit Belfort öffnen. Nördlich des Städtchens und der Chaussee, diesseits der Lisaine, liegt der Berg Vaudois. Von seinem südlichen unbewaldeten Abhange übersieht man einen Theil des Flußthals. Dahin begab sich der kommandirende General am 15ten früh. Nicht weit von einer Batterie von sieben Belagerungskanonen nahm er seinen Standpunkt.

Noch war es still. Nur im Rücken, von Belfort her, hörten wir Schüsse. Die Luft war hell.

Am Westhange des Vaudois, tiefer als die eben genannte

Batterie, und auf dem Berge Salamon an der anderen Seite der Chaussee standen Feldgeschütze hinter Brustwehren. Die Artilleristen hatten Letztere mit Schnee beschüttet, damit sie von dem umliegenden Boden nicht abstächen. Héricourt war verschanzt, ebenso die auf dem rechten Flußufer unmittelbar vor der Stadt einzeln liegende Anhöhe.

Oberhalb und 4000 Schritt von Héricourt liegt am nordwestlichen Fuße des Vaudois das Dorf Lüze und 2000 Schritt weiter das Dorf Chagey. Beide sollten von den Truppen des Generals von der Goltz vertheidigt werden. Noch eine halbe Meile nördlicher stand der General von Degenfeld bei der großen Ortschaft Chenebier. Zwischen dieser und Chagey treten unwegsame bewaldete Höhen von beiden Seiten steil und nahe an die Lisaine hinan.

In dem von Héricourt bis Montbéliard eine Meile langen Flußthale liegen die Dörfer Büssürel und Bethoncourt, ersteres etwa in der Mitte dieser Strecke, letzteres schon in der wirksamsten Schußweite einer starken Artillerieaufstellung, zu welcher die beherrschende Höhe Gelegenheit bot, an deren südlichem Fuße Schloß und Stadt Montbéliard erbaut sind. Das Schloß war ebenfalls mit Geschützen versehen und hatte eine Besatzung erhalten.

Um 9 Uhr hörten wir in der bergigen Landschaft jenseits der Lisaine Gewehrfeuer, auch einzelne Kanonenschüsse. Unsere Vortruppen zogen sich zurück. Französische Infanterie griff vergeblich Héricourt an. Ueber ihr auf dem Berge erschien Artillerie, die, von den Belagerungskanonen des Vaudois auf 4000 Schritt langsam beschossen, wirkungslos antwortete und ihren Platz verließ. Dann aber traten auf jenen Bergen an mehreren

Stellen Batterien auf, weiter rechts wurden französische Infanterie-Kolonnen sichtbar und bei diesen, nur 1000 Schritt vor Lüze, entwickelte der Gegner gleichfalls eine zahlreiche Artillerie. Nun schossen auch unsere Feldgeschütze. Der Donner von 150 Kanonen rollte hier gegen einander.

Zwischendurch vernahmen wir den Geschützkampf von Belfort. Unzweifelhaft hörte man in der Festung die Schlacht. Stürmte die Besatzung heraus, bedurften die Einschließungstruppen der Hülfe, so konnte uns das einen Theil unserer Reserve, wenn nicht mehr, kosten. Es war ein eigenthümliches Gefühl, den Feind so nahe und stark vor und hinter sich zu wissen.

In den Pausen hörten wir nun auch von Montbéliard her Kanonenschüsse, welche sich mit steigender Schnelligkeit folgten.

Der General von Werder wurde durch Meldungen über die Lage auf den entfernteren Theilen des Schlachtfeldes in Kenntniß gesetzt. Er wollte mit seiner Reserve sparsam sein, mußte aber doch Bataillone und Batterien von Brévilliers nach links und rechts entsenden.

Unsere Batterien auf dem Salamon hatten augenblicklich einen schweren Stand und schossen sehr schnell. Letzteres war bei dem drohenden Munitionsmangel bedenklich, denn mit dem heutigen Tage war die Sache nicht abgethan. Ich wurde dorthin geschickt und erhielt so die Gelegenheit, das Gefecht zu sehen, welches bei Büssürel stattfand. Dieses Dorf jenseits der Lisaine war von französischer Infanterie eingenommen, der Rauch ihres heftigen Feuers lag davor. Von dem Berge dahinter schossen Mitrailleusen, erkennbar an ihrem ratternden Geknall. Große feindliche Haufen brachen aus dem Walde hervor und flohen,

von unseren Shrapnels erreicht, dahin zurück. Ueber den Fluß kam der Gegner nicht.

An dem Wege, welchen ich nahm, um wieder nach dem Vaudois zu kommen, saß auf einem Chausseesteine bei Héricourt inmitten umherfliegender Geschosse und Mauertrümmer der General von Schmeling. Er beobachtete den Feind, wobei er gegen die hinab sinkende Sonne die Hand über die Augen hielt.

Inzwischen waren Zuaven in Chagey eingedrungen, dort wogte der Kampf in Straßen und Häusern. Der Gegner wollte den Erfolg weiter ausbeuten, brachte mehr Geschütze herbei, schickte mehr Infanterie vor. Unsere Batterien verscheuchten sie. Badische Verstärkungen trafen ein und schlugen die Zuaven aus dem Dorfe hinaus.

Auf unserem rechten Flügel war nur das Detachement in Chenebier mit dem Gegner in Berührung gekommen. Die Truppen, deren Annäherung dasselbe um Mittag abwies, waren von der Division Crémer, welche bei Nuits gekämpft hatte. Wie oft mag der General von Degenfeld an seinen dort gefallenen Sohn gedacht haben.

Jetzt hatten die Garibaldianer Dijon besetzt; sie nicht allein, noch eine Division Franzosen sollte dort sein. Die Division Crémer war uns nachgeschickt, gehörte aber nicht zu den vier Korps, die wir in den letzten Tagen gegen uns hatten; und auch die Truppen nicht, welche vor dem General von Debschitz auftraten. Gambetta konnte Armeen aus der Erde stampfen.

Der Tag des 15ten Januars war zu Ende. Von Chagey bis Héricourt hatte das französische XVIII. und XX., südlicher

das XXIV. und XV. Korps mit uns gekämpft. An keinem Punkte war es ihnen gelungen, die Lisaine zu überschreiten.

Nur in der Stadt Montbéliard, in welche Franzosen hinein marschirt waren, aus der sie aber nach unserer Seite nicht heraus konnten. Am Nachmittage hatte der Feind vor der kurzen Strecke Bethoncourt—Montbéliard große Massen mit viel Artillerie entwickelt. Bei Bethoncourt war sein Angriff gescheitert, die Stadt Montbéliard hatten die Preußen freiwillig verlassen. Das Schloß und der Berg nördlich desselben mit seiner starken Artillerie-Aufstellung waren in unserem Besitz und die Truppen des Generals von Glümer sperrten das Defilé, welches ostwärts aus der Stadt herausführt. Deshalb konnte der kommandirende General, als er die Meldung erhielt, die Franzosen wären in Montbéliard, wohl sagen: „Das schadet nichts."

Es war schon lange dunkel und kein Schuß fiel mehr, als wir um 7 Uhr nach Brévilliers ritten. Auf dem Wege äußerte ich meine Ansicht, daß der Feind nicht im Stande sei, uns zu werfen. Der General von Werder sagte hierauf: „Vielleicht hat er heute nur zugefühlt und greift morgen den schwachen Punkt, unseren rechten Flügel, an."

In Brévilliers ging ich in die Mairie, um zu erfahren, ob nähere Bekannte verwundet dorthin gebracht wären. Die Aerzte waren an der Arbeit. Unser konsultirender Chirurg, der badische Ober-Stabs-Arzt Beck, stand vor der schweren Wahl, ob er seinen Sohn durch eine Amputation invalide machen oder Schlimmeres wagen solle. Er hat sich für das Letztere entschieden und der junge Mann ist ganz gesund geworden.

Kaum hatte ich mich in meinem Quartiere an das wärmende Feuer gesetzt, als ich zu dem General von Werder befohlen wurde. Er empfing mich mit den Worten: „Sie müssen nach dem General von Debschitz. Sein Generalstabs-Offizier ist krank. Er hat mir einen Adjutanten geschickt, reiten Sie mit dem, er kennt den Weg.“

Dieser Befehl war mir sehr unwillkommen; denn ich verließ die alten Kameraden in der Krisis nicht gern.

XVI.

An der Schweizer Grenze.

Es war bitter kalt, der Himmel unbewölkt. Die Sterne glitzerten und flimmerten, als tanzten sie, um sich in der eisigen Luft zu erwärmen; links über uns der Polarstern. Wir mußten einen weiten Umweg machen, weil die Waldwege trotz der schneehellen Nacht nicht zu finden waren. Wir trachteten die Chaussee, welche von Belfort nach Delle an der Schweizer Grenze führt, zu gewinnen, so glatt sie war. Außer unserem kleinen Trupp und den Posten des Belagerungskorps schien kein lebendes Wesen zu wachen. Patrouillen und Schildwachen riefen uns an; sonst hörte man, wenn wir schwiegen, keinen menschlichen Laut. Anfangs ließen mich die Erzählungen des Adjutanten von den Begebenheiten bei dem Detachement des Generals von Debschitz den eigenen Zustand vergessen. Heute war dort abermals ein kleines Gefecht für den Feind nachtheilig verlaufen. Der Adjutant sagte, sie hätten Mobilgarden aus Besançon vor sich, dazu verschiedene Freischaaren, ein Corps des vengeurs und Berittene mit weißen Mänteln, die sich Gums nennen ließen. Von Leuten in den Dörfern, wo sie gewesen, hörte man, daß

viele betrunken wären und gern über die Schweizer Grenze entliefen. Als Schutz vor jenen verwilderten Menschen waren unsere Soldaten willkommen.

Nun aber quälten mich Hunger, Frost und Müdigkeit, eines mehr als das andere. Es wurde kälter und kälter. Um nicht einzuschlafen, stieg ich vom Pferde und ging. Schon lange hatten wir dem Nordstern den Rücken gekehrt. Der Weg wollte nicht enden. Seit wir Brévilliers verließen, hatte der große Bär den vierten Theil seines täglichen Weges durchschritten, als wir um 4 Uhr Morgens Beaucourt erreichten, das Dorf, eine starke halbe Meile südlich der Allaine, worin der General von Debschitz Quartier genommen hatte. Dem Adjutanten waren auf diesem Marsche die Finger erfroren, ich war in hohem Grade erschöpft und erstarrt. Indeß bot das gute Wirthshaus Speise und wärmendes Getränk und in dem seit mehreren Tagen entbehrten Bette schlief ich sogleich.

Es war noch dunkel, als der General von Debschitz mich wecken und zu sich befehlen ließ. Der alte Herr, der bei Ausbruch des Krieges zur Disposition gestanden hatte, ging vollständig gekleidet in seiner Stube auf und ab. Im Kamin brannte das Feuer und Lichter erleuchteten die auf einem Tische ausgebreitete Karte. Er setzte mir seine Lage auseinander. Er hatte 8 Bataillone, 2 Schwadronen und, da noch eine bayerische Batterie hinzugekommen war, 16 Feldgeschütze. Mit diesen Kräften wurde ein zwei Meilen breiter Terrainabschnitt von der Allaine bei Montbéliard bis an die, von Beaucourt noch etwa drei Viertelmeilen entfernte, Schweizer Grenze behauptet. Die Vorpostenlinie zog sich einige tausend Schritte südlich an Beaucourt vor-

bei. Einen starken Rückhalt bot die zur Vertheidigung eingerichtete Stellung hinter der Allaine.

Indeß glaubte der General, daß der Feind vor ihm an diesen wichtigen Tagen verstärkt werde, sei es von Montbéliard her, sei es mittelst der Eisenbahn von Besançon, die nahe heran führte. Man hatte in der Nacht Eisenbahnzüge gehört. Wahrscheinlicher aber brachten dieselben Lebensmittel für die große Armee Bourbaki's, welche der Landstrich, worin sie schon eine Woche verbrachte, nicht ernähren konnte.

Es wollte nicht Tag werden. Ein dicker Nebel legte sich zwischen Erde und Sonne.

Wir waren im Begriff, die Pferde zu besteigen, als die Geschütze bei Montbéliard wieder zu schießen begannen. Daraus wurde schnell eine starke Kanonade, welche das Gemüth heftiger ergriff, als wenn man selbst von ihr gefährdet war. Dort hatte man die Resultate vor Augen, hier befand man sich in einer quälenden Ungewißheit. Der General mochte sich von dem Telegraphen, der in Beaucourt endigte, nicht entfernen. Immer horchten wir, der Lärm wurde größer, auch Gewehrsalven vernahmen wir wieder und wieder. Erschütternd donnerte und rollte die nahe Schlacht. Vor uns rührte der Feind sich nicht. Am liebsten hätte man die Truppen gesammelt und wäre den Kameraden zu Hülfe marschirt. Die Unthätigkeit peinigte. Keine Nachricht! Doch hatten wir den Trost, daß die Schlacht auf derselben Stelle wogte. Die Unsrigen wichen nicht.

Der Nebel stieg und ballte sich zu Gewölk. Wir hatten westlichen Wind, es wurde wärmer.

Die geräumigste Stube des Wirthshauses, in welchem der

General mit seinen Offizieren wohnte, diente den beiden Adjutanten und zwei Schreibern als Bureau. Große Flächen der Wände waren mit weißem Papier beklebt und darauf mit Kohle Gefechtsscenen zwischen Preußen und Franzosen lebendig, ja dramatisch dargestellt. Der eine Schreiber war Maler und hatte die müßigen Stunden, deren hier genug gewesen, zu diesen Kunstwerken benutzt. Der andere Schreiber, welcher mir durch seine gewandte Form und Sprache angenehm auffiel, war, wenn ich nicht irre, Referendar; der Adjutant, mit dem ich in der Nacht geritten, schlesischer Gutsbesitzer. Nur der ältere Adjutant war Berufsoffizier. Er leitete die Geschäfte ebenso ruhig und bestimmt, wie sachkundig. Das war ein Bureau preußischer Landwehren.

Von der Lisaine schallte die Kanonade immer aus derselben Richtung. Wir mußten es unthätig anhören. Erst Nachmittags traten vor unseren südlichen Dörfern feindliche Truppen auf. Wir ritten dahin. Gewehrfeuer, dann und wann ein Kanonenschuß, unbedeutende Scharmützel, die uns ein Dutzend Menschen kosteten. Nirgends drängte der Gegner entschlossen heran. Er hatte sich wohl nur überzeugen wollen, daß wir noch da waren. Ich freute mich über die Landschaft, die auch im Winterkleide schön war. Die stärker eingerissenen Thäler, die kräftiger hervorspringenden Höhen und weiterhin schroffere Bergformen unterscheiden das Vorland des Jura von dem der Vogesen.

Als wir in der Dunkelheit nach Beaucourt zurückgekehrt waren, traf die Benachrichtigung des Generals von Werder ein, daß er wieder siegreich gekämpft habe, nur sei Chenebier verloren gegangen. Wenn möglich, sollten wir zwei Bataillone Verstärkung schicken. Dieses wurde sogleich angeordnet. Die Vermuthung

des kommandirenden Generals schien also eingetroffen zu sein. Der Verlust auf unserem rechten Flügel konnte ernstere Folgen haben. Der General von Debschitz war sehr besorgt.

Nicht so die jüngeren Offiziere, welche im Orte einquartiert waren und sich Abends in der Gaststube versammelten. Froh noch zu leben, ungewiß des folgenden Tages, genossen sie den Augenblick. Und der ältere Adjutant des Generals belegte mit triftigen Gründen seine Behauptung, daß es gut enden müsse.

Der General von Debschitz ließ mich noch einmal rufen. Er hatte ein Fenster geöffnet und horchte. Wir hörten Gewehrsalven. An der unteren Lisaine war ein Nachtgefecht. Endlich, nachdem es lange verstummt, suchten wir Ruhe.

Während der Nacht erhielten wir keinerlei Mittheilung. Am Morgen begann die Kanonade an derselben Stelle. Das war ein gutes Zeichen. Doch wurde für uns, die wir der Mitwirkung entsagen mußten, der 17te noch peinlicher als der 16te. Die Unruhe der Unthätigkeit nahm zu. Am Nachmittage Scharmützel wie gestern, diesmal für uns ganz unblutig. Keine Veränderung in unserer Lage, als daß Regenwetter eintrat. Den ganzen Tag blieben wir ohne Nachricht von der Schlacht an der Lisaine. Freilich war das ein Beweis, daß die Unsrigen Stand hielten; aber es war quälend. Weniger schnell fielen die Schüsse von dort. Der Gedanke drängte sich auf, daß die Munition zur Neige gehe. Und wie lange konnte bei gleichem Menschenverlust auf beiden Seiten die Minderzahl gegen so große Massen bestehen? Mußten nicht zuletzt die Kräfte versagen?

Endlich in der Nacht traf ein Telegramm ein. Die feindliche Armee bereitete sich zum Rückzuge vor dem braven XIV. Korps.

Plötzlich, wie vor einigen Stunden das Wetter, schlug unsere Stimmung um. Aber hier war es der Sonnenschein der Freude, welcher die Lebensgeister aufrichtete.

Nun brauchte der General von Debschitz nicht mehr besorgt zu erwarten, daß er statt vorwärts zurück marschiren müsse. Gleich wurden die für diesen glücklichen Fall in Aussicht genommenen Befehle ertheilt.

Am 18ten Januar trat das Detachement den Marsch nach Süden an. Aus allen Stellungen zwischen dem Doubs und der Schweizer Grenze trieben wir mit einem eigenen Verluste von 7 Offizieren und ungefähr 100 Mann den Gegner bis nahe vor Blamont und hofften, am folgenden Tage diesen Ort und Pont de Roide zu nehmen. Da erreichte uns in der Nacht die Weisung des Generals von Werder, nicht weiter vorzugehen. Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers sollte die Belagerung von Belfort energisch fortgesetzt werden; und dazu mitzuwirken, war das Detachement Debschitz bestimmt.

Es war das erste Mal, daß wir „Seine Majestät der Kaiser“ lasen. Wie glücklich waren wir! Wie schön paßte der Sieg an der Lisaine zu der Kaiser-Proklamation! Die feindliche, des Reiches Grenze bedrohende Macht wich zurück an diesem für alle Zeiten denkwürdigen 18ten Januar.

Auch uns auf dem südlichsten Theile des von Deutschen besetzten französischen Bodens war er ein Festtag geworden, weil wir endlich angreifen konnten, wenngleich nicht hervorragend, doch brav und mit Erfolgen.

Bis Mittags 1 Uhr blieben wir am 19ten dem Feinde gegenüber stehen, um dann, von ihm unbelästigt, in die anfäng-

liche Aufstellung zurück zu marschiren. Hier traf ein Telegramm ein, welches mich zu dem General von Werder beorderte.

Da ich am folgenden Morgen einiger Dienstangelegenheiten wegen nicht früh reiten konnte, so benutzte ich die Zwischenzeit, die Uhrenfabrik in Beaucourt zu besichtigen, nach Angabe der Eigenthümer eine der größten der Welt. Die geistreich ersonnenen Maschinen, welche sämmtliche Theile der Uhr von dem Gehäuse bis zum feinsten Rädchen anfertigen, waren sehenswerth und der Umstand daß, wenn auch in sehr eingeschränktem Maße, weiter gearbeitet wurde, zeugte von der Ruhe, welche die deutsche Einquartierung dem Orte bewahrte.

Dann trennte ich mich von den Kriegsgefährten, mit denen ich die Tage der spannendsten Erwartung durchlebt hatte, und ritt zunächst nach Bourogne, dem Hauptquartier des Generals von Tresckow.

Er war hoch beglückt durch das Mißlingen der feindlichen Absicht, fast mit noch jüngerem Eifer als vorher beschäftigt, die Belagerung zu fördern. Und das um so mehr, als der Frieden näher erschien. Denn auch im westlichen Frankreich war ein großer Sieg erkämpft. Der Prinz Friedrich Karl hatte, ebenfalls in dreitägiger Schlacht, die Armee des Generals Chanzy bei Le Mans zur vernichtenden Flucht gezwungen.

In derselben gehobenen Stimmung thätig waren alle Offiziere, welche ich hier traf. Jetzt, nachdem die Gefahr vorüber, sagte man sich erst, wie groß sie gewesen. Während eine Meile seitwärts der entscheidende Kampf tobte, hatte man an den Laufgräben weiter gearbeitet, neue Batterien zu erbauen begonnen und nicht daran gedacht, daß man vielleicht in wenig Stunden

Alles im Stiche lassen müsse. Das Belagerungs-Korps hatte fast mehr Kräfte, als es entbehren konnte, zur Hülfe gegen den äußeren Feind entsendet. Man durfte dies wagen, weil der Kommandant von Belfort auf jeden größeren Ausfall zu verzichten schien. Seine Mannschaft mochte zu Unternehmungen außerhalb der Wälle nicht mehr genügen; denn er selbst erwies sich während langer Wochen als ein sachkundiger, thatkräftiger Mann.

Immerhin hatten die Offiziere des Belagerungs-Korps trotz anstrengendster Beschäftigung am 15ten, 16ten und 17ten die Gedanken von dem nahen Schlachtfelde nicht ablenken können. Doch waren sie besser daran gewesen, als wir südlich der Allaine, weil sie früher erfuhren, wie es stand.

Die dunkelen Morgenstunden des 17ten wurden als der Wendepunkt betrachtet. Am 16ten hatten zwei französische Divisionen die schwache Abtheilung des Generals von Degenfeld angegriffen, der, nach verzweifeltem Widerstande fast umzingelt, sich zu dem Rückzuge entschließen mußte. Im Besitze von Chenebier war der Feind nahe an der schwer zu vertheidigenden Heerstraße von Frahier nach Belfort. Deshalb hatte der General von Werder noch in der Nacht andere Truppen unter dem badischen General Keller dahin marschiren lassen, um den Ort wieder zu nehmen. Der General Keller hatte früh am 17ten die Franzosen in Chenebier überfallen und, wenn er sie auch nicht verdrängen konnte, so eingeschüchtert, daß sie den Angriff auf unseren rechten Flügel nicht fortsetzten.

Auf der ganzen Linie erlahmten die Angriffe. Der französische Oberbefehlshaber gab die Schlacht auf. Seine zusammen-

gerafften Massen haben vor den geschulten Soldaten, denen sie an Zahl dreifach überlegen waren, umkehren müssen.

Es ist anzunehmen, daß der General Bourbaki von den Bewegungen des preußischen II. und VII. Armee-Korps, welche sich am 17ten noch zwischen dem stark besetzten Dijon und Langres befanden, Kenntniß erhielt. Dann mußte er das XIV. Korps um so energischer über den Haufen werfen, damit er seine Uebermacht unbehindert dem General von Manteuffel entgegen führen könne. Aber seine Truppen waren nicht manövrirfähig.

Die Schlacht hatte den Deutschen an jedem der drei Tage ungefähr gleich viel, zusammen nur 1600 bis 1700 Mann gekostet, wenig im Verhältniß zu der Zahl der Feinde. Am 18ten kämpften die Franzosen nur noch, um ihren Rückzug zu decken.

Der General von Werder hatte die schwierige Aufgabe, während der Schlacht jederzeit die am meisten bedrohten Punkte zu verstärken, glücklich gelöst. Wo ein Bataillon, eine Batterie zu entbehren, waren sie weggezogen und für andere Verwendung bereit gestellt. So war eine kleine Reserve immer vorhanden. Die unvermeidliche Folge dieses nothwendigen Verfahrens war ein Zerreißen der Verbände, ein Durcheinander der Theile.

Während am 19ten die Vortruppen Fühlung am Feinde behielten, war das Armee-Korps geordnet worden und heute, am 20sten, hatte dasselbe in der Gliederung, wie es die Lisaine-Stellung zuerst eingenommen, die Badenser auf dem rechten, die 4te Reserve-Division auf dem linken Flügel, die Brigade Goltz in der Mitte, den Vormarsch nach Westen angetreten. Wohin das Haupt-Quartier sich begeben, wußte man in Bourogne nicht, nicht einmal, welche Straße es eingeschlagen. So mußte ich

auf's Gerathewohl nachreiten. Das mildere Wetter war nach kurzer Dauer dem strengen Winter gewichen. Es wurde kälter und Schneeflocken trieben in der grauen Luft.

In der Dämmerung erreichte ich Héricourt. Die französischen Geschosse hatten aus Häusern Trümmer gemacht. Deutsche Aerzte eilten über die Straße. Viele Verwundete lagen hier, am meisten französische, die man aufgesucht und herein gebracht hatte. Wohin der General von Werder geritten, wußte Niemand. Jeder war dringend beschäftigt und eilte nach schneller Antwort davon. Wahrscheinlich hatte das Haupt-Quartier die mittlere Richtung eingeschlagen, in dieser ritt ich weiter. An Leichen von Menschen und Pferden vorbei, an umgeworfenen und stehen gebliebenen Fahrzeugen, Waffen und was der Feind Alles zurückgelassen. Aus dem Walde schleppten sich fünf französische Soldaten unbewaffnet, jammernd, bettelnd auf mich zu. Ohne Mäntel, in zerissenem Fußzeug, die Gliedmaßen erfroren, halb verhungert, suchten diese beklagenswerthen Jünglinge Hülfe. Die Flasche Wein, welche ich aus Bourogne mitgenommen, und der Rath, ihre letzten Kräfte aufzuwenden, um Héricourt zu erreichen, war das Einzige, womit ich ihnen nützen konnte.

Schnell wurde es dunkel. In den nächsten Dörfern sah ich kaum noch, daß rechts und links Häuser standen. Deutsche waren nicht darin, denn Alles war dunkel, still, wie todt. Also weiter. Da tauchte aus der mit Regen und Schnee gemischten Luft ein Licht auf und bald schimmerten mehrere. Wieder ein Dorf, Menschen auf der Straße, preußische Soldaten. „Wie heißt dieses Dorf?" — „Saulnot." — „Wißt Ihr, wo der kommandirende Herr General ist?" — „Hier."

XVII.

La Barre.

Der General saß mit seinem Generalstabs-Chef und noch einigen Offizieren bei einer höchst einfachen Abendkost. Es war begreiflich, daß er müde aussah. Auf die gewaltige Spannung folgten andere Sorgen. Denn mit seinen an Zahl geringen Truppen mußte er nach den Anstrengungen der letzten Zeit die feindliche Armee womöglich festhalten, damit der General von Manteuffel, welcher am 20sten Gray erreichte, zu deren vollständigen Niederlage wirksam eingreifen konnte.

Ich sprach ihm meinen Glückwunsch aus. „Essen Sie mit, was wir haben", antwortete er. Ein Telegramm kam. Es war von unserem Kaiser und in sehr warmen Worten abgefaßt. Seine Majestät verlieh ihm als Anerkennung der wichtigen Dienste, welche er und sein Korps in dreitägiger Schlacht, eine Festung im Rücken, Deutschland geleistet, eine hohe Auszeichnung. Wir gratulirten. Er war bewegt. „Gott sei Dank, daß Alles gut gegangen!" sprach er leise.

Nach einer in engsten Räumen auf Stroh verbrachten Nacht begaben wir uns für den 21sten und 22sten nach Villersexel. Die

Bewegungen mußten einen Tag unterbrochen werden. Die Truppen waren erschöpft, die Ortschaften von dem Gegner ausgezehrt, fast ohne Lebensmittel, Munitionsvorräthe nicht vorhanden. Die Wagenkolonnen mit dem unentbehrlichen Bedarf mußten abgewartet werden.

Das Armee-Korps hatte eine Linksschwenkung gemacht und richtete jetzt seine Front nach Süden. Vor uns waren die Franzosen bis an und über den Doubs geflohen. Ihr Zustand schien der kläglichste zu sein. In allen Orten fanden wir Verwundete oder Kranke hungernd, mit erfrorenen Gliedern; darunter viele, welche dem Knabenalter kaum entwachsen waren. Die Transporte der noch marschfähigen Kriegsgefangenen wollten nicht enden. Auch diese boten den jämmerlichsten Anblick dar und vermehrten bei dem eigenen Mangel unsere Last.

Die Verantwortung, solche Menschen, von denen sehr wenige freiwillig und mit Begeisterung die Waffen ergriffen hatten, unvorbereitet, ungenügend ausgerüstet ins Feld zu schicken, trat uns schauderhaft entgegen. Sogar ihre Landsleute sprachen mit mehr Schrecken als Mitleid von den Unglücklichen. Das theilnehmende „Les pauvres mobiles!“ hörte man jetzt nicht; denn auf dem Rückzuge hatten sie in ihrer Noth wie Rasende gewüthet.

In Villersexel sah es wüst aus. Von den Reichthümern des Schlosses war nichts gerettet; nur die zerschossenen, zerbröckelten, geschwärzten Mauern standen noch. Während des Kampfes am 9ten war ihr Eigenthümer, glücklich, weil Weib und Kind verschont geblieben, diese an der Hand führend, davon gegangen. Die Einwohner, welche mir dieses mittheilten, erzählten, daß der kom-

mandirende General des französischen XX. Korps, Clinchant, am Tage nach dem Treffen geäußert habe, das Werder'sche Armee-Korps sei total geschlagen, nordwärts entflohen und komme nicht mehr in Betracht.

Am 23sten ritten wir über das Gefechtsfeld, wo der General Clinchant uns angegriffen hatte, südlich von Villersexel, nach Rougemont. Ein warmer Frühlingshauch lag in der Luft und Sonnenschein auf dem eisglatten Wege und der schneebedeckten Landschaft, in welcher Thalgründe und waldige Höhen anmuthig wechseln.

Folgenden Tages machten wir einen Vorstoß auf Baume-les Dames am Doubs, vier Meilen oberhalb Besançon. Dort wurden nur kampfunfähige oder kampfunlustige französische Soldaten gefunden.

Dann erhielten wir den ersten kaiserlichen Armee-Befehl, aus Versailles vom 18ten Januar, welcher lautet:

> An dem heutigen, für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage nehme Ich, im Einverständniß mit allen Deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller Deutschen Völker, neben der Mir durch Gottes Gnade vererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines Deutschen Kaisers an. Euere Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche Ich Euch wiederholt Meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den Ihr mit Einsetzung Eueres Blutes und Eueres Lebens erkämpft habt.

Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland stets, wie heute, mit Stolz auf Euch blicken und Ihr werdet immer sein starker Arm sein.

Die große Zeit ergriff unser Gemüth lebhafter, als bei der äußeren Unruhe zum Ausdruck kam; doch feierten wir diesen Abend so gut es eben ging und brachten unserem Kaiser ein Hoch!

An den folgenden Tagen fand die 4te Reserve-Division, welche den Doubs bei Beaume—les Dames überschritten, sich gegenüber nur das XXIV. Korps. Die anderen französischen Armeetheile waren in und bei Besançon.

Die Brigade Goltz und die badische Division setzten den Marsch abwärts am Ognon fort. Am 27sten nahm der kommandirende General Quartier in Marnay, welches an diesem Flusse zwei und eine halbe Meile westlich von Besançon liegt. Der Feind störte unsere Märsche nicht, obgleich dieselben nahe an seinen Hauptmassen vorbei führten. Aus den Erzählungen der Landbewohner entnahmen wir, daß die geschlagene Armee der Auflösung nahe war. Der Oberbefehl sollte in andere Hände übergegangen sein.

Auch wollte man wissen, daß die Pariser Regierung in Versailles um Friedensverhandlungen gebeten habe, und dieses Gerücht erschien uns um so glaubwürdiger, als wir die Nachricht von den Schlachten erhielten, welche am 19ten an dem Mont Valérien und bei St. Quentin stattgefunden hatten. Dort war ein Versuch der Franzosen, die Einschließung von Paris

zu durchbrechen, abermals gescheitert und bei St. Quentin hatte der General von Goeben die französische Nord-Armee besiegt. Das war ein schlachtenreicher Monat, dieser Januar; wie der erste des Krieges voll der wichtigsten Entscheidungen. Auf allen Kriegsschauplätzen erlitten die neuen Heere des Feindes große Niederlagen; was von ihnen noch übrig blieb, waren Trümmer.

Das XIV. Armee-Korps dehnte sich jetzt westlich von Besançon bis an den Doubs aus und war in unmittelbarer Verbindung mit dem VII., welches sich jenseits des Flusses befand und dem sich noch weiter südlich das II. anschloß.

Nachdem die wichtigste Aufgabe der Süd-Armee von dem XIV. Korps allein gelöst war, hatte der General von Manteuffel sich entschlossen, die beiden anderen Korps an Dijon und Auxonne vorbei dem Gegner in den Rücken zu führen. Sie ließen nur geringe Kräfte zur Sicherung gegen diese Orte zurück.

Dijon war, seit wir es geräumt, mit Verschanzungen und schwerem Geschütz ausgestattet, Garibaldi's Korps erheblich zahlreicher geworden und neue französische Truppen waren hinzugekommen. Trotzdem versuchte diese ansehnliche Macht nicht, den General von Manteuffel aufzuhalten; kaum daß sie sich der wiederholten Angriffe erwehrte, welche eine zu schwache Abtheilung gegen die Stadt unternahm.

Die weiter marschirenden Korps brachen den Widerstand, welchen sie am unteren Ognon und bei Dôle fanden, in schnellen Angriffen, überschritten den Doubs, vertrieben, was sich an Feinden zeigte, und besetzten die kürzeste der Straßen, welche Besançon mit Lyon verbinden.

Jetzt ließ der Oberbefehlshaber den kühnen Märschen ein größeres Wagniß folgen.

Es konnte nicht die Absicht des Gegners sein, bei Besançon, wo die Lebensmittel bald fehlen mußten, zu bleiben. Er mußte sich durchzuschlagen oder nach dem südlichen Frankreich zu entkommen suchen. Wählte er eine andere Richtung, so versprach nur die nach Westen Erfolg, den wahrscheinlichsten die nach dem nahen Dijon, weil dort die Streitkräfte Garibaldi's die Hand bieten konnten. Auf diesem Wege sollte das XIV. Korps, und wenn die feindliche Armee auf dem linken Ufer des Doubs vorbrach, das VII. sie aufhalten, bis die Nachbarkorps heran kämen.

Den Ausweg nach Süden wollte der General von Manteuffel ihr verlegen, trotz seiner schwachen Kräfte und anderer schwieriger, gefährlicher Umstände. Denn noch immer mochten 100000 französische Soldaten zwischen dem Doubs und der Schweizer Grenze sein. Es war anzunehmen, daß ihnen Verstärkungen geschickt wurden, welche durch die rücksichtslose Art, wie Gambetta Truppen aushob, vielleicht große Ziffern erreichten. Die preußischen Korps aber mußten, ohne gesicherte Verbindungen jedem Mangel ausgesetzt, auf tief verschneiten Wegen ein felsiges Bergland betreten und ohne Rückzugslinie die verzweifelnden Feinde bekämpfen. Im Haupt-Quartiere der Süd-Armee glaubte man dieses wagen zu dürfen. Man beurtheilte den Gegner richtig.

Schon wiesen mehrere Nachrichten darauf hin, daß Theile der französischen Armee an der Schweizer Grenze entlang über Pontarlier nach Süden marschirten. Das II. und VII. Korps rückten vor, um auch diese Straße zu besetzen und das XIV.

dehnte sich über den Doubs aus. Am 28sten verlegte der General von Werder sein Haupt-Quartier nach La Barre, wo seit dem 24sten dasjenige des Generals von Manteuffel gewesen war. Dieses hatte am 28sten den Doubs überschritten, um den anderen Korps näher zu sein.

La Barre, ein unbedeutendes Dorf, liegt auf dem hohen rechten Ufer des Flusses, welches hier steil an Letzteren herantritt. Den schmalen Raum zwischen Beiden nimmt die Chaussee ein. Dreieinhalb Meilen stromaufwärts liegt Besançon, zwei Meilen abwärts Dôle. Ein kleines möblirtes, übrigens leeres Sommerschloß mußte die Offiziere des Hauptquartiers beherbergen. Wir lebten von unseren Portionen. Meinen Mantel benutzte ich Nachts als Bettdecke. Am Tage trug man dieses Kleidungsstück auch im Hause, denn das Wetter war rauh kalt und wenige Räume hatten einen Kamin. Zwei Salons dienten als Bureau und Kasino. Ein kranker Kamerad saß am Feuer, die anderen arbeiteten, schrieben Briefe, lasen Zeitungen oder spielten Billard. Abends kam wohl der kommandirende General aus seinem Zimmer und dann setzten wir uns warm gekleidet zu einer Whistpartie.

Nun trafen allmälig die Freudenbezeugungen ein, welche aus allen Kreisen der Nation dem Sieger an der Lisaine dargebracht wurden, eigenhändige Briefe höchster Personen, Siegeskränze von Frauenhand gewunden, Gedichte, Ankündigungen von Bürgerdiplomen, Stiftungen, Ehrendegen und Schilden. Der General von Werder äußerte sich hierüber, zuweilen mit einem hübschen Lächeln, in seiner natürlichen Weise zugleich beglückt und ablehnend; denn lieber hätte er Alles seinen Truppen zu-

gewandt. „Die haben es ja gemacht," sagte er mir einmal, als wir zusammen ritten, worauf ich entgegnete: „Die haben aber nicht die schwere Verantwortung getragen und Euere Excellenz haben sie geleitet. Wäre die Sache schlecht verlaufen, so blieb mit ihr der Name des Befehlshabers traurig verbunden. Sollte man ihm in dem glücklichen Falle nicht die verdienten Ehren geben?"

Jetzt war das XIV. Korps vertheilt. Der Ober-Befehlshaber hatte die Brigade des Generals von der Goltz als eine Armee-Reserve herangezogen; sie befand sich hinter dem II. und VII. Korps. Die badischen Brigaden links und rechts des Doubs mußten auf einer langen Linie gegen Besançon und Dijon beobachten. Die 4te Reserve-Division war dem General von Werder am weitesten entrückt. Sie sollte östlich von Besançon den zurückweichenden Theilen der französischen Armee folgen.

Von dem Belagerungs-Korps von Belfort wurde zu gleichem Zwecke der General von Debschitz wieder entsandt.

Am 30sten Morgens erhielten wir die Nachricht von dem Waffenstillstande, welcher am 28sten in Versailles auf die Dauer von einundzwanzig Tagen abgeschlossen war. Paris hatte kapitulirt. Zu der Freude, mit welcher dieser Erfolg eines langen Ringens begrüßt wurde, gesellte sich die Aussicht des nahen Friedens. Die Gedanken richteten sich auf die Heimkehr.

Indeß galt für uns der Waffenstillstand noch nicht. Die Kriegsoperationen in den Departements des Doubs, des Jura und der Côte d'Or, sowie die Belagerung von Belfort waren am Schlusse des langen ersten Artikels von den allgemeinen Anordnungen ausgenommen.

Ehe wir von der Uebereinkunft etwas wußten, beriefen die Gegner sich darauf, daß Waffenstillstand sei und schickten Parlamentäre, um dieses zu beweisen. Ein Gefecht wurde abgebrochen; Deutsche und Franzosen nächtigten friedlich in demselben Orte. Die Befehlshaber der Letzteren hatten die Nachricht der abgeschlossenen Verhandlung früher bekommen; aber das Telegramm ihres Gouvernements enthielt den gerade hier wichtigsten Punkt: daß für sie der Krieg fortdauere, nicht. Und diese unrichtige Mittheilung war mit der Eile der erwünschten Botschaft unter den französischen Truppen verbreitet.

Die Deutschen auf dem linken Ufer des Doubs setzten, nachdem das Ober-Kommando den Irrthum hinsichtlich des Waffenstillstandes aufgeklärt hatte, den Marsch gegen die bei Pontarlier gehäuften feindlichen Schaaren, die kaum mehr eine Armee zu nennen waren, fort. Die Tausende Gefangener, die Massen erbeuteten Kriegsmaterials wuchsen an. Noch mußten im Jura verlustvolle, mühselige Kämpfe den letzten verzweifelten Widerstand brechen. Am 1sten Februar begannen die Franzosen den Uebertritt auf Schweizer Gebiet. Dort legten die letzten 80 000 die Waffen nieder.

An diesen Anstrengungen und Ehren hatten wir in La Barre nicht Theil. In den engen Räumen der ungemüthlichen Behausung, Einer den Anderen mehr beengend als zerstreuend, mußten wir eine Zeit unthätigen Wartens erdulden.

Garibaldi hatte die großen, ihm von Frankreich überwiesenen Streitmittel unrichtig oder gar nicht gebraucht, die Zeit dahin gehen lassen, ohne zu handeln. Unsere schwachen Abtheilungen blieben ihm gegenüber keck stehen, bis er und seine Truppen

Dijon und die Côte d'Or verließen. Ruhmlos verschwand der alte Italiener und Die mit ihm gekommen, von dem fremden Boden, welchen sie unberufen betreten hatten.

Nur Belfort vertheidigte sich noch. Der Angriff konnte nicht schnell fortschreiten. Ein mit großer Tapferkeit ausgeführter Versuch, die Perches-Forts zu erstürmen, war gescheitert. Nun mußte der Sappen- und Batteriebau im Felsboden fortgesetzt werden. Schnee und Eis bedeckten das Gelände oder Wasser füllte an Regentagen die Laufgräben. Der feindliche Kommandant zeigte eine unermüdliche Thatkraft. Die Zahl der Kranken und Verwundeten des Belagerungs-Korps nahm bedenklich zu.

Uns in La Barre verstrich bei einem Zustande, welcher noch Krieg war, obgleich die Waffen ruhten, die Zeit langsam. Man war nicht genügend beschäftigt und konnte doch nicht arbeiten. Man hielt den Frieden für gesichert und überließ sich unruhig den Vermuthungen, was die Zukunft bringen werde. Nur gut, daß sonnige Tage eintraten, die zu weiten Ritten in der schönen Landschaft lockten. Bei heller Luft erkannten wir im Süden den Mont Blanc. Wir sahen wieder fröhliche Gesichter in den Dörfern und nach geendigter Feindschaft mochten die Leute, unter denen die kräftige Mannschaft noch fehlte, sich freundlich mit uns unterhalten. Auffallend war die Sittenverderbniß Halberwachsener.

Am 5ten verließ uns der Fürst Hohenlohe, um sich nach Versailles zu begeben. Seine Abreise wurde wie ein Verlust empfunden. Er war immer freundlich, jederzeit hülfbereit, gleichmüthig heiter und, da er den kleinen Reibungen fern stand, ein verbindendes Mitglied unserer Gesellschaft. Das war der erste

Abschied. Wehmüthig gedachte man der allgemeinen Trennung, welche uns beim Friedensschlusse bevorstand.

Aus diesem Schlößlein aber wünschten wir Alle fort. Die einfache Lebensweise des Generals von Werder hatte uns nicht verwöhnt; hier jedoch fehlte zu viel, um sich während eines so langen Aufenthaltes wohl zu fühlen. Da war die Nachricht willkommen, daß wir am 9ten Februar nach Dôle übersiedeln würden.

Am 8ten wollte der Oberbefehlshaber für eine Nacht dorthin kommen, um demnächst sein Hauptquartier in Dijon zu nehmen. Ich erhielt den Befehl, mich in Dôle bei ihm zu melden; zu welchem Zwecke, war nicht gesagt. Ich vermuthete, daß es wegen Langres war.

Zu der bestimmten Nachmittagsstunde kam der General von Manteuffel mit dem engeren Gefolge und hielt vor der Stadt bei dem kleinen Chateau, worin die Wohnung für ihn bereitet war. Als er vom Pferde gestiegen, meldete ich mich bei ihm. Etwas vorn übergebeugt, auf einen Stock sich stützend, stellte er einige Fragen. Dann wies er mich an den Chef seines Stabes und an seinen Artillerie-General. Nicht lange darauf erhielt ich eine Einladung auf 6 Uhr zu seiner Tafel.

Der Kommandant von Langres hatte den Waffenstillstand, der sich auf diese Festung erstreckte, nicht anerkannt und ich sollte in Bezug auf die Maßregeln, welche hierdurch nöthig werden könnten, Aufschluß geben.

Zu der befohlenen Zeit fand ich in dem Empfangs-Salon des Chateaus den General von Werder und den Oberstlieutenant von Leszczynski, die auch von La Barre gekommen waren, und

außerdem zahlreiche Gäste. Der Ober-Befehlshaber erschien, die Thüren zu dem Speisesaale wurden geöffnet, ein Musikkorps spielte, wir hatten ein vortreffliches Diner. Ich glaubte, daß der General von Manteuffel Seiner Majestät dem Kaiser ein Hoch! ausbringen und darauf den General von Werder durch eine Ansprache ehren würde, wonach dieser sich bedanken müsse, was gewiß auf das Beste ausfalle; denn er verstand es, seinen Gefühlen bei solchen Gelegenheiten die treffenden Worte zu geben. Doch verlief das Mahl ohne Toaste. Bald nach aufgehobener Tafel zog der Ober-Befehlshaber sich zurück.

Der General von Werder fuhr mit seinem Generalstabs-Chef wieder nach La Barre. Ich blieb gleich in Dôle und verfertigte eine Denkschrift über Langres. Dieselbe wurde für jetzt überflüssig; denn am anderen Morgen war die telegraphische Mittheilung eingetroffen, daß der Kommandant dieser Festung den Waffenstillstand nunmehr anerkenne.

XVIII.

Dôle.

Die freundliche Stadt Dôle lehnt sich an die Weinhügel nördlich des Flußthals. Der schwerfällige, festungsartige Thurm der Hauptkirche ist ihr aus der Ferne erkennbares Merkmal. Der Rhone-Rhein-Kanal begrenzt sie und nahe südlich von ihm fließt in ansehnlicher Breite der Doubs. Jenseits der Brücken steigen Dorfschaften bis an den Wald hinauf.

Ueberreste römischer Bauwerke, alte Häuser spanisch-maurischen Styls zeugen von Dôles langer, wechselvoller Geschichte. In den Straßen fiel die Zahl der Priester und Mönche, aber auch der Bettler auf. Doch schien es, daß unter den zwölftausend Einwohnern die meisten wohlhabend, wenige arm waren. Ein schönes, geräumiges Theater diente jetzt als Lazareth. In der Sous-Präfektur hatte Garibaldi gewohnt, als er hier sein Korps formirte.

Der General von Werder nahm mit seiner engeren Umgebung in dem Gasthause Quartier. Ich wurde bei einem Herrn sehr gut logirt, der in der Stadt ein hohes Amt bekleidete und großes Ansehen genoß. Er war ein kluger Mann, über die Angelegenheiten seines Vaterlandes gründlich unterrichtet. Jetzt studirte er mit Eifer die deutsche Sprache. Noch bemerkte ich

in seiner bändereichen Bibliothek kein Werk unserer schönen Litteratur. Von auswärtiger Belletristik fand ich darin nur eine französische Uebersetzung von Walter Scott's Quentin Durward.

In der Stadt war große Aufregung, die auch äußerlich bemerkbar wurde. Man sah die Bürger mit besorgten Gesichtern, die Arbeiter in der Blusentracht vor ihren Café's mit heftigen Geberden. Sie sprachen von den Wahlen zu der Nationalversammlung, welche in Bordeaux französischerseits über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Die Gebildeten waren gegen uns friedlich und höflich, vermieden aber, in Gesellschaft der Deutschen sich zu zeigen. „Was wollen Sie?" sagte mir Einer. „Wir müßten es büßen. Nach Ihrem Abmarsch, wer würde uns schützen? Hier haben bei den Wahlen die Kommunisten gesiegt."

Gambetta hatte noch großen Einfluß und der Süden den Krieg nicht gesehen. Die Besitzenden aber wünschten den Frieden.

Ich kaufte einen Almanach, der in dem Sinne der Kriegspartei verfaßt, die albernsten Lügen enthielt. Die Menge glaubte sie.

„Wir fürchten Gambetta mehr als die Sieger," sagte mir ein anderer Herr sehr aufgeregt. „Er meint Alles zu verstehen und kommandirt die Generäle nach seinem Gutdünken. Was sollten sie thun? Er ist der Gewaltige und wenn er es bleibt, so erleben wir das Fürchterlichste."

Gewiß war es Frankreichs größtes Unglück, daß es einem des Krieges unkundigen Diktator in die Hände fiel. So ehrenwerth der Kampf des französischen Volkes war, so wenig kann die Ueberhebung gerechtfertigt werden, mit der Gambetta und seine Gehülfen in das Wichtigste, von dem sie nichts verstanden, in die Heeresbildung und Heeresführung, eingriffen.

Am 8ten Februar waren vor Belfort die Perches-Forts genommen. Nun baute man auf dem Felsrücken Batterien, deren Geschütze das feste Schloß zerstören sollten. Um den Platz zu erobern, mußte man die Perchesböhe vorwärts hinunter und die Festungshöhe hinauf.

Wir hatten noch keinen Waffenstillstand, Feindseligkeiten fanden nicht mehr statt. In der neuen Umgebung konnte man sich zerstreuen. Das Wetter wurde angenehm und schnell zerschmolz der Schnee.

Doch nun stellten sich die unangenehmsten Wirkungen der nach langer Spannung erschlaffenden Nerven ein. Man hatte gute Kost und konnte nichts genießen, ein vortreffliches Bett und konnte nicht schlafen. Es war das erste Mal, daß die Aerzte des Haupt-Quartiers mehrere Angehörige desselben zu behandeln hatten.

Typhus war in der Stadt. Die Halbkranken glaubten überall schlechte Luft zu athmen. Der General von Werder und noch Einige hielten sich aufrecht. Auch wenn man sich nicht wohl fühlte, zwang man sich zu weiten Ritten. Bewegung und Sonnenschein thaten wohl.

Von einer schweren Krankheitszeit, die noch Viele hinweggerafft, welche den Krieg glücklich überstanden haben, blieben wir diesmal verschont. Freilich waren die Lazarethe gefüllt. In dem großen, unter der spanischen Herrschaft erbauten Hôtel-Dieu sorgten die französischen Schwestern mit unseren Aerzten einträchtig für die Deutschen wie für ihre Landsleute.

Gambettas Bestrebungen, die Angelegenheiten in seinem Sinne weiter zu führen, waren gescheitert; er selbst von der

Regierung zurückgetreten. Die verständigen Leute hatten bei den Wahlen gesiegt, die National-Versammlung war am 12ten in Bordeaux zusammengetreten und hatte Thiers zum Chef der Exekutive gewählt. Das schien auch den Blusenmännern in Dôle recht zu sein, wenigstens hörte ich einen zum anderen befriedigt sagen: „Ah, c'est une forte tête!“ Nach der politischen Aufregung der letzten Tage beruhigten sich die Gemüther. Jede Partei mochte ihre Hintergedanken haben, vorläufig freuten sich Alle, daß der Frieden näher gerückt schien.

Der Waffenstillstand war bis zum 24sten verlängert und gegen die Uebergabe der Festung Belfort auf die Landestheile, welche bis jetzt davon ausgeschlossen blieben, erstreckt worden. Der Oberst Denfert, Belforts tapferer Vertheidiger, erhielt für die Besatzung freien Abzug mit kriegerischen Ehren, und der General von Tresckow nahm den fast bezwungenen Platz in Besitz.

Deutscherseits wurde Alles bereitet, um den Krieg, wenn nöthig, auf das Kräftigste fortzusetzen. Unsere Truppentheile waren hiermit beschäftigt; außerdem wurde wieder exerzirt und der Dienst streng wie im Frieden gehandhabt. Die Einwohner bewunderten diese ernste, nie nachlassende Thätigkeit, welche nach so großen Anstrengungen nicht ruhte. Sie hielten sich aber würdig zurück, sahen unseren Uebungen nur von ferne zu und selbst die Musik, die bei der Paroleausgabe in Dôle spielte, lockte wenige an.

Ein langer Feldzug droht die Disziplin zu lockern. Bei der Fortsetzung des Krieges mußte dieselbe um so ernster aufrecht erhalten werden, als die in ihrer Friedenshoffnung getäuschte Mannschaft mit größerer Erbitterung zu handeln geneigt war.

Auch für die Gesundheit der Truppen war die fortgesetzte Ausbildung und geregelte Ordnung wohlthätig.

Denn im Allgemeinen kann man sagen, daß der Waffenstillstand die schlechteste Zeit des Krieges ist. Jetzt empfindet man härter die noch andauernden Entbehrungen, jetzt hat man Muße, an Persönliches zu denken. Verstimmungen treten ein und trotz der Größe des Erfolges, des Ruhmes Aller, will bei Einzelnen die Freudigkeit sinken.

Aber der Frühling erschien, schnell und lieblich. Schon arbeiteten die Winzer in den Weinbergen, der folgenden Ernte sich getröstend, welche sie im Frieden einzukellern hofften. An den klaren Wassern angelten Fischer oder warfen ihre Netze. Frauen und Kinder sammelten wieder Salat, wozu die Franzosen manches uns Ungewohnte benutzen, wenn es nur grün ist. Sonntags waren die schönen Spaziergänge voller Menschen und auf dem Kanal und dem Flusse ruderten unsere Soldaten. Während in Berlin der grimmige Winter noch herrschte, blühten Veilchen auf den Wiesen am Doubs.

Wie hat die Natur dieses Land begünstigt! Man begreift, daß die Franzosen nicht reiselustig sind. Sie besitzen die schönsten Landschaften von den Alpen bis zu den herrlichen Strömen, und es sind ihrer nicht zu Viele auf dem fruchtbaren Boden der Heimath. Die weit ausgedehnte Meeresküste lockt sie nicht in die Fremde. Fleißig arbeitet der Einzelne daheim und lebt gern friedlich auf seiner Scholle.

Die Nation aber erbte von einer glanzvollen Vergangenheit die verderbliche Ueberschätzung ihres Werthes. Sie erachtete es nicht für nöthig, von anderen zu lernen. Ihre alte Kultur

entartete zur Eitelkeit. Sie war einmal die erste gewesen und glaubte, sie sei es für immer.

Jetzt stand sie am Abgrunde. Es war die Frage, ob das herrenlose Volk in der republikanischen Staatsform, dem einzigen Ausweg, sich selbst beherrschen könne. Bis zu dem Sturze des Kaiserreichs hatte Paris regiert; vielleicht fühlten die Provinzen sich selbständiger, da sie den Krieg ohne die Hauptstadt fortgesetzt hatten. Ein verständiger Mann sagte mir: „Früher war Paris Alles. Das war unser Unglück." Er hoffte gewiß auf eine Aenderung in dieser Beziehung. Aber die Unglück erzeugende Kapitale hatte etwas Bestechendes für jeden Franzosen. Derselbe Herr sprach mit Entzücken von ihr und erklärte, daß er dort immer leben möchte.

Für unser längeres Bleiben in Dôle waren alle Einrichtungen getroffen. In der Kirche des Jesuiter-Kollegiums hielten wir unseren protestantischen Gottesdienst. Den Frieden erwartend, verstrichen uns langsam die Tage. Der Geschäfte waren nicht viel und mit der Zeit wuchs das Verlangen, daß sie, die thatenlose, ende. Man leistete den kranken Kameraden Gesellschaft und war übrigens auf die wenigen Gesunden beschränkt. Der kommandirende General suchte, von Einigen begleitet, Dôle's Sehenswürdigkeiten auf.

Noch immer gingen ihm Ehrenbezeugungen aus Deutschland zu. Er sprach nicht davon oder kurz darüber hinweg. Diejenige aber, welche ihn am meisten überraschte, wurde freudig begrüßt. Die Universität Freiburg hatte ihn zum Doktor gemacht und schickte das Diplom Viro forti gnavo prudenti — Duci animi

praesentia virtutis constantia consilii celeritate insigni — Patriae defensori clade et fuga hostium acerrimorum et numero ter superantium immortali gloria militari florenti — Civium brisigavorum patrono certo firmo fido. —

Wieder war der Waffenstillstand verlängert. Das war ein günstiges Zeichen. Wir zweifelten an dem nahen Frieden nicht mehr, doch mußte man sich auf Alles gefaßt machen. Bei den Einwohnern schien die Meinung, daß der Krieg fortgesetzt werde, zu überwiegen. In der Stadt waren Gerüchte der Art verbreitet, die Gesichter wurden ernster, einige auch feindseliger.

Am 27sten Februar gegen Mittag kam das Telegramm: „Die Präliminarien sind unterzeichnet.“ Auf Veranlassung des Generals von Werder wurden die Glocken geläutet, die seit dem Einmarsch der Deutschen in Dôle geschwiegen hatten. Friede sei ihr erst' Geläute! Die Einwohner stürzten aus den Häusern. „Ist das Frieden?“ — „Frieden!“ antworteten wir. Da war es, als gehörten wir zu den Ihrigen und sie müßten uns umarmen. Die Straßen füllten sich in wenig Minuten, die Sonne beschien eine tief ergriffene Menge. Einige, Männer wie Frauen, weinten laut, und als jetzt unsere Musik einen Choral von dem Thurme blies, standen die Menschen still und hörten schweigend. Viele falteten die Hände, Mehrere knieten, die Männer und Knaben entblößten das Haupt. In der Kirche brannten bald an allen Altären die Lichter und die Andächtigen strömten hinein, ihr Gebet zu verrichten.

Da nun der Platz etwas leerer wurde, kam eine Dame mit greisen Haaren auf mich zu und fragte innerlich bewegt: „Was

sind die Friedensbedingungen?" — „Genau weiß ich es noch nicht," antwortete ich neben ihr her gehend, „nur daß wir unsere alten Länder, Elsaß und einen Theil von Lothringen, behalten werden."

„Ah!" seufzte sie und fuhr fort: „Mein Mann ist Oberst, kriegsgefangen in Koblenz."

„Sie werden ihn bald wieder haben," tröstete ich.

„Die Länder sind es nicht," sprach sie weiter. „Elsaß liegt uns nicht am Herzen. Aber das ist ein Verlust, der nicht vergessen wird. Er verwundet den französischen Stolz. Nehmen Sie Geld, immer Geld, machen Sie uns arm. Das vergessen die folgenden Generationen, das lernt die Jugend nicht in der Schule. Aber Land —"

„Die Franzosen werden sich doch darin finden müssen," erwiderte ich, zum Abschiede grüßend. „Die deutschen Länder bekommen sie niemals wieder."

Der kommandirende General versammelte uns um seine Tafel. Wie oft wir in dieser Weise beisammen gewesen, heute befand man sich gleichsam in einem neuen Zustande, freudig, feierlich. Man beglückwünschte einander und fühlte sich noch mehr zusammengehörig, da Jeder von demselben Gedanken belebt war: wir feierten den Friedensschluß. Der General von Werder sprach in einem Toast auf den Kaiser sehr schön und antwortete, als der General von Glümer seine Gesundheit ausgebracht hatte, jedes Einzelnen Verdienst anerkennend, so treuherzig, daß man ihn wahrhaft lieb gewinnen mußte.

Am 2ten März wurden bei uns die Friedensbedingungen

bekannt, von denen zwei auffielen: daß Paris nicht ganz und nicht länger von den Deutschen besetzt wurde, und daß wir Belfort wieder heraus gaben. Darüber wurde viel gesprochen. „Wir demüthigen Frankreich nicht genug," meinte Einer. „Wir ruiniren es nicht genug," setzte der Gutmüthigste hinzu.

Der Werth Belforts wurde von Mehreren sehr hoch geschätzt. Ich vertrat die Ansicht, daß die Trouée für Deutschland viel weniger bedeute, als für Frankreich.

„Dann hätte die qualvolle Belagerung überhaupt unterbleiben können", entgegnete man.

„O nein. Geben wir doch Paris heraus. Wir besaßen Belfort und Thiers kann sagen, daß er es wieder bekommen hat. Nun hat er une paix honorable geschlossen."

Am Sonntag bei dem Gottesdienste in unserer Kirche galt Predigt und Gebet dem Frieden. Viele hatten sich eingefunden, um in Gemeinschaft mit den Kameraden Gott zu danken.

Wie froh konnten wir uns fühlen! War es nicht ein Glück, diese große Zeit erlebt, an ihrer Gestaltung mitgearbeitet zu haben? Werden nicht noch die Enkel sagen: „der Großvater war auch dabei;" nicht die späteren Geschlechter im mächtigen Deutschen Reiche staunend unserer Thaten sich freuen?

Dieses schöne Gefühl, welches Monate später wohl Jedem zu vollem Bewußtsein kam, hatten wir, so erhebend es war, nur zum Theil. Ein langer Krieg ermattet den inneren Menschen. Nun es Frieden war, verlangte man dringender nach Hause. Ungeduld verschlimmerte die Stimmung.

Und dennoch gedachten wir ungern der nahenden Trennung.

Das XIV. Armee-Korps konnte in der Zusammensetzung aus verschiedenartigen Theilen nicht fortbestehen; es mußte aufgelöst werden, so ruhmvoll auch sein Name mit der Geschichte des Krieges verknüpft war. Man konnte voraussehen, daß die Landwehren zuerst nach der Heimath entlassen und die badischen Truppen alsbald in ihr Land zurückkehren würden.

Das Wetter war beständig hell und warm. Die Felder standen im leuchtenden Grün, viele Blüthen öffneten sich und die Bäume trieben Blätter. Unsere jungen Offiziere veranstalteten ein Wettrennen, welches in der anmuthigen Landschaft ein hübsches Bild gab und vortrefflich verlief. Ohne Zweifel reizte dieses Schauspiel die Neugierde der Einwohner; aber die gebildeten hielten sich fern.

Das Theater gebrauchte man als Lazareth nicht mehr. Zwei badische Regimentskapellen kündigten ein Konzert an, welches darin zum Besten der städtischen Lazarethe von Dôle gegeben werden sollte. Dasselbe fand vor vollem Hause statt, war aber von Franzosen nicht besucht, obgleich Manche gern zugehört hätten.

Wo man ihnen sonst begegnete, waren sie höflich, selbst zuvorkommend und zeigten keine Feindschaft. Nach Revanche verlangte gewiß kein Bürger Dôles.

Jetzt wollten auch Damen, die von der Welt abgeschlossen lebten, die Deutschen sehen. Die Nonnen des Klosters zur Heimsuchung Mariä hegten diesen Wunsch. Besonders eine von ihnen verlangte, deutsche Offiziere zu sprechen. Wir gingen dahin, wurden in das parloir geführt und bald erschien hinter einem doppelten Gitter die Oberin mit einer ebenfalls nicht mehr jungen

Nonne. Diese war nach ihrer Erzählung durch ein eigenthümliches Geschick hierher gekommen. Ihr Vater sei in einem süddeutschen Staate Offizier gewesen, ihr Bruder auch deutscher Offizier geworden. Von seinem Ergehen, falls er noch lebe, könnten wir vielleicht Nachricht geben. Obgleich wir hierzu nicht im Stande waren, hielten die beiden Klosterfrauen uns, die ihnen eine seltene Zerstreuung gewährten, lange fest.

Nach dem Präliminar-Friedensvertrage mußten die französischen Truppen, mit Ausnahme einer Garnison in Paris und der für die Sicherheit der Festungen nothwendigen Besatzungen, hinter die Loire zurückgehen. Diejenigen, welche sich über diese Anzahl hinaus in und bei Langres befunden hatten, sahen wir bei ihrem Marsche durch Dôle. Ihre Ankunft verzögerte sich stundenlang, obgleich deutscherseits Alles angeordnet war, damit der Marsch ungestört von Statten gehe. Endlich kamen sie, voran die bunten Leute zu Pferde, von denen ich einige bei dem Wagen gesehen hatte, der mich in die Stadt Langres brachte. Sie glichen einigermaßen berittenen Studenten in Wichs und nannten sich Eclaireurs. Dann kamen die Mobilen, weit aus einander gezogen, ziemlich ungeordnet. Vergeblich suchte ich den Offizier, welcher damals behauptete, daß kein Deutscher lebendig aus Frankreich herauskommen werde.

Am 7ten März erhielten wir die Directiven des Großen Haupt-Quartiers für die Entlassung der Landwehr- und Reserve-Truppen und die fernere Besetzung Frankreichs. Der Verband des XIV. Armee-Korps wurde gelöst. Vieles jedoch blieb zu erledigen, über Einzelheiten mußten die höheren Bestimmungen

abgewartet werden. Der General von Werder beschloß, sich zunächst nach Vesoul zu begeben.

Bei dem Abschiedsmahle sprach er in bewegter Rede seinen Schmerz über die Auflösung des Korps aus. Der General von Glümer antwortete mit herzlichen Worten und ließ den „Vater Werder“ hoch leben.

Am 9ten März verließ unser Haupt-Quartier Dôle.

XIX.

Heimkehr.

Die Eisenbahn war in Betrieb gesetzt. Länger als ein halbes Jahr hatten wir dieses Verkehrsmittel nicht benutzt; man freute sich des schnellen Fortkommens. Wie rücksichtslos der Krieg ist, davon hatte ich am Ende der Fahrt einen heiteren Beweis. Eisenbahnwagen jeder Art, deutsche und französische, füllten den Bahnhof von Vesoul, und auf einem derselben stand, von der zuständigen Verwaltung geschrieben: Dieser Wagen fährt ausschließlich zwischen Bremen und Bremerhafen.

Noch einmal kam ich in's alte Quartier bei dem reichen Bankier. Er war wieder da und sagte, daß er sich freue, mich zu sehen. Es hatte ihm in Bremen sehr wohl gefallen und er pries die angenehme Stadt.

Unser letzter Aufenthalt in dem Hauptorte des Departements der oberen Saône unterschied sich in jeder Beziehung von den früheren. Jetzt Frühling, Frieden, freundliche, sogar fröhliche Einwohner, welche die Leiden so viel wie möglich vergaßen und an Revanche nicht dachten. Willig unterstützten sie Herrn von Lauer, der nach der Schlacht an der Lisaine wiedergekommen war und sein hiesiges Amt zu Ende führte.

Der Kaiser hatte die Heimreise angetreten und wurde am 13ten in Nancy erwartet. Der General von Werder, von einigen Offizieren des Haupt-Quartiers begleitet, mehrere seiner Generäle und Herr von Lauer fuhren am 12ten dahin. Es war ein schöner Frühlingstag. Bei Xertigny ließ der General den Eisenbahnzug halten; wir stiegen aus, um den Viadukt zu besehen, welchen die 5te Feld-Eisenbahn-Abtheilung an Stelle des von den Franzosen gesprengten steinernen aus Holz errichtet hatte. Der aus Baumstämmen zusammengesetzte Aufbau hatte eine Höhe von einhundert und vierzig Fuß und noch längere Gitterträger überdeckten den Raum der fehlenden Bogen. Auch die Moselbrücke bei Charmes, welche in ihrer ganzen Länge von sieben Oeffnungen zerstört und durch dieselbe Truppe aus rohem Holz hergestellt war, besichtigten wir. Diese Arbeiten zeigten, welcher Leistungen der Feld-Eisenbahnbau fähig ist.

Nancy war voller Truppen. Für uns war Quartier gemacht. Ich kam über einen langen Hof in das stille Haus eines hochbetagten Ehepaars. Die Wohnung war reich, aber altmodisch ausgestattet. Auch die einfache Livree der männlichen Dienerschaft erinnerte, so neu sie war, an vergangene Zeiten. Portraits aus dem vorigen Jahrhundert zierten die Wände. Man nahm mich höflich auf und da es draußen schon dunkel war, folgte ich gern der Einladung des Herrn und der Dame, den Abend mit ihnen zu verbringen.

Das Gespräch begann auf neutralem Boden. Sie erzählten von ihren Kindern, welche der Krieg glücklich verschont hatte; ich von meiner Familie. Bald aber waren wir bei den Ereignissen dieser Zeit. Sie wußten sich der Deutschen in Frankreich

aus den Jahren 1814 und 1815 genau zu erinnern. Ach, damals waren sie jung, ja — es kam mir so vor — schon traulich mit einander bekannt. Und diesen Krieg hatten sie ziemlich ungestört in Nancy durchlebt. Sie waren nicht böse auf die Deutschen, lobten sogar ihr Benehmen. Der Verlust des Elsaß schmerzte sie nicht. „Die Familien von Straßburg und Mülhausen thun groß," sagte die Dame. „Man kennt sie nicht," setzte ihr Gemahl hinzu. Auch daß Metz ihnen genommen, betrübte sie wenig. Sie glaubten nicht an die Dauer der Republik, fürchteten, daß der Weg zur Restauration durch eine blutige Revolution führe und mochten sich, nunmehr der deutschen Grenze nahe, sicherer fühlen.

Der Tag des 13ten blieb uns zum Besehen der schönen Stadt; denn der Kaiser wurde erst am Abend erwartet. Die Sonne durchglänzte die stille Luft. In den sehr belebten Straßen war Vieles der Beachtung werth. Nirgends traten mir Zeichen von Feindseligkeit entgegen. Seit meinem vorigen Aufenthalte war man mit den Deutschen ersichtlich auf einen besseren Fuß gekommen. Ich ging in dieselben Läden und wurde diesmal nicht mit einer kalten Höflichkeit, sondern ungezwungen wie ein gern gesehener Käufer behandelt.

Es schien mir, daß die bayerischen Soldaten, welchen ich begegnete, eine andere Haltung hatten, stolzer, sich ihres Standes voller bewußt waren. Und einer ihrer Offiziere äußerte sich nicht allein warm über die preußische Waffenbrüderschaft, sondern sprach auch lebhaft den Wunsch aus, daß das deutsche Reich innerlich noch stärker werden möge.

Zwei hannoversche Landsleute traf ich ebenfalls. Sie ge-

hörten zu denjenigen Annektirten von 1866, welche sich vor dem Kriege in dem preußischen Dienste nicht behaglich fühlten. Jetzt waren sie ganz versöhnt.

Für die Aufnahme des Kaisers war die Präfektur eingerichtet. Dort sollte der Empfang stattfinden. Die Vorhalle füllte sich mit vielen Generälen; denn die welche Nancy erreichen konnten, waren gekommen. Sie stellten sich nach der Anciennetät, der älteste dem Eingange zunächst. Der General von Werder war etwa der vierte. Wir standen in den Reihen dahinter. Zu der bestimmten Zeit war der Eisenbahnzug eingetroffen; bald darauf öffnete sich die Thür und unser erhabenes Oberhaupt trat, elastisch sich bewegend, kräftig, glücklich aussehend, ein. Der Kaiser erkannte mit dem ersten Blick den Sieger an der Lisaine, ging sogleich auf ihn zu, umarmte, küßte ihn. „Mein lieber Werder! Wie soll ich Ihnen danken?" hörten wir. Aus diesen Worten klang der natürliche, herzliche Ausdruck der Genugthuung, daß feindliche Schaaren vom deutschen Boden fern gehalten wurden. Der General von Werder stand tief ergriffen da.

Nun trat der allerhöchste Kriegsherr in die Mitte und sprach Worte des Dankes gegen Gott, der Anerkennung für das Heer und das opferwillige Vaterland. Dann redete er mit den Generälen der Reihe nach. Eines Jeden Thaten kannte, an Einzelnes von Bedeutung erinnerte er mit genauer Angabe der Namen und Tage.

Nach der kaiserlichen Tafel, zu welcher die Generäle befohlen waren, erwarteten wir den unsrigen und gingen mit ihm bis an seine Wohnung. Da wir ihn kannten, fühlten wir wie glücklich er war. Er sagte wenig; doch erfuhren wir allmälig,

daß sein Platz ihm dem Kaiser gegenüber angewiesen worden, der eingehend von den Tagen an der Lisaine gesprochen hatte.

Am folgenden Morgen waren die Truppen, welche sich in und bei Nancy befanden, auf dem schönen Stanislaus-Platze zur Parade aufgestellt. Das Wetter war herrlich. Franzosen in großer Zahl sahen zu und von den gesunden Deutschen fehlte wohl keiner. Unter ihnen brach ein Jubelsturm aus, als der Kaiser kam, strahlenden Auges, schnellen Schrittes wie ein junger Mann.

Nach der Parade ließ der Kaiser, der älteste preußische Soldat, sich den ältesten Landwehrmann vorstellen, der mehr als sechzig Jahre alt, den Krieg in Reih und Glied mitgemacht hatte.

Viele sah ich hier zum ersten Male wieder. Der General Graf von Moltke war ganz unverändert, vielleicht etwas ermüdet von der unausgesetzten Geistesarbeit. Auch dieser Tag in Nancy gehört zu denen, welche man nicht vergißt. Es war ein Begrüßen, ein Austausch des Erlebten, der Meinungen, der Freude über das Errungene.

Am Abend kam der Kronprinz, um seinen kaiserlichen Vater nach Berlin zu begleiten. Die Worte, welche der in schöner, vollster Kraft vor uns stehende Erbe der Deutschen Kaiserkrone sprach, ließen erkennen, mit welcher Genugthuung, aber auch mit welchem Ernst er auf den beendigten Krieg und auf die Zukunft blickte.

Am 15ten März früh waren wir auf dem Bahnhofe zur Verabschiedung. Um 7 Uhr fuhr der kaiserliche Zug nach Deutschland ab.

Folgender Armee-Befehl ist vom Kaiser am 15ten in Nancy gegeben worden:

Soldaten der Deutschen Armee!

Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem Deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theueres Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen in die Heimath hat zum Theil begonnen. Ich sage Euch Lebewohl und Ich danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das theuere Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegen sehen!

Wir kehrten noch einmal nach Vesoul zurück und fuhren am 17ten nach Straßburg.

Welche Freude war es, auf deutschem Boden zu sein, nur deutsch zu sprechen! Kein französisches Wort kam mehr über unsere Lippen und Jeder verstand uns. Der Schwarzwald, zwar mit Schnee bedeckt, lockte freundlich herüber.

Straßburg war sehr verändert. Die Straßen vollkommen aufgeräumt und sauber, viele der damals beschädigten Häuser wieder bewohnt, mehr und glänzendere Kaufläden. Mit großem Fleiße hatte man die Festungswälle hergestellt, die Vertheidigungsmittel geordnet und ergänzt.

Mehrere eingesessene Straßburger wollten sich mit ihrem Franzosenthum brüsten. Von uns, die soeben aus Frankreich kamen, wurden sie in angemessener Form wie es sich schickte, derbe wie sie es verdienten, behandelt und das that gute Wirkung. Einflußreiche Bürger der alten deutschen Stadt sollten in letzter Zeit nach Paris gereist sein. Das Herz Frankreichs war das Herz dieser Leute. Ihr Pulsschlag sollte den Haß gegen uns schüren.

Aber schon drang das schreckliche Geräusch des Kommune-Aufstandes von dort her. Unter den Augen der Deutschen bereitete sich das „Centrum der Civilisation" zu den scheußlichsten Thaten.

Wir aber feierten in Straßburg den Geburtstag unseres Kaisers. Von der Plattform des Münsters erklangen deutsche Choräle, von den Wällen donnerten die Kanonen, in St. Thomas hörten wir Frommels ergreifende Predigt. Festversammlungen, Feuerwerk und Illumination fehlten nicht und uns wurde der von dem köstlichsten Wetter begünstigte Tag noch dadurch verschönt, daß der General von Werder die höchste kriegerische Auszeichnung erhielt: Das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.

Doch unsere Vereinigung, in der wir so viel Unvergeßliches erlebt, mußte sich trennen. Einer nach dem Anderen schied, zu erneuter Friedensthätigkeit berufen.

Die Theile der badischen Division, welche durch Straßburg kamen, führte der General von Werder mit Allen, die noch um ihn waren, über den Rhein. Ihr Landesherr und ihr Land bereiteten ihnen glänzenden Empfang. Ueberall in Deutschland rüstete man sich, die heimkehrenden Krieger mit Ehren zu begrüßen.

Um Mittag verließ ich Straßburg und fuhr durch die sonnigen, lachenden Rheinländer. In Frankfurt dunkelte es, weiter ging die Fahrt, ich schlief ein und wachte bei Wittenberg auf. Wer denkt nicht an Luther, wenn er diese Stadt sieht? Dann kam die Gegend von Jüterbog. Sand und Kiefern, darüber ein kalter Dunst. Das ist freilich kein üppiger Boden, wie der von welchem ich kam. Aber Geistesfreiheit und harte Arbeit haben Preußen groß gemacht.

Jetzt sah ich Berlin wieder, zum ersten Male die deutsche Reichs-Hauptstadt. Meine Gedanken flogen den Meinigen entgegen. Doch das Erlebte war so mächtig, daß auch der Gedanke mich nicht verließ: Gott schenke Deutschland immer einen solchen Kaiser und ein solches Heer!

Thein'sche Druckerei (Stürtz), Würzburg.

marschall von Malortie. — In Norderney. — 11. Eine Hofkatastrophe. — Der Katechismusstreit. — 12. Die Hochzeit des Capitäns. — 13. Ministerium Hammerstein. — Rudolph von Bennigsen. — Friedrich VII. incorporirt Schleswig. — Der Frankfurter Fürstentag. — 14. Der Prinz von Glücksburg besteigt den dänischen Thron. — General von Stutterheim. — Der deutsche Bund nimmt Holstein in Besitz. — 15. Oesterreichische und preußische Truppen in Schleswig, hannoversche in Holstein. Erinnerungen an den Krieg von 1848 bis 1850. — Kriegslage am Alssunde. — Stimmung in Schleswig. — 16. Der Uebergang nach Alsen. — 17. Unerquickliche Zustände in Hannover. — Zerstreuungen bei Hofe. — Ein Gartenfest in Herrenhausen. — 18. Der Gasteiner Vertrag. — Manöver bei Hildesheim. — Das letzte hannoversche Ministerium. — Festtage in Ostfriesland. — Die Oesterreicher in Holstein. — 19. Erziehung des Kronprinzen Ernst August. — Preußens Anträge einer Bundesreform. — Die Forderung der militärischen Führung. — Politische Meinungen im Club. — Die preußische Mobilmachung. — 20. Friedenshoffnungen. — Oesterreich beruft die holsteinschen Stände. — Prinz Carl von Solms-Braunfels. — Audienz bei Georg V. — Der General von Manteuffel besetzt Holstein. — Das Welfenschloß. — Hannover stimmt für Mobilmachung der nichtpreußischen Bundes-Armeecorps. — 21. Die Berliner Sommation. — Der Entschluß Georgs V. — Deputation der Stadtbehörden in Herrenhausen. — Georg V. reist ab. — Der Geist in Hannovers Bürgerschaft. — Organisation und Mobilmachung in Göttingen. — 22. Hin- und Hermärsche. — 23. Im Bivouak bei Mechterstedt. — Die Schlacht bei Langensalza. — 24. Im Schützenhause von Langensalza. — Ein Lazareth. — Die Capitulation. — 25. Auflösung der hannoverschen Armee. — Zustände in Hannover während der preußischen Occupation. — 26. Die Annectionen. — Die Welfen. — Hannoversche Offizierfrage. — Traurige Weihnachten.

Zweiter Theil: 1. Politische Lage. — Eintritt in den preußischen Dienst. — Cassel. — General von Plonski. — Wieder Rekrut, aber nur Muth. — 2. Garnisonparole. — Preußischer Offizierstisch. — Die Feier des 22. März. — 3. Die nächsten Kameraden. — Die Vorgesetzten. — Der Luxemburger Handel. — Preußische und hessische Familien. — 4. Inspicirung. — Sonderbares. — Der Oberpräsident von Möller. — 5. Wilhelmshöhe.

— Wiedersehen. — Welfische Versuche. — 6. Chattische Art. — Ein welfischer Agent. — Der König besucht Cassel. — Gesellschaft in Wilhelmsthal. — 7. Preußische Manöver. — Im Bivouak. — 8. Fremd in der Heimath. — Die Schulmeister in Uniform. — Beförderungen außer der Tour. — 9. Weiße Tannenbäume. — Oesterreicher und ihre Parteikämpfe. — 10. Die Aue im Winter. — Feuersbrunst. — Unter der Kattenburg. — Bestrebungen der Depossedirten. — 11. Prinz Napoleon. — Unerwartete Bekanntschaften. — 12. Zwei Vaterländer. — Ultramontane Angriffe. — Beförderung und Versetzung. — 13. Die Garnison in der altpreußischen Stadt. — „O Magdeburg, du Starke". — Auf dem Dome. — 14. Welfen-Logik. — Hannoveraner im sächsischen Dienst. — Welfenlegion. — Der König besucht Schleswig-Holstein. — 15. Ein Zwist um Hannover. — Hochzeitsfahrten. — 16. Plötzliche Wandlung. — Häusliche Weihnachtszeit. — 17. Carneval. — In der Hauptstadt. — Welfisches Rechenexempel. — „Thee und Tanz im Casino". — 18. Preußischer Fleiß. — Napoleons Friedensrede. — Großes Fest der Gesellschaft. — Ein Altmärker. — Ein Freund aus Süddeutschland. — Der Agent Meding. — 19. Noch ein mal auf Wilhelmshöhe. — Ein junger Franzose. — Politische Zustände in Frankreich. — 20. Der König in Magdeburg. — Die preußische Marine. — Frohe Stunden in Berlin. — 21. Geist in den Armeebehörden. — Graf Bismarck. — Ein Jesuit in der Familie. — 22. Hannoversche Beamte in Preußen. — Empfangsabend einer Schriftstellerin. — Ball im königlichen Schlosse. — Die Garde. — 23. Gesellschaft der Militärschriftsteller. — Auf dem Tempelhofer Felde. — Friedlicher Sommersanfang. — Das französische Plebiscit. — 24. Ollivier: „Der Frieden war niemals gesicherter." — Prinz Leopold von Hohenzollern. — Der französische Botschafter in Ems. — Die Antwort des Königs. — 25. Französisches Kriegsgeschrei. — In den Straßen von Berlin. — Der König kommt! — Die Wacht am Rhein und das Eiserne Kreuz. — 26. Geordnete Kraft. — Auf der Höhe von Fröschwiller. — Der Kronprinz. — Vormarsch in Frankreich. — Sedan. — 27. Im Lazareth. — Des Deutschen Hoffen wird erfüllt. — Gesundung. — 28. Nach Paris. — Ein alter Etappen-Commandant. — An Loire und Loir. — 29. Jahreswechsel im Felde. — La Mars. — Der 18. Januar. — Waffenstillstand und Frieden. — Pariser Commune. — Rückmarsch. — 30. Einzug in Berlin. — Schluß.

Wie es war und wurde.

Erzählungen

von

J. Hartmann,

Königl. Preußischer General-Lieutenant z. D.

I. Aus althannoverscher Zeit. (1791. 1803.)

II. An der Grenze. (1870. 1871.)

Preis elegant gebunden 5 Mark 40 Pf.

„Zu den Zeiten unserer Großeltern schrieb man mehr und ausführlichere Freundschaftsbriefe, deren Inhalt auch vielfach darum bedeutender war, weil die Charaktere sich in dem ruhigeren Leben mehr ausprägten. Der Beruf nahm nicht so viel wie jetzt von der Persönlichkeit für sich, es blieb auch mehr Muße und Lust, die edelsten Genüsse zu pflegen. Das verband die strebenden Menschen fester, und sie theilten sich, da große Ereignisse seltener waren, um so williger die kleinen mit. Deßhalb geben uns alte Familienbriefe oft die deutlichste Vorstellung vom Alltagsleben jener Zeit."

In dem Sinne werden die treuen Züge aus unserer Vorzeit, wie sie der Verfasser aus solchen alten lieben Andenken mit Künstlerhand zusammenfügte, den zahlreichen Freunden der „**Erinnerungen eines deutschen Offiziers**" ebenso willkommen sein als die Bilder aus der jüngsten Erhebung unseres Vaterlandes, welche er, als beredten Gegensatz zu jener Zeit der beginnenden Fremdherrschaft nach der französischen Revolution, im ersten Sonnenschein des neu geeinten deutschen Kaiserreichs vor uns erstehen läßt.

J. F. Bergmann, Verlagsbuchhandl., **Wiesbaden**.

J. Graber

Hartmann, Julius,

Erlebtes aus dem Kriege 1870/71

Wiesbaden 1885